DIE HAUPTSTRÖMUNGEN DER LITERATUR DES NEUNZEHNTEN...

Georg Brandes


1937 "PASTORIUS-AUSZEICHNUNG 1937
ALBERT B. FAUST
DEM
HISTORIKER
SCHRIFTSTELLER
PAEDAGOGEN
EIN
DANKBARES
AMERIKA-
DEUTSCHTUM
3. OKTOBER
1937
"DAS HOECHSTE GUT DES MANNES IST SEIN VOLK"
EX LIBRIS A. B. Faust

Date Due

FEB 12 1954 H Z

Die Hauptströmungen
der
Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts.

Vorlesungen,
gehalten an der Kopenhagener Universität
von
G. Brandes.

Uebersetzt und eingeleitet von
Adolf Strodtmann.

Erster Band: **Die Emigrantenlitteratur.**

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Vierte, vermehrte und mit einem Generalregister versehene Auflage.

Leipzig.
Verlag von H. Barsdorf.
1894.

Die Emigrantenlitteratur

von

G. Brandes.

Uebersetzt und eingeleitet

von

Adolf Strodtmann.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Vierte, vermehrte Auflage.

Leipzig.
Verlag von H. Barsdorf.
1894.

„Ein wächserner Hausgötze, den man außer Acht gelassen hatte, stand neben einem Feuer, worin edle campanische Gefäße gehärtet wurden und fing an zu schmelzen.

Er beklagte sich bitterlich bei dem Elemente. Sieh', sprach er, wie grausam Du gegen mich verfährst. Jenen giebst Du Dauer, und mich zerstörst Du!

Das Feuer aber antwortete: Beklage Dich vielmehr über Deine Natur; denn ich, was mich betrifft, bin überall Feuer."

W. Heinse.

Inhalt.

Vorwort des Herausgebers.

Bücher haben ihre Schicksale. Auch das Werk, dessen ersten Band ich hier dem deutschen Publikum vorlege, hat bereits seine Geschichte. Es rief in der Heimath seines Verfassers einen Sturm leidenschaftlicher Angriffe hervor, deren Ursache sich kaum aus dem Ton und Inhalt des Buches selber erklären läßt. Sie ist vielmehr in der eigenthümlichen Geistesrichtung zu suchen, welche die dänische Litteratur während der jüngsten Jahrzehnte genommen hat.

Es mag im Auslande befremden, aber es ist eine unzweifelhafte Thatsache: der große geistige Befreiungskampf des vorigen Jahrhunderts, welcher die Litteraturen aller übrigen Völker Europas mit so viel' neuen Ideen und Idealen bereicherte, hat die skandinavischen Länder fast unberührt gelassen. Von den Losungsworten der Revolution: Aufklärung, Gedankenfreiheit, Reform der Gesellschaft &c., drang kaum ein vereinzelter schwacher Ton nach Dänemark hinüber. Als aber der reaktionäre Gegenschlag kam, der die überschäumenden Fluthen des freien Gedankens in ihre angemessenen Schranken zurück dämmte, da machte die dänische Litteratur sich zum fanatischen Schildknappen der Reaktion. Nicht an Lessing, Goethe und Schiller lehnten die Koryphäen der nordischen Dichtung sich an, sondern an die untergeordneten Geister der romantischen Schule, von deren Verirrungen selbst Oehlenschläger sich keineswegs vollständig frei erhielt. So große Fortschritte die dänische Litteratur seitdem im Einzelnen, besonders in formeller Hinsicht gemacht hat, im Wesentlichen ist sie auf dem Standpunkte der Romantik stehen geblieben. In der That, was könnte „romantischer" sein, als die feindselige Abwendung vom Leben der Gegenwart, die stete Rückkehr zu den Stoffen

einer längst entschwundenen Vorzeit, die Lust an allegorischer Mythen- und Märchendichtung, welche wir bei den hervorragendsten Schriftstellern jenes Landes bis auf den heutigen Tag antreffen? Bezeichnender noch ist der Umstand, daß ein phantastischer Mysticismus mehr und mehr die poetische Litteratur des Nordens durchdrungen hat und ihr einen bigotten, theologisirenden Beigeschmack verlieh, welcher mehr und mehr in die weltfeindlichste Askese auszuarten droht. Die ganze dänische und norwegische Poesie der Gegenwart trägt, mit geringen Ausnahmen, einen didaktisch-polemischen Charakter, dessen Stachel sich mit ätzender Schärfe gegen die humanistischen Fortschrittsideen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts kehrt, in denen sie einen Abfall vom christlichen Glauben erblickt, und von deren Sieg sie die Auflösung aller sittlichen und gesellschaftlichen Bande befürchtet. Sie arbeitet nicht im Dienste des geistigen Fortschritts, sondern huldigt einem abstrakten Idealismus, welcher den Interessen der Gegenwart in träumerischem Hinbrüten aus dem Wege geht, sie erörtert nur noch mit byzantinischer Spitzfindigkeit theologische Probleme im Sinne einer wahrhaft mittelalterlichen Orthodoxie. Der flache Rationalismus, welcher der großen philosophischen Bewegung in Deutschland voranging, wurde freilich zu seiner Zeit auch in Kopenhagen von einzelnen Universitätsprofessoren, wie Otto Horrebow, vertreten; aber diese Richtung führte in Dänemark nicht, wie bei uns, zu einer weiteren Entwicklung und Vertiefung der Religionswissenschaft. Der bedeutenderen Schriftsteller der nächsten Generation huldigten zum Theil, wie Oehlenschläger, Hauch und Oersted, einem milden, rationalistischen Deismus, sprachen sich aber niemals polemisch gegen die positive Form der Religion aus, und ihr aufgeklärter Rationalismus verblaßte mit dem zunehmenden Alter. Der Hegel'schen Philosophie hat nur Johann Ludwig Heiberg eine ernstliche Beachtung geschenkt; die Forschungen eines Ludwig Feuerbach und David Friedrich Strauß blieben für die nordischen Länder gänzlich verloren. Dagegen gewann die fanatische Sekte der Grundtvigianer, welche in hochmütiger Ueberhebung Dänemark als das auserlesene Land Gottes betrachtet und sich einen eigenthümlichen mystisch-religiösen Jargon erschuf, immer mächtigeren Einfluß

auf die Massen, vor Allem auf die Bauernbevölkerung. Die ganze Presse des Landes, einschließlich der alten Oppositionspresse, steht gegenwärtig im Dienste der krassesten Orthodoxie und erstickt jeden Versuch, der freien wissenschaftlichen Forschung das Wort zu reden oder die großen Fragen der Zeit, welche anderwärts mit so viel Ernst und Eifer diskutirt worden sind, zur Debatte zu stellen. Fast die ganze Litteratur des Nordens trägt dieselbe pietistische Färbung; selbst Björnstjerne Björnson, dessen chamäleontische Natur auf politischem wie auf religiösem Gebiete im Lauf weniger Jahre alle erdenklichen Wandlungen durchgemacht hat, und der vor Zeiten mit hegelianischen Grundsätzen kokettirte, selbst dieser in Deutschland über Gebühr gefeierte Schriftsteller geizt jetzt nach der Ehre, Philosoph der Grundtvigianer zu werden, und verlangt in der Schwärmerei seiner jüngsten Apostrophe an die nordische Jugend, daß die Offiziere vor der Front ihrer Soldaten geistliche Psalmen anstimmen sollen, wobei dann vermuthlich weniger darauf ankommen wird, ob sie des Militärwesens kundig sind.

Ein solcher Litteraturzustand muß auf die Dauer unhaltbar werden, er müßte zu einem marasmus senilis, zu einem allmählichen Absterben aller geistigen Production führen, wenn nicht bei Zeiten ein heilsamer Windstoß den künstlich aufgerichteten Glasbau in Trümmer schlüge und der von Thau und Sonnenlicht abgesperrten Treibhauspflanze frische Luft brächte.

Diese Erwägung ist der Grundgedanke des Buches, welches die vorstehenden Zeilen bei dem deutschen Publikum einführen sollen.

Dr. G e o r g B r a n d e s, ein geistvoller junger Schriftsteller, der sich durch eine Reihe ästhetischer und kunstphilosophischer Abhandlungen in seiner Heimath ungewöhnlich rasch einen geachteten Namen erwarb, und der allgemein als künftiger Nachfolger Hauch's auf dem Lehrstuhle der Aesthetik betrachtet ward, eröffnete letzten Winter an der Kopenhagener Universität einen Cyklus von Vorlesungen über die H a u p t s t r ö m u n g e n d e r L i t e r a t u r d e s n e u n z e h n t e n J a h r h u n d e r t s. Diese Vorträge erregten ein ganz unerhörtes Aufsehen. Man stürmte fast das Lokal, man stand eine Stunde lang draußen in Regen und Schnee, um Platz zu erhalten, man sprach wochenlang staunend

und erregt von nichts Anderm, als von der Neuheit der hier verkündigten Ideen und von der Kühnheit des Mannes, welcher so offen die Schäden der vergötterten heimatlichen Litteratur zu enthüllen wagte.

Schon seit mehreren Jahren war Dr. Brandes unermüdlich bestrebt gewesen, durch die Reizmittel einer eben so scharfen wie vorurtheilsfreien Kritik das in Schlaf versunkene geistige Leben des Nordens zu wecken. Er begann seine litterarische Laufbahn mit einem erfolgreichen Kampfe gegen die dualistische Doktrin des Theologen R. Nielsen, welcher gleichzeitig die Unabhängigkeit der wissenschaftlichen Forschung und die Orthodoxie der positiven Religion hat sichern wollen, indem er die beiden Sphären des Wissens und des Glaubens für „absolut ungleichartig" erklärte, — einen Satz, den er durch Aufstellung einer konfusen Metaphysik zu begründen suchte. Dieser Kampf, an welchem zahlreiche Streitkräfte für und wider sich betheiligten, hatte unter Anderm die erfreuliche Folge, daß der einzige tüchtige Philosoph Dänemarks, Professor H. Bröchner, ein Hegelianer der fortgeschrittensten Richtung, dadurch Gelegenheit fand, seine Lehre öffentlich zu entwickeln. Brandes war ferner der Erste, welcher seinen Landsleuten die Kenntniß der freisinnigen Ansichten des amerikanischen Theologen Theodor Parker und der werthvollen ästhetischen Forschungen der französischen Litterarhistorikers H. Taine vermittelte. Die kritische Methode des Letzteren unterwarf er in seiner Schrift über „die französische Aesthetik der Gegenwart" einer eingehenden Prüfung, welche die Vorzüge und Mängel dieser gleichsam naturwissenschaftlichen Art, die Erzeugnisse der Kunst und Litteratur zu betrachten, auf das sorgfältigste abwägt. Die jüngste Arbeit des Dr. Brandes ist abermals ein Versuch, von außenher frisches, gesundes Blut in die Adern der greisenhaft hinsiechenden dänischen Litteratur einzuführen und sie mit den Fortschrittsideen der Neuzeit zu befruchten.

Durchblättert ein Ausländer, dem die oben geschilderten litterarischen Verhältnisse in Dänemark unbekannt sind, den nachstehenden ersten Band dieser Vorlesungen, so wird er, denken wir, von der geistvollen Gruppierung des Stoffes und von der eben so wissenschaftlichen wie pikant unterhaltenden Darstellungs-

form angenehm überrascht sein. Er wird mit Dank gegen den Verfasser erkennen, welch' eine Fülle neuer Gesichtspunkte und anregender Gedanken die vergleichende Litteraturbetrachtung dem achtsamen Forscher erschließt; aber Nichts wird ihm gewiß ferner liegen, als der närrische Einfall, in der Abfassung eines solchen Buches eine herostratische, That, ein fluchwürdiges Verbrechen gegen die menschliche Gesellschaft zu erblicken.

Dennoch stellte fast die gesammte dänische Presse einschließlich der Journale, die, wie „Dagbladet" und „Fädrelandet", früher an der Spitze der politischen Opposition standen und mit Ostentation das Banner der Freiheits- und Fortschrittsidee aufpflanzten, das vorliegende Werk dem Publikum in diesem gehässigen Lichte dar. Die Anfangs vereinzelten Schmähruse und Denunciationen der journalistischen Meute haben sich seit dem Erscheinen des Buches zu einem Chorus vereinigt, dessen heiseres Wuthgebell bis nach Norwegen hinüber schallt, und von dort in mißtönendem Echo zurück klingt. Vom Redakteur des Schmutzblattes „Heimdal" bis zum ehrwürdigen Bischof Monrad schwingt alles den Flamberg „sittlicher Entrüstung", um „bis auf den letzten Mann" die „gesellschaftsauflösenden Tendenzen" des Dr. Brandes zu bekämpfen, der die Sache der freien Forschung in der Wissenschaft, der freien Entfaltung der Humanität in der Dichtung vertritt. Kein Mittel der Verleumdung und boshaften Verdächtigung ist niedrig genug, um von seinen Gegnern verschmäht zu werden. „Der freie Gedanke bedeutet eigentlich nichts anders, als die freie „Lust", krächzen die Einen, „und die Wehr dagegen ist nichts anders, als die in der Gesellschaft herrschende Ueberzeugung, daß es nicht gleichgültig sei, ob ihre Mitglieder den Geboten der Sittlichkeit gehorchen oder denselben Hohn sprechen. Der freie Gedanke ist der freche Gedanke." — „Deine Ideen sind Petroleusen! Geh zu den Sozialisten, wohin Du gehörst!" schreien die Andern und malen das blutige Schreckbild der Kommune von Paris an die Wand, um den gebildeten und ungebildeten Pöbel des Nordens gegen einen Schriftsteller zu verhetzen, der nie die geringste Sympathie für sozialistische Tendenzen geäußert hat. Ebenso unsinnig ist die perfide Insinuation, als griffe

Brandes das Institut der Ehe an und rede der „freien Liebe“ das Wort, weil er sich im ersten Abschnitt seines Buches, wie der Stoff es mit sich brachte, vorherrschend mit Schriften beschäftigt, in welchen das Verhältnis der Geschlechter zu einander zur Sprache kommt. In diesem Punkte ist man eben in Dänemark sehr prüde, ohne deshalb sittlicher als anderswo in der Welt zu sein. Vor allem aber gebraucht man den bekannten Kunstgriff, die patriotische Gesinnung des Verfassers zu verdächtigen, weil derselbe nicht in das hergebrachte überschwängliche Lob der nordischen Literatur der Gegenwart mit einstimmt, sondern mit warnender Hand auf ihre Schwächen weist und auf die großen Vorbilder des Auslandes hindeutet. Man will mit einem Male entdeckt haben, daß die ganze litterarische Thätigkeit des Dr. Brandes eine unpatriotische, antinationale sei, daß er aus Mangel an Vaterlandsliebe stets in die Fremde schweife und bald das Studium der französischen, bald das Studium der englischen und gar der verhaßten deutschen Litteratur empfehle, wobei man geflissentlich übersieht, daß er nicht minder die eingehendsten und anerkennendsten Aufsätze über fast alle hervorragenden Schriftsteller Dänemarks und Norwegens geschrieben hat, und daß er selbst die Beschäftigung mit den ausländischen Litteraturen vorzugsweise für die Fortbildung der heimischen Poesie fruchtbar zu machen sucht, wie vor allem auch Ton und Haltung des vorliegenden Werkes jedem unbefangenen Leser bekunden.

Diese ganz unredliche Art der Polemik gegen die von den edelsten Motiven geleitete schriftstellerische Thätigkeit des Dr. Brandes beweist leider klar, auf welchem niedrigen Standpunkte die Kritik in Dänemark steht, und wie sehr er recht hatte, zu behaupten, daß man in seiner Heimat heut zu Tage nicht mehr wagen dürfe, irgend ein ernstes und wichtiges Thema öffentlich zur Debatte zu stellen. Dabei versagen nicht allein sämmtliche Kopenhagener Journale dem so meuchlerisch Angegriffenen das Recht der Verteidigung, sondern sie gehen so weit in ihrem wahnwitzigen Hasse, daß selbst eine warme Erklärung zu Gunsten des Dr. Brandes, welche der edle Dichter C. Hauch auf seinem Todbette schrieb*), erst nach monatelanger Verzögerung,

*) Dieselbe lautet, wie folgt: „Von allen jungen Männern, mit

von allen Hauptblättern der Residenz zurückgewiesen, endlich in einem der letzten Hefte der „Neuen dänischen Monatsschrift" zum Abdruck gelangen konnte. Diese Zeitschrift war zugleich die einzige, welche dem mißhandelten Schriftsteller nicht ihre Spalten verschloß. Er veröffentlichte dort unlängst ein satirisches Märchen, dessen Sinn nach dem Vorausgehenden keiner weiteren Erklärung bedarf:

Die Geschichte vom kleinen Rothkäppchen.

Es war einmal ein kleiner freier Gedanke. Da er gewöhnlich eine rote Mütze trug, so nannte man ihn das kleine Rothkäppchen. Eines schönen Tages, als sein Großvater die Gesellschaft, einige Veränderungen im Hause vorzunehmen gedachte, sagte er zum kleinen Rothkäppchen: „Geh mein Kind, geh hin und sieh, wie Deine Großmutter, die Freiheit, sich befindet, und bring ihr einen kräftigenden Trank in diesem Fläschchen.

Das kleine Rothkäppchen machte sich sofort auf den Weg, um seine Großmutter zu besuchen. Aber als es durch den dunkeln Wald ging, begegnete ihm die alte Oppositionspresse und frug: „Wohin gehst Du?" Das arme Kind, welches nicht wußte, daß es gefährlich sei, sich mit Wölfen einzulassen, antwortete:

„Ich gehe hin, um zu sehen, wie Großmutter sich befindet, und um ihr einen kräftigenden Trank in diesem Fläschchen zu zu bringen."

„Gut", sagte der Wolf, „ich will sie gerade besuchen."

Nun hatte der Wolf schon vor vielen Jahren die alte Großmutter aufgefressen. Er lief daher eiligst voraus, legte sich ins Bett und wartete auf das kleine Rothkäppchen, das bald nachher kam, an die Thür klopfte und eintrat.

denen ich zu der Zeit, während ich in Kopenhagen Universitätsprofessor war, in Berührung gekommen bin, wüßte ich keinen, der an ästhetischer Begabung und an Kenntnissen in diesem Fache dem Dr. G. Brandes an die Seite gestellt werden könnte, weshalb ich ihn unbedingt am meisten dazu berechtigt erachte, den Posten zu bekleiden, welcher jetzt durch meinen Tod erledigt wird." So mächtig aber war der Einfluß der böswilligen Tagespresse, daß bei der Neubesetzung des Lehrstuhls der Aesthetik nur ein einziger von allen Universitätsprofessoren den Muth besaß, dem Dr. Brandes seine Stimme zu geben.

Das kleine Rothkäppchen war sehr verwundert, zu sehen, wie seine Großmutter aussah, wenn sie entkleidet war. Es sagte zu ihr:

„Großmutter, was für lange Arme hast Du!"

„Um besser die Gesellschaft vor gesellschaftsauflösenden Tendenzen retten zu können, mein Kind."

„Großmutter, was für lange Beine hast Du!"

„Um besser bis auf den letzten Mann kämpfen zu können, mein Kind."

„Aber Großmutter, was für lange Ohren hast Du!"

„Um des Sonntags besser die Predigten hören zu können."

„Aber, Großmutter, ei, was für große Zähne hast Du!"

„Um dich besser auffressen zu können."

Und mit diesen Worten fiel der böse Wolf über das kleine Rothkäppchen her, erstickte es und fraß es auf. —

Dr. Brandes hat auf die zahlreichen Angriffe, deren Gegenstand er gewesen, außerdem in einer kleinen Brochure erwidert, die Zeugniß davon giebt, daß er, trotz all' dieser ungerechten Verfolgungen und Denunciationen, welche ihm für lange, wenn nicht für immer, die Pforten der Universität verschlossen haben, den Mut nicht verlor. Er weiß freilich, daß „Der, welcher sich mit Hilfe von Büchern, die nur in einigen Hunderten von Exemplaren verkauft werden, gegen anonyme Zeitungsartikel in fast sämmtlichen Tagesblätter des Landes wehren soll, die in Tausenden von Exemplaren zirkulieren, sich ungefähr in der Lage eines Mannes befindet, welcher sich mit einer Kanone, die nur einmal monatlich abgeschossen werden kann, gegen eine ganze Kompagnie wohlgedeckter Schützen vertheidigen soll, deren Waffe zehn Schüsse in der Minute abgiebt und zehnmal soweit reicht, wie die seine." Aber er tröstet sich damit, daß die Lebensanschauung, welche seinem Buche zu Grunde liegt, mächtige Alliirte in allen Ländern, und in allen Wissenschaften hat, „wenn man Dänemark und Norwegen unter den Ländern, und die Astrologie, Theologie und Alchymie unter den Wissenschaften ausnimmt." „Jedes gute Buch", sagt er, „das aus Deutschland, Frankreich, England, Holland und Italien über die Grenze herüber kommt, bringt sie mit sich, getragen von

allen ersten Namen Europas in der Wissenschaft und Litteratur. Ja, es geht so weit, daß jedesmal, wenn eines unserer Journale ein Feuilleton von diesem oder jenem europäischen Schriftsteller aufnimmt, das verwünschte Feuilleton unter dem Striche sich über den gut n klerikalen Ton oben im Blatte lustig macht. „Dagbladet" selbst ist ein Beispiel davon. Es hat Feuilletons von Auerbach gebracht, sein letztes großes Feuilleton war von d'Israeli, sein jetziges ist von Cherbuliez, lauter schlimme Freidenker, die sämmtlich unverblümt ihre Ansichten bekennen. „Fädrelandet" druckt Sachen von Heine, Saint-Victor ꝛc. ab, lauter Empörer, die keine theologische Disciplin annehmen wollen. Wenn auch ein ganzes Bataillon Recensenten in „Dagbladet" und „Fädrelandet" sich verschwören wollte, die Gedankenfreiheit zu befehden, so hätte das nicht mehr Gewicht, als wenn die Herren in die leere Luft schrieben. Wären die Ideen so höflich, hübsch um Erlaubniß zu bitten, ehe sie die Landesgrenze passirten, ja, dann möchte Hoffnung sein. Aber es hilft Nichts, einen Kordon zu ziehen oder die Bürgerwehr unters Gewehr zu rufen. Die Bajonette der gesammten Bürgerwehr vermögen nicht einen Gedanken zu spießen." — „Man stellt sich hier im Lande", sagt Dr. Brandes an einer anderen Stelle seiner Vertheidigungsschrift, „den Freidenker als einen Menschen vor, welcher einen verzweifelten und verbrecherischen Kampf wider alles Höchste im Leben, wider Moral und Religion kämpft. Ich für mein Theil denke: welche Ansichten man auch im Einzelnen über die Moral hege, so muß man doch glauben, daß eine der wichtigsten Stützen der Moral die uneigennützige Wahrheitsliebe ist, und es scheint mir klar, daß in einer Gesellschaft, wo so viele äußere Güter sich an das Bekenntniß einer positiven Religion, zumal in einer einzelnen bestimmten Konfession, knüpfen, Niemand leicht aus einem anderen Grunde als aus Wahrheitsliebe, d. h. aus einer rein moralischen Ursache, Freidenker werden wird. Ich glaube ferner: welche Ansicht man im Uebrigen auch von der Gottheit hege, so muß man, wenn man denkt, der Meinung sein, daß das Göttliche, d. h. das Höchste, was sich im Menschenleben und in der Geschichte offenbart, der Geist darin, der Geist des Fortschritts ist. Wenn sich,

in der Geschichte eine Gottheit offenbart, so offenbart sie sich als Geist, der im Kampf wider äußere Gewalt, Lüge und Vorurteil, wider veraltete und drückende Ueberlieferungen unhemmbar sich seinen fortschreitenden Weg bahnt, und der alles Wurmstichige bei Seite schiebt, um Glück und Freiheit zu verbreiten. Es giebt in der Geschichte keinen höheren, keinen göttlicheren Geist, als den Geist des Fortschrittes. Der Freidenker steht, — Das weiß und fühlt er — auf seiner Seite. Aber thut er Das, so steht er auf der Seite der Gottheit und die Gottheit ist mit ihm. Nicht der Freidenker, sondern seine Widersacher und Feinde sind daher die wahren Gottlosen und die wahren Unmoralischen; denn Alles, was Jener unter Gott versteht: Wahrheit, Freiheit, die höchste Menschenliebe, ist auf seiner Seite und nicht auf der ihren."

Nichts ist lächerlicher, als die Andeutung eines Kopenhagener Blattes, daß in Dänemark, im Unterschiede von allen übrigen Ländern der Welt, eine gewisse Schamhaftigkeit der Seele die Freidenker verhindern sollte, ihre innerste Ueberzeugung offen zu bekennen. „Schamhaftigkeit!" ruft Brandes mit gerechtfertigtem Hohne aus, „als hätte Schamhaftigkeit es jemals den Kämpfern der Orthodoxie verwehrt, dem Bekenntnis ihrer innersten Gefühle die größtmögliche Publicität zu geben, als wären sie nicht in Gemeinden organisiert, als bildeten sie nicht eine Staatskirche und besäßen nicht stattliche Kirchen aus festem Steinmaterial, als hielten sie keine Predigten und ließen keine Predigten drucken! Ist es nicht doch ein wenig verdächtig, daß die Schamhaftigkeit Einem niemals verbietet, offen seine Anschauung zu bekennen, wenn dieselbe als gleichbedeutend mit allen bürgerlichen Tugenden gilt, Ansehen, Ehre, ja häufig baares Geld einträgt, daß sie dagegen aber verbietet, diejenige Ueberzeugung auszusprechen, welche ihren Bekenner an den Pranger stellt und sich bei jedem Schritte als ein Hindernis auf seinem Weg erweist?"

Andererseits bemühen sich die Angreifer des Dr. Brandes fast ohne Ausnahme, den Kampf zwischen der modernen und der herkömmlichen Weltanschauung als einen Kampf zwischen dem Atheismus und dem Glauben an einen persönlichen Gott

hinzustellen. Auch hierauf giebt Brandes die geeignete Antwort: „Die Frage ist in Wirklichkeit nicht, ob man einen persönlichen Gott annimmt oder nicht, sondern ob man eine Offenbarung, d. h. eine äußere Wahrheit annimmt, ob man mit einem Worte diese höchste Wahrheit als ein Gegebenes betrachtet, oder ob man der Ansicht ist, daß sie zu suchen, und mit Anstrengung der höchsten Kräfte des Menschen, ohne Rücksicht auf irgend eine sogenannte historische Offenbarung, zu suchen sei. Im ersten Falle ist man orthodox, im letzten Falle ist man Freidenker, gleichviel zu welchem Resultate man gelange, ob unser Gedanke Ruhe finde im Glauben an einen persönlichen Gott, im Pantheismus oder im Atheismus. Hier liegt der Gegensatz, die zwei Lager sind das der Orthodoxie und des freien Gedankens. Letzteren für gleichbedeutend mit dem Atheismus erklären, heißt sich einer wissentlichen Fälschung schuldig machen.

„Was unter dem freien Gedanken zu verstehen ist, läßt sich mit zwei Worten sagen: Die Ueberzeugung von dem Rechte der freien Forschung ist gleichbedeutend mit der Ueberzeugung, daß es weder in der Natur noch in der Geschichte Enklaven giebt, welche nicht den Gesetzen unterworfen sind, die im Uebrigen Natur und Geschichte beherrschen. Es ist die Ueberzeugung, daß ein Theil Westasiens nicht in irgend einem Zeitraum der Geschichte des Alterthums von ganz anderen Natur- und Geistesgesetzen beherrscht worden ist, als diejenigen sind, denen die ganze übrige Welt in Vergangenheit und Gegenwart unterworfen war, und daß er nicht der Schauplatz sogenannter übernatürlicher Ereignisse gewesen ist, während die Erde sonst vom Nordpole bis zum Südpole und von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag nur der Schauplatz natürlicher Ereignisse war. Es ist mit einem Worte die Ueberzeugung von der Einheit der Natur, der Geschichte und des ganzen Seins, welche die Pfleger der freien Forschung bekennen, und nicht blos bekennen, sondern als wahr erweisen. Denn alle Forschungen, welche jedes neue Jahrhundert zu den Resultaten früherer Jahrhunderte hinzugefügt hat, haben diese Ueberzeugung als wahr erwiesen, und sie mit unzähligen Stimmen in allen Zungen bekräftigt und

bestätigt. Sie ist es, zu welcher kein Bibelgläubiger sich bekennen kann, wie sehr er sich Freidenker nennen möge, und sie ist es, welche Niemand, der sich nicht des Mittels wissentlicher Unwahrheit bedient, für gleichbedeutend mit Irreligiosität, Unsittlichkeit, freier Lust, Frechheit und Dergleichen erklären kann. Wir bedürfen der Freiheit des Gedankens, um uns dagegen zu sichern, daß die Wissenschaft nicht römisch-katholisch in römisch-katholischen, griechisch-katholisch in griechisch-katholischen und protestantisch in protestantischen Ländern wird, jüdisch, wenn ein Jude, buddhistisch, wenn ein Hindu sie behandelt. Will man nicht zehnerlei verschiedene Wahrheiten haben, und räumt man ein, daß es eine von Konfessionen unabhängige Wahrheit giebt, so muß man den freien Gedanken gelten lassen."

Den schärfsten Angriff hat der bekannte Bischof Monrad gegen das Raisonnement des Verfassers im Kapitel „Kampf gegen die Gesellschaft" des vorliegenden Bandes gerichtet. Er findet die Forderung unerhört, daß das Individuum berechtigt sein sollte, sich, unabhängig von den Einflüssen der Gesellschaft und des Herkommens, selbst seine Religion und sein Sittengesetz zu bilden. „Also, jeder Mensch sollte die ungeheure Arbeit des Menschengeschlechts von vorn beginnen, und was würde man durch diese Bestrebungen anders erreichen, als daß man die geistige Entwicklung hemmte, und die Kinder der Menschen in einen Haufen Wilder verwandelte!" — „Im ersten Augenblick", entgegnete Brandes, „scheint es vielleicht, als wäre die Forderung, welche Herr Monrad mich stellen läßt, unerfüllbar; allein, richtig verstanden, muß sie gestellt und erfüllt werden, wenn das Individuum wahrhaft Mensch sein soll. Denn was heißt denken anders, als „die ungeheure Arbeit des Menschengeschlechts von vorn beginnen"? — nicht in dem Sinne natürlich, daß das denkende Individuum so gestellt würde, als wäre es der erste Mensch auf Erden, und auch nicht als würde mit einem absolut voraussetzungslosen Denken begonnen, sondern in solcher Weise, daß das Individuum ohne Rücksicht nach rechts oder nach links, ohne Rücksicht auf offizielle Autoritäten oder von Staat und Kirche patentirte Inhaber der fertigen Wahrheit, mit seinem eigenen Hirne versuchen muß, sich seine persönliche,

originale, ursprüngliche und echte, daher allein Werth habende Ueberzeugung zu bilden. Jeder Mensch, der zur Welt geboren wird, muß, wie auch das menschliche Geschlecht zu seiner Zeit stehe, von vorn damit beginnen, sprechen und gehen zu lernen, und wie mit dem Gange, so verhält es sich auch mit dem Denken. Es wäre Wahnwitz, um dem Individuum „die ungeheure Arbeit" des Gehens zu ersparen, demselben die Uebung seiner Beine zu erlassen, bis sie unbrauchbar würden, und ihm dann ein Paar patentirter Krücken unter die Arme zu binden. Man kann sprechen wie die Andern oder den Andern nach dem Munde reden, aber man kann eben so wenig mit dem Hirne der Anderen denken, wie man von der Kost satt werden kann, die Andere speisen. Das Wort Denker war von jeher gleichbedeutend mit Ketzer. Und was vom Denken gilt, gilt von jeder andern Produktivität; man kann nicht fühlen, wenn man nicht erster Hand, selbständig fühlt, man kann nicht als Künstler schaffen, wenn man nicht „ganz von vorn beginnt". Erst dann kommen Einem die Resultate der Andern zu Statten. Wer hier nicht von vorn beginnen will, Der ist, so ungern er es hören mag, kein wahrer, kein wirklicher Mensch. Es ist das schöne und große Vorrecht des Menschen, von vorn zu beginnen. Er überläßt es den Papageien, nach dem Munde zu plappern, und den Affen, nachzuäffen. Es wundert mich, daß ein so scharfsinniger Schriftsteller wie Herr Monrad, nicht begreift, wie diese Ansicht sich bestens mit derjenigen vereinigen läßt, daß das Individuum unter beständigem Einflusse der Umgebungen und der Gesellschaft steht. Der unbegabte Mensch empfängt ohne Weiteres seine Anschauungen von der ihn unmittelbar und handgreiflich umgebenden Gesellschaft. Die Umgebungen des hervorragenden Individuums sind die geistige Gesellschaft, in welcher es lebt. Diese Gesellschaft besteht aus den großen Geistern, deren Bekanntschaft ihm freisteht. In dieser Gesellschaft kann der strebsame Mensch mit Goethe und Heine, mit Hegel und Feuerbach, mit Comte und Littré, mit Lord Byron und Stuart Mill verkehren. Aber je mehr er in der Gemeinschaft dieser Geister, in diesen „Umgebungen" gelebt hat, desto sicherer wird er in Kollision mit der Gesellschaft gerathen, die ihn unmittelbar, handgreiflich um-

giebt, d. h. wenn er nicht die von einem Kopenhagener Blatte gepriesene „Schamhaftigkeit" besitzt, seine Ansichten für sich zu behalten. Je stärkeren Drang er durch den Verkehr mit jenen großen Geistern empfindet, sich selbst auf eigene Hand eine Ueberzeugung zu bilden, desto sicherer mag er sein, daß die Gesellschaft um ihn her ihn wie einen Empörer oder wie einen Feind behandeln wird, bis sie selber allmählich die Ueberzeugungen annimmt, welche er vertritt.

„Und nun noch ein Wort zum Schlusse. Man behandelt mich, als wären die Ideen, von welchen ich inspirirt bin, und welche ich ausspreche, meine Erfindungen. Diese Ideen sind die Ideen des intelligenten Europas. Ist man ein Frevler, wenn man dieselben besitzt, so liegt die Schuld nicht an mir, sondern an der europäischen Wissenschaft. Oder vielmehr: sind die Männer der jüngeren Generation Frevler, wenn sie diese Ueberzeugungen hegen, so fällt die wahre Schuld auf die Männer der älteren Generation. Weshalb erzogt ihr uns nicht besser? Lassen sich jene Ideen widerlegen, weshalb widerlegtet ihr sie uns nicht? War es möglich, das jetzt lebende Geschlecht zu siegreichem Kampfe wider den freien Gedanken zu waffnen, weshalb gabt ihr uns nicht die Waffen dazu? Ihr thatet es nicht, weil ihr es nicht konntet, weil diese Ideen unwiderleglich sind. Ihr thatet es nicht, weil Viele von euch (die Führer der Presse z. B.) weit entfernt, die Ideen des Zeitalters zu kennen, geschweige für dieselben begeistert zu sein, nichts weiter vermochten, als uns so lange in Unkenntnis derselben zu erhalten, bis wir völlig erwachsen waren und uns selbst unseren Weg suchen mußten. Andererseits konntet ihr uns nicht Scheuklappen vor die Augen binden, noch uns Baumwolle in die Ohren stopfen. Das Geschlecht, von welchem ihr redet, ist ein Geschlecht, das Feuerbach studirt und wieder studirt hat, das die vergleichende Mythologie entstehen sah, das der religionsgeschichtlichen Kritik bei ihrem ersten großen Feldzuge gefolgt ist und Zeuge ihrer Eroberungen war. Wir haben Strauß und Renan in succum et sanguinem vertirt, während ihr noch kaum ihre Namen zu buchstabiren wißt. Ihr müßt eine andere Sprache zu uns reden, als zu dem Geschlechte, das

1848 zu euch empor sah, wir verstehen euch nicht mehr, so wenig wie ihr uns versteht. Seid ihr nicht im Stande gewesen, gegenüber der Kritik und ihrer großen, ernsten That uns eine Entgegnung und Abfertigung auf die Lippen zu legen, so habt ihr kein Recht, euch zu wundern, daß wir als wahr annehmen, was den Stempel der Wahrheit auf seinem Antlitz trägt, und was ihr nicht aus der Welt schafft, weil ihr euch gebärdet, als sei es nicht da. Und den Ehrabschneidern unter euch sage ich: Bringt uns nur in Mißkredit bei dem Volke! Ihr könnt es nicht ewig auf der Geistesstufe festhalten, auf welcher es heute steht, wenn auch die Unwahrheit noch eine Zeitlang die zahlreichsten Anhänger finden mag. Die Unwissenheit war immer die Leibwache der Lüge. Aber die Zeit wird kommen, wo selbst die große Menge Ekel und Widerwillen an den Ueberresten der Vorurtheile vergangener Zeiten empfinden wird, welche ihr ihm jetzt als Kost darbietet! Die Zeit wird kommen, wo man erkennt, daß die Epoche, welche ihr vertretet, todt ist, wenn ihr es auch leugnet, und die Leiche, gleich der Leiche jenes assyrischen Königs, nominell immer noch das Regiment führen laßt."

So Viel über den Kampf des Dr. Brandes gegen die dänische Orthodoxie. Es erübrigt, ein paar Worte über den wissenschaftlichen Charakter eines Werkes zu sagen, das in Deutschland sicher eine gerechtere Anerkennung, als in der Heimath seines Verfassers, finden wird.

G. Brandes liefert in seinen „Hauptströmungen der Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts", zwar nicht in der Form, aber dem Wesen nach, gewissermaßen eine Fortsetzung und Ergänzung von H. Hettners Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts Im Unterschiede von Diesem, stellt er sich allerdings nicht die Aufgabe, ein Gesammtbild der litterarischen Thätigkeit jedes einzelnen hervorragenden Schriftstellers in der von ihm behandelten Periode zu entwerfen; sein Thema ist ein begrenzteres, aber darum nicht minder interessantes. Während Hettner den Kampf für die großen Aufklärungsideen des vorigen Jahrhunderts, so zu sagen, in epischer Breite schildert, verdichtet sich dem dänischen Schriftsteller der reaktionäre Kampf, welchen die nächstfolgende Generation gegen diese Ideale erhob, um wider ihren

Willen den endlichen Sieg des geläuterten Humanitätsideals zu fördern, gleichsam zu einem dramatischen Gemälde. Die sechs Litteraturgruppen, in welche sein Stoff sich ihm gliedert, entsprechen in der That ziemlich ungezwungen den sechs Akten eines großartigen Dramas. Schon diese Gruppirung läßt erkennen, daß er, ähnlich wie Hettner, vor Allem bemüht ist, die Wechselwirkung der Ideen in den Litteraturen der Hauptkulturvölker Europas nachzuweisen. Diese Absicht tritt um so schärfer hervor, als er sich vorwiegend auf die Besprechung derjenigen Werke beschränkt, in welchen die geistige Entwicklung der Menschheit zu einem wesentlich veränderten Standpunkt gelangt und durch die Aufstellung neuer Ideale und Probleme, wenn auch oft auf seltsamen Umwegen, eine höhere Stufe erklimmt. Da diese Entwicklung ihrer Natur nach keine einseitig nationale, sondern eine allgemein europäische ist, so läßt sie sich, wie der Verfasser mit Recht betont, nur auf dem Wege vergleichender Litteraturbetrachtug, unnter steter Rücksichtnahme auf die politischen, religiösen und socialen Zeitverhältnisse, verstehen. In der That bestrebt er sich mit seltenster Unbefangenheit, jedes Litteraturprodukt ebenso sehr aus der Gefühls- und Anschauungsweise der Zeit wie aus den charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Volkes zu erklären, welchem der betreffende Autor angehört. Diese Unpartheilichkeit, dieser freie, vorurtheilslose Blick sichert dem Brandes'schen Werke den Anspruch der Beachtung auch im Auslande, zumal in Deutschland, wo die Methode vergleichender Litteraturforschung seit dem glänzenden Vorgange Hettners sich ein für alle Mal wissenschaftliches Bürgerrecht erworben hat.

Was endlich die Arbeit des Herausgebers betrifft, so hat er sich, obschon er in einzelnen Punkten von den Ansichten des Verfassers abweicht, nicht für befugt erachtet, an dem Inhalte des von ihm übertragenen Werkes das Geringste zu ändern. Dagegen erschien es ihm passend, die durch den Vorlesungscharakter bedingten häufigen Anreden an die Zuhörer in einem für die Lektüre bestimmten Buche mit der objektiveren Form wissenschaftlicher Erörterungen zu vertauschen.

Adolph Strodtmann.

Einleitung.

Der Hauptgegenstand der nachfolgenden Vorträge ist die Reaktion, welche das neunzehnte Jahrhundert in seinen ersten Decennien gegen die Litteratur des achtzehnten ins Werk setzte und die Ueberwindung dieser Reaktion.

Dies historische Ereigniß ist seinem Wesen nach europäisch und läßt sich nur mittels einer vergleichenden Litteraturbetrachtung verstehen. Eine solche will ich daher versuchen, indem ich mich bestrebe, gleichzeitig gewisse Hauptbewegungen in der deutschen, französischen und englischen Litteratur zu verfolgen, welche in diesem Zeitraume die wichtigsten sind.

Die vergleichende Litteraturbetrachtung hat die doppelte Eigenschaft, uns das Fremde solchergestalt zu nähern, daß wir es uns aneignen können, und uns von dem Eigenen solchergestalt zu entfernen, daß wir es zu überschauen vermögen. Man sieht weder, was dem Auge allzu nahe, noch was demselben allzu fern liegt. Die wissenschaftliche Litteraturbetrachtung giebt uns gleichsam ein Fernglas in die Hand, dessen eine Seite vergrößert, und dessen andere Seite verkleinert. Es gilt dasselbe so zu gebrauchen, daß wir die Illusion des natürlichen Gesichts dadurch korrigiren. Bis jetzt haben die verschiedenen Völker in litterarischer Hinsicht einander ziemlich fern gestanden und nur geringe Fähigkeit bewiesen, sich gegenseitig ihre Erzeugnisse anzueignen. Will man ein Bild des seitherigen Verhältnisses haben, so denke man an die alte Fabel vom Fuchse und Storche. Der Fuchs, weiß man, lud den Storch zu Gaste, aber er richtete all' die Leckerbissen, welche er ihm vorsetzte, auf einer flachen Schüssel an, so daß der Storch mit seinem langen Schnabel fast nichts erreichen konnte. Man weiß auch, wie der Storch sich rächte. Er tischte seine flüssigen und festen Speisen in einem hohen, enghalsigen Gefäße auf, in welches

wohl der lange Storchschnabel, nicht aber die spitze Fuchsschnauze hinabtauchen konnte. So haben lange Zeit die verschiedenen Nationen wechselseitig Fuchs und Storch mit einander gespielt. Ein großer Theil der Aufgabe des ästhetischen Studiums besteht und bestand darin, die Mahlzeit des Storches auf dem Eßgeschirr des Fuchses, und umgekehrt, anzurichten.

Die Litteratur eines Volkes stellt, wenn diese Litteratur vollständig ist, die ganze Geschichte seiner Anschauungen und Gefühle dar. Große Litteraturen, wie die englische und französische, enthalten solchermaßen eine genügende Anzahl Dokumente, um aus denselben bestimmen zu können, wie das englische und französische Volk in jeder geschichtlichen Periode gedacht und gefühlt hat. Andere Litteraturen, wie z. B. die deutsche in ihrer zweiten Blütenperiode, welche erst ungefähr um die Mitte des vorigen Jahrhunderts beginnt, sind in diesem Sinne wegen ihrer Unvollständigkeit nicht so interessant. Noch mehr gilt das also von einer so späten Litteratur, wie die dänische. Das ganze Gefühlsleben des dänischen Volkes mittels derselben zu studiren, ist nicht möglich; dafür hat sie zu große Lücken. Es giebt lange Zeiträume in der dänischen Litteratur, welche sich durch kein poetisches oder psychologisches Manifest oder Denkmal von irgendwelcher Bedeutung gekennzeichnet haben. Ist überhaupt in solchen Zeiten gedacht oder gefühlt worden, so weiß man heut zu Tage nichts davon. Außerdem aber war es das Unglück des kleinen und abseits gelegenen Dänemark, daß es nicht erster Hand irgend eine große europäische Geistesbewegung hervorgebracht hat. Wir gaben nicht den Anstoß zu den großen Veränderungen, wir erlitten sie, w e n n wir sie überhaupt erlitten. Wir empfingen z. B. die Ideen der Reformation aus Deutschland, die Ideen der Revolution aus Frankreich. Unsere Litteratur gleicht einer kleinen Kapelle in einer großen Kirche, sie hat ihren Altar, aber der Hauptaltar ist nicht zu finden. Nicht genug also, daß es Zeiten giebt, von welchen man nicht weiß, wie damals gedacht und gefühlt wurde, es giebt auch Zeiten, wo man gedacht und gefühlt hat, aber auf zweite Hand schwächer und matter als anderswo. So geschieht es zuweilen, daß eine der großen europäischen

Bewegungen Dänemark erreicht, eine andere nicht. Ein Losungswort ergreift uns, ein anderes nicht. Ja, zuweilen, wenn wir gar nicht an der Aktion theilgenommen haben, deren breite Wogen unsere sandigen Ufer erst flach und kraftlos erreichen, trifft es sich, daß wir in die Reaktion mit hineingerathen.

Ein solcher Fall, glaube ich, hat sich in diesem Jahrhundert ereignet. Das ist mir aufgefallen, und dieser Eindruck hat mich zu den Untersuchungen veranlaßt, welche den Gegenstand meiner Vorträge bilden.

Jeder Gebildete weiß, welche gewaltige revolutionäre Bewegung am Ende des achtzehnten Jahrhunderts über die Welt kam, und welche Folgen sie anderwärts in Politik und Litteratur nach sich zog. Nun wohl! diese Bewegung ist ja in allen wesentlichen Stücken gar nicht nach Dänemark gelangt. Um ein Beispiel zu erwähnen: eins der Schlagwörter der Revolutionslitteratur war der freie Gedanke. Aber dieser freie Gedanke, der anderwärts in so kühnen Formen auftrat und so gigantische Resultate herbeiführte, kam zu uns nur in der kläglich abgeblaßten Form des theologischen Rationalismus. Hegel hat die schönen Worte gesprochen: „So lange die Sonne am Firmamente stand, und so lange die Planeten sich um die Sonne drehten, war es nicht erlebt worden, daß der Mensch sich auf den reinen Gedanken gestellt, man könnte sagen, sich auf den Kopf gestellt und versucht hätte, die ganze Wirklichkeit nach seinem Kopfe umzubilden und aufzubauen. Alle früheren Revolutionen hatten lokale Zwecke gehabt, erst diese wollte die Menschheit umschaffen.“ Man kann nicht leugnen, daß wir Dänen das Decorum bewahrten, wir stellten uns nicht auf den Kopf. Aber als nun diese gewaltige Aktion, welche aus dem Siegesbewußtsein des Gedankens, dem Fanatismus des reinen Gedankens hervorgegangen war, wie jeder große Strom, der aus seinen Ufern tritt, Gegenmaßregeln und eine Reaktion hervorrief, da kamen wir mit in die Reaktion. In all' unsern literarischen Bewegungen zu Anfang dieses Jahrhunderts, in Oehlenschläger's Dichtungen, in Grundtvig's Predigten, in Mynster's Reden und Ingemann's Gedichten ist ein starkes Element der Reaktion wider das achtzehnte Jahrhundert. Daß

eine solche Reaktion kam, war berechtigt und natürlich. Was ich aber als unberechtigt und naturwidrig nachweisen möchte, ist, daß diese Reaktion noch so lange bei uns fortdauert, nachdem sie anderwärts längst aufgehört hat und verschwunden ist.

Verstehen wir einander recht. Reaktion als solche ist durchaus nicht gleichbedeutend mit Rückschritt. Weit entfernt davon! Im Gegentheil, eine wahre, ergänzende, korrigirende Reaktion ist Fortschritt. Aber eine solche Reaktion ist kräftig, von kurzer Dauer und stagnirt nicht. Nachdem sie eine Zeitlang die Ausschreitungen der vorhergehenden Periode bekämpft, nachdem sie ans Licht gezogen hat, was diese zurück drängte, nimmt die folgende Periode den Gehalt der vorhergehenden in sich auf, versöhnt sich mit derselben und setzt ihre Bewegung fort. Das ist bei uns nicht geschehen. Wenn ein Stock nach einer Seite gebogen worden ist, macht man ihn gerade, indem man ihn nach der anderen biegt — aber man thut das nicht unaufhörlich. Jene Reaktion wider das achtzehnte Jahrhundert setzt sich hier zu Lande schleppend, verdrossen, mit Unterbrechungen fort, aber sie scheint kein Ende nehmen zu wollen, und in Folge dessen ist die dänische Litteratur in eine Schläfrigkeit versunken, die uns nachgerade selbst Verwunderung erregt. Deshalb reizte es mich, zu schildern, wie eine Reaktion, ja dieselbe Reaktion anderwärts ihr Ende gefunden hat.

Was ich darstellen will, ist eine geschichtliche Bewegung, welche ganz den Charakter und die Form eines Dramas trägt. Die sechs verschiedenen Litteraturgruppen, welche ich vorzuführen gedenke, entsprechen völlig den sechs Akten eines großen Dramas. In der ersten Gruppe, der französischen, von Rousseau inspirirten Emigranten-Litteratur, beginnt die Reaktion, aber hier sind die reaktionären Strömungen noch überall mit den revolutionären gemischt. In der zweiten Gruppe, der katholisierenden romantischen Schule Deutschlands, ist die Reaktion im Steigen, sie geht weiter, sie hält sich ferner von den Freiheits- und Fortschrittsbestrebungen des Zeitalters. Die dritte Gruppe endlich, welche Schriftsteller wie Joseph de Maistre, wie Lammennais in seiner orthodoxen Periode, wie Lamartine und Victor Hugo zu der Zeit, wo sie während der Restauration noch die besten

Stützen der Legitimisten und Klerikalen waren, umfaßt, bezeichnet die heftige, die triumphirende Reaktion. Byron und sein Anhang bilden die vierte Gruppe. Dieser eine Mann bewirkt den Umschlag in dem großen Drama. Der griechische Freiheitskrieg bricht aus, ein frischer Hauch weht über Europa hin, Byron fällt in heldenmüthiger Aufopferung für die griechische Sache, und sein Tod macht einen ungeheuren Eindruck auf alle Schriftsteller des Festlands. Kurz vor der Julirevolution wechseln daher alle großen Geister Frankreichs ihre Richtung, sie bilden die fünfte Gruppe, die romantische Schule Frankreichs, und die neue liberale Bewegung wird durch Namen wie Lamennais, Hugo, Lamartine, Musset, George Sand &c. charakterisirt. Und da jetzt die Bewegung von Frankreich nach Deutschland hinüber geht, siegen auch dort die liberalen Ideen, indem die sechste und letzte Gruppe von Schriftstellern, welche ich schildern will, von den Ideen des Freiheitskrieges und der Julirevolution inspirirt wird, und, wie die französischen Dichter, in Byron's großem Schatten den Führer der Freiheitsbewegung erblickt. Die wichtigsten dieser jungen Schriftsteller sind, wie Heine, Börne und später Auerbach, von jüdischer Abstammung.

Ich glaube, wir Dänen können aus diesem großen Drama eine Lehre für uns selber ziehen. Wir sind nämlich diesmal, wie gewöhnlich, cirka vierzig Jahre hinter dem übrigen Europa zurückgeblieben. Seit lange schon hat in den Litteraturen jener großen Hauptländer der Revolutionsstrom seine Nebenflüsse aufgenommen und die Dämme gesprengt, welche ihm den Weg versperren sollten; er ist in Tausende von Kanälen hinein geleitet worden. Wir arbeiten noch daran, ihn zu hemmen und ihn im Sumpfe der Reaktion festzuhalten. Aber wir haben nur die Entwickelung unserer Litteratur gehemmt.

Es wird kaum schwierig sein, ein übereinstimmendes Urtheil darüber zu erlangen, daß die dänische Litteratur sich niemals in diesem Jahrhundert in einem so hinsiechenden Zustande befunden hat, wie in unseren Tagen. Die poetische Produktion ist so gut wie völlig erstorben, und kein Problem allgemein menschlicher oder gesellschaftlicher Art vermag Interesse zu erwecken oder eine andere Diskussion hervorzurufen, als in der

Tagespresse und in der Tageslitteratur. Eine starke Original-Produktivität haben wir nie besessen, jetzt ist ein fast absoluter Mangel an der Aneignung fremden Geisteslebens hinzugetreten, und die geistige Taubheit hat, wie die Taubheit bei dem Taubstummen, Stummheit zur Folge gehabt.

Daß eine Litteratur in unseren Tagen lebt, zeigt sich dadurch, daß sie Probleme zur Debatte bringt. So bringt z. B. George Sand die Ehe zur Debatte, Voltaire, Byron und Feuerbach die Religion, Proudhon das Eigenthum, der jüngere Alexandre Dumas das Verhältniß zwischen den beiden Geschlechtern, und Emile Augier die Gesellschaftsverhältnisse. Daß eine Litteratur Nichts zur Debatte bringt, heißt, daß sie im Begriffe steht, alle Bedeutung zu verlieren. Das Volk, welches sie erzeugt, mag sich dann noch so lange einbilden, alles Heil der Welt würde von ihm herkommen, es wird sich in seiner Erwartung getäuscht sehen, es ist so wenig ein Volk, das die Entwicklung und den Fortschritt lenkt, wie die Fliege Solches that, als sie den Wagen vorwärts zu treiben vermeinte, weil sie dann und wann seinen vier Pferden einen unbedeutenden Stich gab.

Eine solche Gesellschaft kann noch manche Tugenden bewahren, den kriegerischen Muth zum Beispiel, aber diese Tugenden können nicht die Litteratur aufrecht erhalten, wenn der intellektuelle Muth gesunken und entwichen ist. Jede stagnirende Reaktion ist tyrannisch, und wenn eine Gesellschaft sich allmählich so entwickelt hat, daß sie unter der Maske der Freiheit die Züge der Tyrannei trägt, wenn das öffentliche Aussprechen jeder rücksichtslos freisinnigen Anschauung oder Darstellung einen Ausschlußbefehl von der Gesellschaft, von dem geachteten Theil der Presse, von einer großen Zahl der Staatsämter zur Folge hat, so werden natürlich weit ungewöhnlichere Bedingungen als sonst erforderlich sein, um d i e Art von Anlagen und d i e Art von Charakteren zu bilden, auf denen der Fortschritt eines Gemeinwesens beruht. Wenn eine solche Gesellschaft nun eine Art von Poesie erzeugt, so kann man sich nicht allzu sehr darüber wundern, daß ihr wesentlicher Inhalt darin besteht, ihr Zeitalter zu verhöhnen und zu schmähen. Eine solche Poesie wird den Menschen

ihres Zeitalters immer und immer wieder einen erbärmlichen Wicht nennen, und man wird vielleicht erleben, daß die Werke, welche am meisten gerühmt und gekauft werden (Ibsen's „Brand" z. B.), diejenigen sind, in denen der Leser, zuerst mit einer Art Grausen, später mit einer Art Wollust, so recht empfindet, welch' ein Wurm, wie nichtswürdig und muthlos er ist. Man wird vielleicht auch erleben, daß das Wort „Wille" das Stichwort für ein solches Geschlecht wird, daß es mit Willens-Dramen und Willens-Philosophien hausiren geht. Man verlangt das, was man nicht hat. Man schreit nach dem, was man am bittersten entbehrt. Man bringt das zu Markte, wonach die Nachfrage am größten ist. Aber man würde sich trotz alledem irren, wenn man pessimistisch wähnte, bei einem solchen Geschlechte sei weniger Muth, Entschlossenheit, Begeisterung und Wille vorhanden, als durchschnittlich bei so vielen anderen. Es ist eben so viel Muth und Freisinn da, aber es wird mehr erfordert. Denn wenn die Reaktion in einer Litteratur die neuen Gedanken zurückdrängt, und wenn die Gesellschaft, von welcher sie ausgegangen ist, wohl zu merken, nicht, wie die englische z. B. sich täglich wegen ihrer Heuchelei und Konvenienz hat müssen anklagen, verhöhnen, ja verwünschen hören, sondern im Gegentheil von ihrer Freisinnigkeit überzeugt ist und man ihr täglich um deswillen ein Weihrauchfaß vor der Nase schwingt, so sind bei denen, welche sonst vielleicht der Litteratur neues Blut einflößen könnten, besondere Eigenschaften und besondere Verhältnisse erforderlich. Ein Soldat bedarf keines ungewöhnlichen Muthes, um, durch einen Erdwall gedeckt, auf den Feind zu schießen; aber hat man ihn erst so schlecht geführt, daß er keine Deckung findet, dann wundere man sich nicht, wenn der Muth ihm vergeht.

Eine Kombination verschiedener Ursachen hat bewirkt, daß die dänische Litteratur in geringerem Grade, als die größeren, im Dienste des Fortschritts gearbeitet hat. Selbst Umstände, welche die Entwicklung unserer Poesie begünstigt haben, sind uns hier hinderlich gewesen. So will ich einen Zug von Kindlichkeit im dänischen Volkscharakter hervorheben. Wir verdanken dieser Eigenschaft die in ihrer Art fast einzige Naivetät unserer Poesie.

Naivetät ist die in eminentem Sinne poetische Eigenschaft, und man findet sie bei fast all unsern Dichtern von Oehlenschläger und Ingemann bis zu Andersen und Hostrup. Aber Naivetät ist kein revolutionärer Hang. Sodann hebe ich den stark abstrakten Idealismus unserer Litteratur hervor. Dieselbe handelt nicht von unserm Leben, sondern von unseren Träumen. Dieser Idealismus hat, wie der Idealismus und die Scheu vor der Wirklichkeit in allen Litteraturen, seine Ursache darin, daß unsere Poesie sich unter einem politisch jammervollen und gebrochenen Zustande als eine Art Trost in der Widerwärtigkeit des realen Lebens, als eine Art geistiger Eroberung entwickelte, die uns trösten sollte über die materiellen Verluste. Aber sie hat einen traurigen Mangel als Andenken daran bewahrt.

Es begegnet zuweilen dem Dänen im Auslande, daß ein Fremder nach einigen Gesprächen über Dänemark die Frage an ihn richtet: „Wie kann man sich über die Bestrebungen ihres Landes unterrichten? Hat ihre zeitgenössische Litteratur den einen oder andern handgreiflichen und leicht faßlichen Typus entwickelt?“ Der Däne wird um die Antwort verlegen sein. Wir wissen alle so ungefähr, welche Art und Klasse von Typen das achtzehnte Jahrhundert dem neunzehnten hinterließ. Nennen wir ein Paar der Hauptrepräsentanten in einem einzigen Lande, wie Deutschland. Da ist Nathan der Weise, das Ideal der Aufklärungsperiode, das will sagen Toleranz, edle Humanität und durchgebildeter Rationalismus. Man darf schwerlich behaupten, daß wir Dänen dies Ideal festgehalten oder es weiter gebildet hätten, wie z. B. in Deutschland durch Schleiermacher und nachmals durch so viele Andere geschah. Mynster war unser Schleiermacher, aber welcher Abstand ist zwischen Schleiermacher's Freisinnigkeit und Mynster's Orthodoxie! Und Schritt für Schritt haben wir uns vom Rationalismus entfernt, ohne ihn aufzunehmen, ohne ihn weiter zu bilden. Clausen war eine Zeitlang der Wortführer desselben, aber er ist es nicht mehr. Auf Heiberg folgt Martensen, und Martensen's „Spekulative Dogmatik“ wird von der „Christlichen Dogmatik“ abgelöst. In Oehlenschläger's Dichtungen weht noch ein rationalistischer Hauch, aber das Geschlecht Oehlenschläger's und Oersted's zeugt das Geschlecht Kierkegaard's und Paludan-Müller's.

Die deutsche Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts übergab uns noch manche andere poetische Ideale. Da ist Werther, das Ideal der Sturm- und Drang-Periode, das will sagen, der Kampf der Natur und der Leidenschaft wider die herkömmlich geordnete Gesellschaft; sodann Faust, der inkarnirte Geist der neuen Zeit und ihrer Erkenntniß, welcher, nicht zufrieden mit Dem, was die Aufklärungsperiode errungen hat, einen höheren Standpunkt, ein höheres Glück und eine tausendfach höhere Macht ahnt, da ist ferner Wilhelm Meister, der Typus der humanen Bildung, welcher die Schule des Lebens durchläuft und vom Lehrling zum Meister wird, welcher damit beginnt, vor dem Leben fliehend nach Idealen zu jagen, aber welcher damit endet, das Ideal in der Wirklichkeit zu finden, und welchem diese zwei Benennungen in eins verschmelzen. Da ist Goethe's Prometheus, der, an seinen Felsen gekettet, die Philosophie Spinoza's in begeisterten und erhabenen Rythmen verkündet. Da ist endlich Marquis Posa, die echte Verkörperung der Revolution, der Apostel und Prophet der Freiheit, der Typus jenes Geschlechtes, das, sich empörend über alle todesreifen Ueberlieferungen, den Fortschritt möglich und die Menschheit glücklich machen wollte.

Mit solchen Typen hinter sich beginnt unsere dänische Litteratur. Bildet sie dieselben weiter? Man kann das nicht sagen. Denn worauf würde der Fortschritt beruhen? Er beruht auf Dem, was seither geschehen ist. Es ist nicht in dieser Form gedruckt worden, aber ich will es hier aussprechen. Eines schönen Tages, als Werther, wie gewöhnlich, spazieren ging und verzweiflungsvoll für Lotten schwärmte, fiel es ihm ein, daß das Band zwischen Albert und ihr doch allzu wenig bedeute, und er eroberte sie von Albert. Eines schönen Tages ward Marquis Posa es müde, am Hofe Philipp's II. den tauben Ohren des Tyrannen Freiheit zu predigen, und er rannte ihm seinen Degen durch den Leib, — und Prometheus erhob sich von seinem Felsen und säuberte den Olymp, und Faust, der vor dem Erdgeiste aufs Knie gesunken war, bemächtigte sich seiner Erde und machte sie sich unterthan mit Hilfe des Dampfes, der Elektricität und der methodischen Forschung.

Sehen wir, in welcher Gestalt unsre beginnende poetische Litteratur sich zum ersten Mal ihre Form giebt. Diese Gestalt ist „Aladdin,“ und Aladdin bedeutet das Recht der Poesie und der Naivetät, zu existiren und zu siegen. Es ist eine Dichtung über die Dichtung, es ist die Poesie, welche ihr eigenes Recht geltend macht, die Poesie, welche sich selbst im Spiegel beschaut und verwundert ihre eigene Schönheit erblickt, ein Thun, das sie nicht dauernd fortsetzen kann, ohne zur Strafe dafür ein schlaffer und wollüstiger Narcissus zu werden. Und noch ein Zug: Aladdin ist das Genie, und mit der ganzen sublimen Kühnheit des göttlich begabten Geistes entthront Oehlenschläger die Faustgestalt, macht Faust zu einem Nureddin, und läßt diesen Faust wie einen Wagner enden. Ich halte jeden Erguß meiner fast uneingeschränkten Begeisterung für dies Gedicht zurück und setze nur meinen Gedankengang fort. Aladdin ist das Genie, aber welche Art von Genie? Auf welcherlei geniale Naturen paßt dies Bild? Auf Geister vielleicht wie Oehlenschläger selbst oder wie sein Zeitgenosse Lamartine, aber sicherlich nicht auf Geister wie Shakespeare, wie Leonardo, wie Michel Angelo, Beethoven, Goethe und Schiller, Hugo und Byron, am allerwenigsten auf Napoleon, der vielleicht am unmittelbarsten den Anlaß zu „Aladdin“ gegeben hat. Denn das Genie ist nicht der geniale Müßiggänger, sondern der geniale Arbeiter, und die angeborenen Gaben sind nur das Werkzeug, nicht das Werk.

Dann folgen Figuren wie Oehlenschläger's nordische Heldengestalten, Hakon, Palnatoke, Axel, Hagbarth, Ideale von Kraft und Liebe, die, ohne mit solcher Stärke der Phantasie erschaffen zu sein, daß sie antik wären, doch unserm Zeitalter allzu fern stehen, um ein wirkliches Verhältniß zu demselben zu haben. Bei all ihrer Schönheit sind sie zu abstrakt und ideal, um mehr als unvollkommen die Zeit abzuspiegeln, in welcher sie entstanden, und ihre praktische Wirkung auf die Gemüther ist schon dadurch stark begrenzt, daß sie sich ja als Vorzeitsideale ankündigen. Es ist nicht mehr der Seeleninhalt der modernen Zeit, der sich in ihnen formen will; mit Bewußtsein wird die Psychologie zurückgeschraubt und eine Reinigung von allem

spezifisch und unzweideutig Modernen versucht. Es ist lehrreich, sie mit den Helden einer gleichzeitigen Schaubühne, mit den Gestalten Victor Hugo's zu vergleichen. Diese stehen vielleicht in poetischer Hinsicht zurück. Aber man fühlt stärker das Wehen einer neuen Zeit, wenn man Victor Hugo's zornschnaubende Plebejer über die Bühne schreiten sieht. Deshalb wurden auch Victor Hugo's erste Tragödien sämmtlich von der bestehenden Regierung verboten, was nie einem dänischen Stücke widerfahren ist, — eine Eigenthümlichkeit, welche man je nach seinen Sympathien als ein Zeichen des rein dichterischen oder als ein Zeichen des rein wirklichkeitslosen Charakters unserer Poesie auslegen mag. Noch ganz anders abstrakt, ja, so zu sagen, blutlos werden die Typen in einer Litteraturgruppe, die sich an Oehlenschläger's dramatische Arbeiten anschließt und unser Mittelalter behandelt, nachdem jene unsere Vorzeit behandelt haben. Ich meine Ingemann's Romane. Die Lebenserfahrung und das Lebensstudium, worauf diese Werke beruhen, ist äußerst gering. Sie behalten einen anderen Werth; aber zum Leben haben sie kein oder fast gar kein Verhältniß, obschon sie zu den Büchern gehören, welche im Uebrigen die größte praktische Wirkung geübt haben. Sie gehören dem aus Schottland eingeführten verfehlten und jetzt verlassenen Genre des historischen Romanes an, das von einem Vollblut-Tory erfunden, aus einem Geisteszustande hervorgegangen war, welcher, wie der unsrige, all' seine Ideale der Vergangenheit entnahm.

An einem solchen Geisteszustande prallen alle großen Ereignisse des Jahrhunderts ab. Der griechische Freiheitskrieg, dessen Ausbruch anderwärts das Signal zu so gewaltigen litterarischen Umwälzungen giebt, der in Frankreich und Deutschland ganzen Schulen den Todesstreich versetzt und neue Schulen erweckt, der eine ganze Schriftstellerschaar veranlaßt, ihre Gesinnungsrichtung zu ändern und in den Dienst der Opposition zu treten, hinterläßt in der Poesie Dänemarks fast keine andere Spur, als jene berühmten Zeilen in Heiberg's Vaudeville „König Salomon und der Hutmacher Jürgen“: „Was halten der Herr Baron von den griechischen Angelegenheiten?“ Ein Ereignis wie die Julirevolution von 1830 setzt sich bei einem

so kühnen und freisinnigen Geiste wie Paul Möller kein anderes Denkmal, als jenes sonst so schöne und charakteristische Gedicht „Der Künstler unter den Rebellen", ein Gedicht, welches durch seine Loyalität, seine ästhetische Gleichgültigkeit wider die Ereignisse der Außenwelt, seine grenzenlose Verachtung aller Gesellschaftsbewegungen die ganze Epoche in Dänemark abschildert. Für Paul Möller personificirten sich die Revolutionen wirklich in „zwei freisinnigen Jungen und einem lahmen Redakteur". Byron's das halbe Jahrhundert beherrschende Poesie, welche durch seinen Heldentod rings über die Welt verpflanzt wird, gelangt auch zu uns, aber nur die Draperie gefällt hier, und man hütet sich wohl, die Gedanken und Typen sich anzueignen. Eine unserer edelsten und schönsten Dichternaturen, der Bischofssohn Frederik Paludan-Müller, eignet sich das Versmaaß, den Rythmus, den Stimmungswechsel, das barocke Hin- und Herschwanken zwischen Pathos und Ironie in den Byron'schen Heldengedichten an, aber nur um diese Form als Einkleidung für die ganze herkömmliche Denk- und Gefühlsweise zu benutzen. Er gießt den alten Wein in die neuen Schläuche und entwickelt seine Poesie nach und nach zu einem begeisterten Plaidoyer für ästhetische Moral und die starrste Orthodoxie. — Wenn man sich ein Land von Dänemarks Größe wie eine Art China verwaltet dächte und sich ein Gesetz vorstellte, kraft dessen in einer bestimmten Zeit nur theologische Kandidaten Stimmrecht in der Litteratur und die Befugnis haben sollten, die Eindrücke von auswärts zu bearbeiten, so möchte es eine interessante Aufgabe sein, zu untersuchen, wodurch sich wohl eine solche, von Kandidaten des Predigtamtes verfaßte Litteratur von einer großen Periode und Gruppe der unsrigen unterscheiden würde.

Es scheint, als sollte es uns nicht gelingen, etwas Typisches in einer anderen Form, als der abstrakt karikirten, auszudrücken. Auf all' jene positiven Gestalten folgt eine Reihe negativer Bilder. Heiberg sammelt die Charakterzüge aus all' seinen Vaudevilles zu einem Bilde des Kopenhagener Spießbürgers in dem Gedicht „Eine Seele nach dem Tode"*), und Paludan-

*) Deutsch von F. A. Leo. Berlin. 1861.

Müller schreibt sein Meisterwerk „Adam Homo“, streng genommen der einzige wirklich typische und für einen Fremden lehrreiche dänische Roman. Derselbe verdichtet gleichsam die ganze Schlaffheit und Nichtswürdigkeit der europäischen Reaktionszeit zu einer Essenz. Adam Homo ist der Mensch im Allgemeinen, ja wohl, aber der Mensch aus der Zeit Christians VIII. Gleichzeitig verliert sich bei uns daheim die importirte philosophische Bewegung, die aufkeimende Hegel'sche Schule erstirbt, Heiberg wird durch Kierkegaard, und die Leidenschaft, zu denken, durch die Leidenschaft, zu glauben, abgelöst. Die philosophische Bewegung hört vorläufig auf, ohne ein Buch, geschweige ein Werk geschaffen zu haben, und die ethisch-religiöse Tendenz, welche jetzt beginnt, erhält ihre Parallele und ihre Fortsetzung innerhalb der Poesie. Eine Anzahl schöner, aber kindlicher Bauernnovellen, die Hirtenscenen unsres Jahrhunderts, folgen dem religiösen Strome. Aber höher und höher steigt der Enthusiasmus für positive Religion und ästhetische Moral. Man überbietet sich darin, Ideale aufzuthürmen, von deren schwindelnder Höhe die Wirklichkeit nur noch als ein fern liegender schwarzer Punkt erscheint.

Wohin hat diese Strömung geführt? Zu Gestalten wie Paludan-Müller's „Kalanus“, welcher sich in der Ekstase selbst auf dem Scheiterhaufen verbrennt, und wie Ibsen's „Brand“, dessen Moral, wenn man ihr folgte, die Hälfte der Menschheit veranlassen würde, aus Liebe zum Ideal zu verhungern.

Und damit haben wir geendet. Nirgends in ganz Europa so exaltirte Ideale, und an wenigen Orten ein platteres geistiges Leben! Denn man müßte doch äußerst naiv sein, um zu glauben, daß unser Leben jenen Typen entspräche. So stark ist die Strömung gewesen, daß selbst eine so revolutionär angelegte Natur wie Ibsen in dieselbe hineingezogen ward. Ist „Brand“ Revolution oder Reaktion? Ich wüßte es nicht zu sagen, so Viel hat dies Gedicht von dem Einen wie von dem Andern.

Die zwei großen Grundgedanken des vorigen Jahrhunderts waren diese: in der Wissenschaft die freie Forschung, in der Poesie die freie Entfaltung der Humanität. Was sich nicht mit diesem Strome bewegt, das sinkt dem Verfall entgegen und

nimmt die Richtung nach Byzanz. Denn außerhalb dieser Bewegung sind alle Bewegungen byzantinisch. In der Wissenschaft byzantinische Scholastik, in der Poesie Gestalten und Geister, die nicht mehr Gestalten und Geistern ähnlich sind, einförmig und abstrakt.

Gebt einem Sirius-Bewohner, der nur unsere dänische klassische moderne Poesie durchgelesen hat, ein paar ausländische Dramen in die Hand, z. B., Alexandre Dumas' „Le fils naturel", Emilie Augier's „Le fils de Giboyer" oder „Les effrontès", und er wird mit zahllosen Gesellschaftszuständen und Gesellschaftsproblemen vertraut werden, die er nicht kannte, weil sie zwar in unserer Gesellschaft, aber nicht in unserer Litteratur existiren. Denn der moralischen Wuth entspricht als Gegensatz die moralische Prüderie. Was haben wir aus jenem ersten Aufschwunge gemacht, da man hier zu Lande, wie überall beim Beginn des Jahrhunderts, zum ersten Mal eine Poesie hinter den drei Einheiten, eine Gottheit hinter der Dreieinigkeit, ein Glück der Liebe hinter der konventionellen Ehe, eine Wahrheit hinter den Dogmen, eine Gleichheit hinter dem Kastenunterschiede und der Rangordnung, eine Freiheit hoch über dem Zwange der Convenienz, der Gesellschaft und der Alltagsmoral erspähte!

Oehlenschläger emancipirte die dänische Poesie von der Moral der Nützlichkeitsperiode. Er siegte, wiewohl nach hartem Kampfe, und die Poesie ward frei. Heiberg brachte die Logik eben so erfolgreich zu Ehren, wie Jener die Poesie, er emancipirte die ästhetische Kritik von dem Gefühlsraisonnement und eroberte der Philosophie ein neues Gebiet. Dann kam das erste Verlangen nach politischer Freiheit. Aber die Bannerführer der Litteratur antworteten: Was ruft ihr nach politischer Freiheit? Die wahre Freiheit ist die eigene innere Freiheit des Willens, die zu erringen ist euch stets erlaubt, und die andere ist, wenn ihr jene habt, ohne alle Bedeutung.

Und man schrieb große metaphysische Abhandlungen über die Freiheit des Willens, über Determinismus und Wahnsinn; aber es gelang doch nicht, die Gemüther zu beruhigen, und wir erhielten die politische Freiheit. Sollte nicht die Bedingung eines weiteren Fortschritts abermals die sein, daß Freiheit —

Geistesfreiheit — wieder die Losung würde, daß der Ruf erklänge: wir wollen den freien Gedanken und die freie Humanität? Es wird dann Nichts helfen, daß man antwortet: „Was ruft ihr nach Freiheit, ihr habt ja schon jede, die ihr euch wünschen könnt,“ und man meint die politische Freiheit. Man wird sich mit dieser nicht zufrieden erklären. Es sind nicht so sehr äußere Gesetze, die man zu ändern braucht, obschon auch diese; es ist vielmehr die ganze Gesellschaftsanschauung, welche das jüngere Geschlecht von Grund aus umbilden und aufpflügen muß, bevor eine neue Litteratur entsprießen kann. Die Hauptarbeit wird sein, durch eine Menge von Kanälen die Strömungen, welche ihren Quell in der Revolution und den Fortschrittsideen haben, nach Dänemark zu leiten und der Reaktion auf allen Punkten Einhalt zu thun, wo ihre Aufgabe historisch beendet ist.

Die Emigrantenlitteratur.

Der Uebergang vom 18. zum 19. Jahrhundert geschah in Frankreich unter wiederholten socialen und politischen Ausbrüchen von bis dahin niegesehenem Umfang und Kraft. Die neue Saat, welche die großen Gedanken und Begebenheiten der Revolution ausgestreut hatten, schoß jedoch nicht sofort in der Litteratur auf. Sie konnte es nicht; denn zweimal in kurzen Zwischenräumen ging eine alle individuelle Freiheit zerstörende Tyrannei wie eine Walze über Frankreich: zuerst die Diktatur des Convents dann diejenige des Kaiserreichs. Die erste Schreckensherrschaft schreckte, guillotinirte, verbannte Jeden, dessen politische Farbe nicht auf das Genaueste mit der eben obenaufschwimmenden des herrschenden Volksgeistes übereinstimmte — die Aristokratie, das Königshaus, die Geistlichkeit, die Girondisten wurden unter der Walze zermalmt — und man floh lieber in die stillen Villen der Schweiz oder in die einsamen Steppen Nordamerikas, um dem Geschick zu entgehen, welches die nächsten Angehörigen getroffen hatte und einem selber drohte. Die zweite Schreckensherrschaft, zerschmetterte, verjagte, chikanirte, verhaftete, erschoß, verwies Alles des Landes, was sich nicht anders zum Schweigen bringen ließ — eine Stille, die nur von Hochrufen auf den Kaiser unterbrochen werden durfte — und so wurden Legitimisten und Republikaner, Konstitutionelle und Liberale, Philosophen und Dichter unter der Alles nivellirenden Walze zermalmt, wenn sie es nicht vorzogen, zerstreut und zersprengt nach allen Richtungen, sich einen Zufluchtsort außerhalb des Kaiserreichs zu suchen. Und das war nicht leicht, denn es folgte ihnen auf den Fersen, so schnell erweiterte es sich; es verschlang Italien und Deutschland in großen Bissen und nirgends war man sicher, nicht von seinen Armeen überrascht zu werden, es holte die Flüchtigen sogar in Moskau ein.

Unter diesen beiden großen Zwangsherrschaften wurde einzig und allein nur außerhalb Paris, in einsamen Orten der

Provinzen oder auf dem Lande, wo die Bewohner sich dann so still wie Todte verhielten, häufiger aber noch außerhalb Frankreichs Grenzen, in der Schweiz, in Nordamerika, in Deutschland und England, von Franzosen litterarisch gearbeitet. Denn nur dort konnten die selbständigen Geister unter den Franzosen existiren, wie auch nur von solchen eine Litteratur begründet und gefördert werden kann. Die erste französische Litteraturgruppe in diesem Jahrhundert, welche von so vielen zerstreuten Punkten aus begründet wird, hat nun als gemeinsamen Grundzug, daß sie oppositionell ist.

Hiermit soll jedoch nicht gesagt werden, daß die Schriftsteller über gewisse Grundprincipien einig sind — sie sind oft im höchsten Grade uneinig unter einander — aber der Haß gegen die Regulierungsbestrebungen der Schreckensherrschaft und Napoleons verbindet sie alle. Was sie auch ursprünglich sind und wozu sie sich später unter der Restauration entwickeln, zu Reformatoren auf litterarischem Gebiet, zu reaktionären Legitimisten oder zu liberaler Opposition, so haben sie doch zur Jahrhundertwende als Gegner der herrschenden und gegebenen Zustände ein erstes gemeinsames Gepräge. Und hierzu kommt als der nächste entscheidende Zug, ihre gemeinsame schwierige Stellung als Erben des 18. Jahrhunderts, welcher ihnen noch in zwölfter Stunde das Kaiserreich, gegen welches sie protestirten, vermacht hatte. Einzelne von ihnen wollten am liebsten ganz von dem Erbe mit seiner Schuld absehen, andere wieder wollen wohl das Erbe, doch ohne die Schuld übernehmen. Alle fühlen sie es, daß die geistige Bewegung des neuen Jahrhunderts von anderen Voraussetzungen ausgehen müsse als von denjenigen, auf welche das alte gebaut hatte. Als sich die Flügelthüren des 19. Jahrhunderts öffnen, stehen sie alle mit spähenden Blicken und starren herein, sie ahnen die Umrisse des neuen, glauben sie undeutlich zu erblicken, und schon formt sich für sie das Kommende nach ihren Fähigkeiten und Wünschen, und sein Wesen wird von ihnen ausgedrückt. So erhalten sie alle das Gepräge, als ob sie etwas vorbereiteten, einleiteten, als ob sie Bringer und Träger eines neuen Zeitgeistes wären.

Es war in Frankreich ein größeres Feld für litterarische Erneuerungsversuche als in irgend einem anderen europäischen Hauptland. Denn die Litteratur des vorigen Jahrhunderts war daselbst in Formwesen ausgemündet.

Die Salon- und die akademische Bildung im Verein, hatten sie in gewisse, einmal gegebene, steife und magere Formen gezwängt. Sie war in das Eisenkorset des sogenannten guten Geschmacks eingeschnürt. Die Franzosen waren es, welche am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts die politischen Zustände und die Sitten revolutionirten. Die Deutschen waren es, welche die litterarischen Ideen reformirten. Frankreich bot von jeher den Gegensatz eines Landes, das, während es in allen äußeren Verhältnissen die Veränderung liebt und, wenn es diesem Hange folgt, selten Maß oder Schranke zu halten weiß, zu gleicher Zeit in litterarischer Hinsicht äußerst stabil ist, Autoritäten anerkennt, eine Akademie unterhält, Maß und Schranke über Alles stellt. Man hatte in Frankreich die Regierung umgestürzt, die mißliebigen Aristokraten gehängt oder verbannt, die Republik errichtet, Krieg mit Europa geführt, das Christenthum abgeschafft, den Kultus eines höchsten Wesens dekretirt, ein Dutzend Fürsten ab- und eingesetzt, ehe man sich's einfallen ließ, dem Alexandrinerverse den Kampf zu erklären, ehe man die Autorität Corneille's und Boileau's anzutasten oder daran zu zweifeln wagte, daß die Beobachtung der drei Einheiten im Drama zur Rettung des guten Geschmacks absolut nothwendig sei. Voltaire, der vor Wenig zwischen Himmel und Erde Respekt hat, respektirt die Alexandriner. Er stellt die ganze Tradition auf den Kopf, er verwendet die Tragödie als Angriffswaffe wider die Mächte, deren beste Stütze sie vor ihm gewesen waren, die Königsmacht und die Kirche, er schließt in mehreren seiner Trauerspiele die Liebe aus, welche bisher für die Hauptsache in einer rechten Tragödie galt, er ahmt dem von seinen Landsleuten mißachteten Shakespeare nach; aber er wagt nicht, den Vers eines Fußes zu berauben, das Geringste an der überlieferten Reimstellung zu ändern oder die Handlung länger als vierundzwanzig Stunden dauern, die Begebenheit in einem und demselben Stücke an zwei verschieden benannten Orten spielen

zu lassen. Es kostet ihn keine Ueberwindung, den Königen das Scepter aus der Hand und den Priestern die Maske vom Gesicht zu reißen, aber er respektirt den traditionellen Dolch in Melpomenens Hand und die traditionelle Maske vor ihrem Gesichte.

Es war ein anderes Volk, als das französische, das Volk, dem Voltaire höhnisch mehr Geist und weniger Konsonanten gewünscht hatte, welches Litteratur und Poesie reformirte. Es waren die Deutschen der damaligen Zeit, die gutmüthigen Leute, von denen man in Frankreich kaum mehr wußte, als daß sie ihr Bier tranken, ihre Pfeife rauchten und ihr Sauerkraut in der Ofenecke aßen, daß sie sich friedlich von einem Paar Dutzend stupider Duodeztyrannen quälen ließen, daß sie ohne die mindeste unvernünftige Gleichheitssucht in tiefster Ehrfurcht ihre Vorgesetzten „Rath" und „Graf" &c. titulirten, daß sie nur Krieg führten, um Prügel zu bekommen, daß sie im Uebrigen patriarchalisch mit ihren Ehehälften lebten, die als wahre Brütmaschinen Kinder auf Kinder in beständiger Anbetung des Erzeugers zur Welt brachten, — sie waren es, die in der Welt der Ideen größere Eroberungen, als die Franzosen auf Erden, machten, indem sie der Welt eine neue Metaphysik schenkten, so tief und so reich, wie man sie nicht seit den Tagen des Aristoteles und der Neuplatoniker gesehen hatte, eine neue Poesie, die schönste seit Shakespeare's Zeit, und sie waren es, die eine neue Behandlung der Geschichte, der Mythologie und der Dichtkunst begründeten; denn bei ihnen war Nichts anders frei gewesen, als einzig und allein der Gedanke.

Von Deutschland ist daher die Litteratur stark beeinflußt, welche sich an der Grenzscheide des Jahrhunderts in Frankreich entwickelte, wie überhaupt die Völker erst jetzt recht beginnen, in ununterbrochenen geistigen Verkehr mit einander zu treten. Die großen Umwälzungen, die Kriege der Republik und des Kaiserreichs, welche alle Volksstämme Europas durch einander rüttelten, lehrten sie gleichzeitig einander kennen. Aber am gründlichsten von den fremden Umgebungen beeinflußt wurde doch diejenige Menschenklasse, welche durch all' jene großen Ereignisse sich zu einem festen und langjährigen Aufenthalte

außerhalb des Vaterlandes gezwungen sah. Die Einwirkung eines fremden Geistes, welche bei dem Soldaten flüchtig und vorübergehend war, wurde dauernd und bedeutungsvoll für den Emigranten. Der französische Emigrant sah sich genöthigt, die fremde Sprache auf eine mehr als oberflächliche Art zu erlernen, wenn auch vielleicht nur aus dem Grunde, um Unterricht in seiner eigenen Sprache ertheilen zu können. Durch intelligente französische Emigranten verbreitete sich jetzt ein neuer Geist über Frankreich, und daher kommt es, daß die Litteratur des neuen Jahrhunderts in diesem Lande als Emigrantenlitteratur beginnt. Dieser Name darf aber nicht für mehr genommen werden als er ist: ein Name; denn es würde widersinnig sein, einzelne durchaus verwandte Werke von Schriftstellern nicht hinzuzurechnen, welche außerhalb Paris oder außerhalb Frankreichs lebten, ohne aber gerade emigrirt zu sein. Andererseits gehören einzelne von Emigranten verfaßte Werke ihrem ganzen Geiste nach nicht zu dieser erneuernden und befruchtenden litterarischen Bewegung, sondern zur reaktionären Restaurationslitteratur. Gleichwohl paßt der Name gut für die erste, das Jahrhundert einführende Gruppe französischer Bücher.

Der Emigrant ist seinem Wesen nach, wie schon angedeutet, oppositionell. Aber seine Opposition trägt einen verschiedenen Charakter, je nachdem er gegen die Schreckensherrschaft oder gegen das absolute Kaiserreich opponirt, und je nachdem er der Macht der einen oder des andern entflohen ist. Sehr häufig entfloh er beiden, und seine Beweggründe zur Opposition sind dann gemischter Natur; er hegt z. B. Sympathie für die Revolution in ihrer ersten Gestalt, und einen heftigeren Unwillen gegen das Kaiserreich, als gegen den Terrorismus; aber von welcher Natur auch die Mischung sei, man wird schon an dieser Stelle die doppelte Strömung in den Produktionen der Emigrantenlitteratur ahnen können. Unmittelbar reagirt sie gegen die Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts, gegen ihre Uebertreibungen und Ausschreitungen, aber gleichwohl ist in ihren Erzeugnissen ein Unterstrom, welcher die Hauptströmung des achtzehnten Jahrhunderts fortsetzt; die Schriftsteller setzen alle den Befreiungskampf gegen die erstarrte Ueberlieferung fort,

einzelne nur auf poetischen, andere auf allen Gebieten des Geistes; es sind alles unternehmende Naturen, Entdeckergeister, und das Wort Freiheit hat bis jetzt noch für keinen von ihnen seinen elektrisirenden Klang verloren. Selbst Chateaubriand, der politisch und religiös die äußerste Rechte der Gruppe bildet und mit einem Theil seiner Schriften der eigentlichen Reaktion angehört, bezeichnet beständig „Freiheit und Ehre“ als seine Devise, und kann deshalb auch politisch oppositionell enden. Die Doppelströmung spürt man überall: bei ihm, bei Sénancour, bei Constant, bei Frau von Staël, bei Barante, Nodier u. s. w. und auf dies feine Wechselverhältniß zwischen Reaktion und Fortschritt werden wir von Anfang an sorgfältig zu achten haben.

Wenn man vom Geiste des achtzehnten Jahrhunderts spricht, so ist es gewöhnlich Voltaire's Name, der Einem auf die Lippen kommt; er ist es, welcher das ganze Zeitalter wie in einem Brennspiegel sammelt, resumirt und repräsentirt; in so fern die Emigranten gegen ihn reagiren, kann man also sagen, daß sie die Reaktion wider das vorhergehende Jahrhundert bezeichnen. Aber es giebt ja unter den Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts Einen, der an Größe fast Voltaire gleichkommt, und dessen Wirksamkeit sich weit über seine eigene Lebenszeit hinaus erstreckt; er ist es, welcher die Emigrantenlitteratur inspirirt und auf welchen sie sich, trotz aller ausländischen Einflüsse, auf jedem Punkte zurück führen läßt, und in so fern sie von Rousseau abstammt und Rousseau fortsetzt, kann man sagen, daß sie das vorige Jahrhundert und die Revolution fortsetzt. Auf Rousseau weisen in der That fast alle großen litterarischen Bewegungen am Ende des achtzehnten und am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts zurück. Von ihm gehen in Deutschland Herder, Kant, Fichte, Jacobi, Goethe, Jean Paul, Schiller und Tieck aus, in Frankreich Saint-Pierre, Robespierre, Diderot. Chateaubriand, Frau von Staël und George Sand; von ihm geht in England Einer aus, dessen Name für Hunderte zählt: Byron. Während Voltaire besonders auf die Geister im Allgemeinen wirkt, ist Rousseau's Einfluß ganz überwiegend auf die hervorragenden Talente, auf die Schriftsteller. Abwechselnd haben jene zwei großen Männer nach ihrem Tode die Nach-

welt beherrscht. Voltaire trat beim Beginn des Jahrhunderts das Scepter an Rousseau ab, dann kam nach 1848 eine Periode, wo Voltaire abermals Rousseau die Herrschaft über die Gemüther entrang, wenigstens in Frankreich, und bei den hervorragendsten modernen Schriftstellern dieses Landes, wie z. B. bei Ernest Renan, findet man die doppelte Geistesrichtung endlich verschmolzen, Rousseau's Geist multiplicirt mit dem Geiste Voltaire's. Aber in Rousseau's Schriften allein haben fast all' die großen, vom Auslande kommenden Strömungen, welche beim Anfange des Jahrhunderts von Deutschland und England über Frankreich herein fluthen, ihren Ursprung, und Rousseau ist es zu verdanken, daß die Litteratur, welche von Franzosen im Auslande erzeugt wurde, unter all ihrer Opposition wider den Geist, aus welchem das absolute Kaiserreich hervorging, ein Verhältnis zum achtzehnten Jahrhundert bewahrte und sich auf ursprünglich französische Voraussetzungen stützen konnte.

Betrachten wir zum Beispiel eins der Hauptwerke der reaktionären Litteratur. Was das achtzehnte Jahrhundert hatte von Grund aus zerstören wollen, war mit Einem Worte das Mittelalter. Ihm war das Mittelalter nur ein anderes Wort für Barbarei und Fanatismus; als Beispiel des Schrecklichen diente ihm ein Autodafé, als Beispiel des Lächerlichen ein Kreuzzug. Daher kam es, daß man jetzt mit der ganzen Renegatenbegeisterung der Reaktion das Mittelalterliche überall wieder einführen wollte, im Staate, in der Kunst, in der Poesie und Religion. In demselben Jahre, in welchem Napoleon das Concordat mit dem Papste abschloß und den christlichen Cultus in Frankreich wieder einführte, veröffentlichte Chateaubriand sein großes Werk „Le génie du christianisme“, eins der ersten und reinsten Erzeugnisse der Reaktion, das, im Widerstreite mit der vom Verfasser früher, in seinem Buch über die Revolutionen, ausgesprochenen Ueberzeugung, die Wahrheit des Christenthums dadurch einleuchtend zu machen sucht, daß es die Schönheit und mittelst dieser den Werth desselben für Poesie und Kunst nachweist. Chateaubriand stellt einen ausführlichen Vergleich zwischen den heidnischen und den christlichen Schriftstellern an, setzt Tasso über Homer und Saint-Pierre über Theokrit, und demonstrirt, wie man spöttisch gesagt hat, auf überzeugende Weise die Verwendbarkeit der religiösen Ideen in Balletten und Pantomimen. Er ist eben so orthodox und bibelfest in der Naturlehre wie in der Aesthetik. Nichtsdestoweniger brach gerade in diesem Werke, in seinen berühmten und glänzenden Episoden „Atala“ und „René,“ das Neue hervor.

I.
Chateaubriand, Atala.

Das Jahr 1800 brachte das erste Dichterwerk, welches das poetische Gepräge des neuen Zeitalters trägt. Sein Umfang war klein, aber seine Bedeutung groß und sein Eindruck ein mächtiger. „Atala“ erregte ein Aufsehen und machte ein Glück, wie es seit „Paul und Virginie“ keiner anderen französischen Dichtung beschieden gewesen war. Es war eine Novelle aus Nordamerikas Steppen und Urwäldern, mit einem starken, eigenthümlichen Aroma des jungfräulichen Bodens, auf welchem die Anregung zu derselben entstanden war. Sie besaß die glühenden Farben einer fremden Natur und eine noch heftigere Glut in den Ausbrüchen der Leidenschaft. Die Erzählung gab ein Bild des Lebens der wilden Indianer als Hintergrund für die Schilderung einer zurückgedrängten, aber gerade dadurch überwältigenden und tödtenden Liebesleidenschaft. Das Ganze wird durch einen Firnis katholischer Religiosität hervorgehoben.

Diese Geschichte von der Liebe und dem Tode einer jungen christlichen Indianerin wurde so populär, daß seine Helden bald darauf in kolorirten Holzschnitten die Wände der französischen Wirthshäuser bedeckten, und daß ihre Wachsbilder auf den Pariser Quais verkauft wurden, wie man in katholischen Ländern die Wachsbilder der Madonna und Christus verkauft. Auf einem Vorstadttheater trat die Heldin als Indianerin kostümirt mit Hahnenfedern im Haar auf, das Variététheater gab eine Posse, in welcher ein Schulknabe und ein Schulmädchen, welche fortliefen, um sich zu heirathen, nur von Krokodilen, Störchen und vom Urwalde in „Atala's“ Stil sprachen. Auch eine Parodie erschien „Ah! là! là!“, in welcher die große und prachtvolle Beschreibung der Ufer des Mississippi durch eine ebenso weitläufig detaillirte Beschreibung eines Kartoffelfeldes ersetzt war: so auffallend war es damals, daß ein Schriftsteller einige Seiten mit Naturschilderungen verschwendete. Während es aber dergestalt Parodien, Neckereien und Karikaturen auf den Dichter regnete, war er trotz dessen nicht zu beklagen; denn derartige Dinge sind die Kennzeichen der Berühmt-

heit, und mit einem Schlage war er aus einem Unbekannten eine Größe ersten Ranges geworden. Sein Name klang von allen Lippen und lautete, François René de Chateaubriand.

Er war als Jüngster von 10 Kindern in einem altadligen Hause in St. Malo in der Bretagne geboren. Der Vater war streng und trocken, ungesellig und still, er besaß nur eine Leidenschaft, seinen Adelshochmuth. Die Mutter war klein und häßlich, unruhig und mißvergnügt, aber im höchsten Grade devot, eine Kirchgängerin und Priesterbeschützerin. Der Sohn erbte ein Gemisch beider Naturen.

Hart erzogen in einem Heim, wo nach seinem eigenen Ausdruck der Vater der Schrecken des Gesindes und die Mutter deren Geißel war, wuchs er verschlossen und scheu als ein störrischer, melancholischer und überspannter Knabe auf, der frühzeitig mit dem Wellenschlag des Meeres und der Musik des Windes vertraut wurde, doch nie mit des Hauses Unfrieden und Kälte. Seine vor ihm geborene Schwester Lucile, die sich gleich ihm zurückgesetzt fühlte, wurde sein einziger Freund, seine einzige Vertraute. Sie war wie er eine kranke, leidenschaftliche Seele, die von Jahr zu Jahr immer mehr der Rousseau'schen Manie ergeben war, Alles als gegen sich verschworen zu betrachten und sich für verfolgt von Allen zu halten; in ihrer Jugend nahm sie zum Bruder, später zur Religion ihre Zuflucht gegen diese Gefahren und Bedrängnisse. Auch sie war wie der Bruder zuerst unschön und scheu, später wurde sie sehr hübsch, bleich mit schwarzem Haar, schön wie der Engel des Todes; einen großen Theil ihres Lebens verbrachte sie im Kloster; sie war leidenschaftlich in ihrer Schwesterliebe und leidenschaftliche Katholikin. Sie hatte poetische Anlagen und scheint sowohl in der Schüchternheit wie in der Exaltation das weibliche Seitenstück des Bruders gewesen zu sein. Eine seiner anderen Schwestern, Julie, welche in ihrer Jugend ausschließlich als Weltdame lebte, endete als Heilige in religiöser Askese, so daß es scheint, als habe die katholische Richtung dem ganzen Geschlecht im Blute gelegen.

Der starke Zwang, in dem der junge Chateaubriand gehalten wurde, erzeugte in ihm einen wilden Drang, frei und

sein eigner Herr zu sein; die beständige Aufsicht, unter der er seufzte, erzeugte einen Alles beherrschenden Trieb zu menschenscheuer Einsamkeit. Eilte er allein die Treppen des väterlichen Schlosses hernieder oder ging er, nur von seiner Büchse begleitet, auf die Jagd, so fühlte er alle Leidenschaften in seinem Innern unter wildem Entzücken darüber, ungestört träumen und sich sehnen zu können, kochen und brausen. Unglücklich, wie er sich in Gesellschaft Andrer fühlte, berauschte er sich allein in Träumen von Glück, in ehrgeizigen Träumen, in Dichterträumen. In halb geistigem, halb sinnlichen Träumen und Sehnen bildete er sich dann das Bild eines überirdisch schönen Weibes, einer jungen Königin, die mit Diamanten und Blumen geschmückt war, die er liebte und von der er in Neapels oder Siciliens duftenden Mondscheinnächten wiedergeliebt wurde. Und wenn er dann aus diesen Träumereien erwachte und sich als den kleinen, unbedeutenden Bretagner wiederfand, der linkisch, unberühmt, arm und vielleicht auch talentlos war, dann verzweifelte er. Das Mißverhältniß zwischen dem, was er erstrebte und dem, was er war, drückte ihn zu Boden.

Er war zuerst zum Seeoffizier bestimmt, aber eine unüberwindliche Abneigung vor der Disciplin kam ihm hierbei in den Weg, dann wurde er für den geistlichen Stand bestimmt, aber in Folge seiner Unfähigkeit zu einem Leben der Entsagung kam er auch hiervon zurück.

In seinem tiefen Mißmuth beging er einen Selbstmordversuch. Endlich beendete ein Familienmachtspruch die Unschlüssigkeit und er wurde Unterlieutenant, und hierin fand er sich recht gut. Als Mitglied eines hochangesehenen Geschlechts wurde er auch bei Hofe eingeführt, Ludwig XVI. vorgestellt, und sah noch den letzten Schimmer der alten Pracht und des Ceremoniels der Königsmacht. Zwei Jahre darauf brach die Revolution aus und im Jahre 1790 wurde der Adel abgeschafft. Er nahm seinen Abschied als Offizier und da sich für ihn während der neuen Ordnung resp. Unordnung der Dinge im Vaterland keine Aufgaben zeigten, so beschloß er, sich selbst einen Weg zu bahnen, und faßte den abenteuerlichen Plan, nach Amerika zu reisen, um die nordwestliche Durchfahrt zu ent-

decken. Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß er, in dieser Hinsicht ohne alle Kenntnisse, ohne Verbindungen, ohne Geld, gar schnell genöthigt war, diesen Gedanken fahren zu lassen. Fand er aber auch nicht die nordwestliche Durchfahrt, so fand er wenigstens eine andere Menschenrasse, neue Verhältnisse und eine neue Natur. Schon frühzeitig hatte er sich nach der Lektüre Rousseau's mit dem Gedanken getragen, das „Epos des Naturmenschen“ zu schreiben, eine Schilderung der Sitten der Wilden, von denen er nichts kannte. Jetzt stand er auf ihrem Grund und Boden. Fand er sie auch nicht ganz so unberührt von der Civilisation, wie er es sich ausgemalt hatte, so ward es ihm doch nicht schwierig, sich ihren ursprünglichen Zustand mit Hülfe der Phantasie wiederherzustellen. Der erste Eindruck, den er empfing, war eigentlich ein barocker. Als er mit seinem Führer auf dem Wege von Albany zum Niagara zuerst in den Urwald kam, wurde er von einer Art Freudenrausch über seine Unabhängigkeit ergriffen, welcher etwa dem Gefühl seiner früheren Jugend glich, wenn er einsam in den Wäldern der Bretagne jagte. Er ging links und rechts von Baum zu Baum und sprach zu sich selbst: hier giebt es keine Wege mehr, keine Städte, keine Kaiserreiche, keine Republik, keine Menschen; er bildete sich ein, allein im Walde zu sein, als er plötzlich auf eine Schaar halbnackter, tätowirter Wilden mit Rabenfedern in den Haaren und Ringen in der Nase stieß, welche — o Wunder! — nach einer Violine Quadrille tanzten; dieselbe wurde von einem kleinen gepuderten und frisirten Franzosen, der Musselinmanschetten an den Händen trug, gespielt. Es war der ehemalige Küchenjunge eines französischen Generals, der von den Indianern gegen eine aus Biberfellen und Bärenschinken bestehenden Bezahlung als Tanzlehrer engagirt war. Das war für einen Schüler Rousseau's eine demüthigende Einführung in das Leben der Wilden: Zeuge zu werden zu diesem Tanz der Irokesen nach der Musik eines früheren Küchenjungen! Glücklicherweise waren die späteren Eindrücke reiner und schöner als dieser. Chateaubriand kaufte von den Indianern Kleider und Waffen und führte, zum mindesten einige Wochen, dasselbe Leben wie sie. Er ließ sich dem Sachem oder Oberhaupt der Onon-

dagen vorstellen (wie Byron später Ali Pascha), ritt zu Pferde durchs Land, wo zuweilen ein ganz europäisches Landhaus mit Clavier und Spiegeln gleich in der Nähe einer Irokesenhütte lag, sah den Niagarafall und bekam in zwei hübschen Floridamädchen vom Stamme der Muscogulgen die Modelle zu seinen späteren, berühmten Gestalten Atala und Celuta.

In Amerika faßte Chateaubriand den Plan zu seinen beiden bewunderungswürdigen und glänzenden Episoden „Atala" und „René" und zu der ebenso weitläufigen wie stillosen Arbeit, zu welcher beide gehören, dem viel später herausgegebenen großen Roman „Les Natchez", welcher den Untergang eines Indianerstammes im Kampf gegen die Weißen schildert. „Atala" wünschte er zuerst eine abgerundete Form zu geben. Nach kurzem Aufenthalt in Frankreich, wohin ihn die Nachricht vom Sturz des Königthums und der bedrohten Stellung Ludwigs XVI. zurückgerufen hatte, und wo er im Januar des Jahres 1792 ankam, wanderte er wieder aus, kam nach London, entwarf „Atala" und „René" unter den Bäumen des Kensington-Parkes sitzend und stieß dann zum Emigrantenheer am Rhein. Sein Tornister war schwerer von Manuscripten als von Wäsche. Atala wurde an den Rastorten des Marsches durchgesehen, beim Aufbruch wieder in den Tornister gepackt, und seine Kameraden neckten ihn dadurch, daß sie die Blätter, welche oben zwischen den Oeffnungen heraussahen, abrissen. Als ihn eines Tages bei einem Treffen ein Granatsplitter am Schenkel verwundet hatte, zeigte es sich, daß „Atala" ihm das Leben gerettet hatte, denn zwei matte Kugeln hatten sich innerhalb des Tornisters im Manuscript verfangen. Verwundet, fieberkrank, ausgezehrt, kam er nach Vernichtung des Emigrantenheeres in Brüssel an. Inzwischen war sein Bruder, dessen Frau und Schwiegervater auf dem Schaffot in Paris gestorben, seine Mutter und zwei seiner Schwestern, darunter Lucile, wegen seiner Emigration einige Zeit ins Gefängnis geworfen. In London gab er 1797 sein Buch „Essai historique sur les Révolutions" in verhältnißmäßig liberalem und unstreitbar freidenkerischem Geist geschrieben, heraus. Aber der Tod seiner Mutter, sagt er, ließ ihn zum Christenthum zurückkehren; ein Umschlag im Zeitgeist trug viel-

leicht das seine dazu bei, seine Stimmung zu ändern, und als er sich im Jahre 1800, nachdem Bonaparte die Revolution beendigt hatte, nach Frankreich zurückwandte, da führte er, wie bereits angedeutet, sein großes Werk „Der Geist des Christenthums“ mit sich, in diesem wurde „René“ als Episode aufgenommen. Dies Buch stimmte nur allzugut mit den Plänen des ersten Consuls überein, um nicht seinen Verfasser beim Herrscher in Gunst zu bringen. Doch trennte sich Chateaubriand nach dem Justizmord des Herzogs von Enghien im Jahre 1804 wieder von seiner Regierung.

Das sind die Hauptzüge aus der Jugendgeschichte des Mannes, welcher im Jahre 1800 als Verfasser der „Atala“ Dichterruhm gewann. Sein Charakter war noch eigenthümlicher als seine Geschichte. Er war ehrliebend und ehrsüchtig, eitel und schüchtern, stets an seinen Fähigkeiten zweifelnd und doch nicht nur mit dem Selbstgefühl des Genies ausgerüstet, sondern auch mit einem Egoismus, der Alles in den Abgrund der Gleichgültigkeit stieß, was nicht unmittelbar ihm selbst diente. Er war zu spät zur Welt gekommen und unter zu eigenthümlichen Umständen erzogen, um Glauben an die Revolution und das System der Ideen des 18. Jahrhunderts, welches ihr die Fassung gab, hegen zu können. Er war zu früh zur Welt gekommen, um die Wissenschaftlichkeit des 19. Jahrhunderts zu erleben und dadurch einen neuen Glauben und einen neuen Anhaltepunkt zu gewinnen. So wurde er persönlich ein vollständiger Nihilist, ein Geist, der, wie er es immer wieder aussprach, an Nichts glaubte; er fügt wohl stets, wenn er es nicht vergißt hinzu „die Religion ausgenommen“; aber ein Mensch ist nach seinem Wesen entweder ein Glaubender oder ein Zweifler, und durch Halbbildung hervorgerufene Einbildung nur ist es, daß man in der Religion allein glauben könne und sonst an Nichts. — Chateaubriands Memoiren sind voll von derartigen Ausbrüchen über eines Namens und eines Ruhmes Vergänglichkeit und Nichts, die man später so häufig bei Byron findet. Zweifelsohne liegt in diesen Ausbrüchen ein gut Theil Affektation, aber trotzdessen verräth sich auch wirklicher Lebensüberdruß und eine beständige Melancholie darin. „Da ich an Nichts

glaube, ausgenommen in der Religion, so bin ich gegen Alles mißtrauisch . . . Die unbedeutende und lächerliche Seite der Dinge zeigt sich mir stets zuerst; im Grunde genommen, existiren für mich weder große Genies noch großartige Gegenstände . . . In der Politik hat die Wärme meiner Ueberzeugung selten länger gewährt als meine Rede oder meine Brochüre lang war . . . Ich kenne in der ganzen Weltgeschichte keinen Ruhm, der mich reizen könnte; wenn der größte Ruhm der Welt zu meinen Füßen läge und er wäre mein durch Bücken und Aufheben — ich würde mir nicht diese geringe Mühe geben. Hätte ich mich selbst erschaffen können, so hätte ich mich vielleicht aus Leidenschaft für Frauen zum Weibe gemacht; oder wenn ich mich zum Manne gemacht hätte, so würde ich mir zuerst Schönheit gegeben haben, dann, um mich gegen meinen ärgsten Feind, die Langeweile zu schützen, hätte ich noch ein großer Künstler sein mögen, aber ein unbekannter, der sein Talent nur für sich selbst verwerthet. Führt man das Leben auf seinen wahren Werth zurück, und macht man es von allem Humbug frei, so findet man nur zwei Dinge von Werth, die Religion im Verein mit der Intelligenz, und die Liebe im Verein mit der Jugend, das heißt, Zukunft und Gegenwart, an den Rest zu denken ist nicht der Mühe werth . . . Außerhalb der Religion habe ich keinen Glauben. Wenn ich Hirte oder König gewesen wäre, was hätte ich mit meinem Scepter oder Stab anfangen sollen? Ich wäre der Ehre und des Genies, der Arbeit und der Mühe, des Glückes wie des Unglückes gleich überdrüssig geworden. Alles ermüdet mich: ich schleppe meine Langeweile mühsam mit mir herum, wie auch die Tage gehen, und so durchgähne ich mein ganzes Leben (et je vais partout bâillant ma vie.“) Mémoires d'Outre-Tombe. I. pag. 207. 451. II. 129.

Wieviel Leidenschaft war nicht auf Phantastereien und poetische Träume verschwendet worden, bevor Chateaubriand zu dieser dummen Langeweile gelangt! In „Atala“ sprudelt die Leidenschaft noch als eine warme Quelle, aber deren Tropfen haben einen brennenden, verzehrenden Charakter.

Der alte Indianer Chactas erzählt einem jungen Franzosen,

dem Chateaubriand seinen zweiten Vornamen René gegeben hat, die Geschichte seiner Jugend. Er ist von einem feindlichen Indianerstamm gefangen und zum Feuertode verurtheilt worden; da faßt des Häuptlings Tochter, Atala, Mitleid für ihn und nähert sich der Stelle, an welcher er angebunden steht. Er hält sie zuerst für „la vierge des dernières heures“, welche den Kriegsgefangenen vor Vollstreckung des Todesurtheils zugeführt wird, aber ihre Absicht ist nicht, ihn zu trösten, sondern ihn, wenn möglich, zu befreien. Er wird von Liebe zu ihr ergriffen und fordert sie auf, mit ihm zu fliehen und sein Weib zu werden, aber sie will es nicht und er wird durch ihren Widerstand aufgehalten, zum zweiten Male gefangen. Schon ist er mit Blumen bekränzt, blau und roth im Antlitz bemalt und mit Perlen in den Ohren geschmückt, um verbrannt zu werden, da flüchtet Atala zum zweiten Male mit ihm. Der Hauptinhalt des Buches ist die Beschreibung dieser Flucht, Chactas Verlangen und Atala's sonderbares Gemisch von Leidenschaft und Zurückhaltung, sodaß sie abwechselnd lautere Hingabe und lauterer Widerstand ist. Ihr Wesen wird aufgeklärt, als sie Chactas mittheilt, daß ihre Mutter, welche von einem Weißen verführt worden, sie christlich habe taufen und geloben lassen, bis zu ihrem Tode unverheirathet zu bleiben. In ihrer Verzweiflung über dies Gelübde und in ihrer Angst, es nicht halten zu können, nimmt Atala heimlich Gift und giebt ihren Geist in den Armen ihres Geliebten auf, unterstützt von einem alten Missionar, der das junge Paar in seiner Hütte aufgenommen hat.

Man muß selbstverständlich die Erzählung selbst lesen, um den vollen Eindruck ihrer brennenden Leidenschaft und ihres lyrischen Fluges zu erhalten. Ebensowenig kann man durch Referate und Citate eine Vorstellung von der Kraft geben, mit der die seltsamen Naturschilderungen gemalt sind. Aber das ist leicht nachzuweisen, daß Chateanbriand vorzugsweise und unwillkürlich ein Gemisch von Erotischem und Entsetzlichem als Wirkungsmittel anwendet. In der eigentlichen Liebesscene geht er nicht nur verschwenderisch mit dem Lärm der Klapperschlangen, dem Heulen der Wölfe, dem Brüllen der Bären und kleinen

Tiger als Begleitung um, sondern er läßt auch einen Sturm daherbrausen, welcher die Bäume krachen macht, eine undurchdringliche Finsterniß sich herabsenken, welche zuweilen von Blitzen zerrissen wird, die einen Waldbrand entzünden. Rund um die Liebenden brennen hohe Fichten als Fackeln zu ihrer Hochzeit, Atalas Widerstand ist im Begriff zu unterliegen, da fährt ein mahnender Blitz zu ihren Füßen nieder. Hiernach geschieht es, daß sie Gift nimmt, und in ihren letzten Worten an Chactas scheint der Brand der Leidenschaft den Waldbrand in der Natur fortzusetzen:

„Welch eine Qual, dich stets um mich zu erblicken, fern von der Gemeinschaft der Menschen in der tiefen Einsamkeit der Steppe, und zwischen uns Beiden eine unübersteigliche Scheidewand errichtet zu sehen! Mein Leben zu deinen Füßen zu verleben, dir als Sclavin zu dienen, in einem unbekannten Winkel der Erde dein Mahl und dein Lager zu bereiten, wäre für mich das höchste Glück gewesen; dieses Glück stand vor mir, und ich konnte es nicht genießen! Welche Pläne habe ich nicht ersonnen! Welche Träume tauchten nicht auf in diesem betrübten Herzen! Oft, wenn ich meine Augen auf dich heftete, gab ich mich ebenso wahnsinnigen als sündhaften Wünschen hin; bald wollte ich mit dir das einzige lebende Geschöpf auf Erden sein; bald aber fühlte ich die Gottheit, welche sich zwischen diese entsetzlichen Verzückungen drängte, und nun wünschte ich, diese Gottheit möge sich vernichten, wenn ich nur, von deinem Arm umschlungen, mit den Trümmern Gottes und der Welt aus einem Abgrund in den andern hinabgerollt wäre! . . .“

So original diese Ausbrüche rücksichtsloser Leidenschaft auch sind und so original die Scenerie auch ist, welche das Relief abgiebt, so fühlt man doch, solche Töne, solche Schilderungen wären unmöglich gewesen, wenn nicht Rousseau vorausgegangen wäre und wenn seine dichterischen Versuche nicht von einem anderen größeren Geiste außerhalb Frankreichs fortgesetzt worden wären.

II.
Rousseau's „Neue Héloise."

Das bedeutendste Werk, das Rousseau als Dichter erschaffen hat, ist „Die neue Héloise". Es ist dies Buch, das übrigens einen entfernten Vorläufer in des Abbé Prévost trefflicher Erzählung „Manon Lescaut" und näher liegende Voraussetzungen in Richardson's englischen Romanen hat, dessen Ideen, wie vom Winde getragene Samenkörner, sich nach Deutschland verpflanzen und „Werther" hervorrufen. Die Werthergestalt wächst, erleidet eine Umbildung und wird zu „Faust", und auf's neue strömen jene Gedanken und Gefühle über die Grenze Frankreichs zurück, und auf französischem Boden heißt die Fluth „René".

Was war das Neue in Rousseau's „Héloise"? Seine Stichwörter waren Natur und Leidenschaft, Natur und Tugend. Darin liegt für uns nichts Neues. Der Stoff des Buches ist eine Liebesgeschichte, und deren hatte man in Frankreich schon viele geschrieben. Das Neue besteht zum Ersten darin, daß Rousseau's „Héloise" der Galanterie, und damit der Auffassung der Gefühle in der ganzen klassisch-oratorischen Periode, ein Ende macht. Diese Auffassung war, daß alle edlen und zarten Gefühle, und vor Allem die Liebe, Civilisationsprodukte seien. Es liegt auf der Hand, daß eine gewisse Kultur erforderlich ist, ehe ein Gefühl wie Liebe entstehen kann. Ehe es weibliche Gewänder gab, gab es keine Frauen, sondern nur Wesen feminini generis, und ehe es Frauen gab, gab es keine Liebe. Von diesem an sich richtigen Gedanken ausgehend, war jene Zeit, welche man das Zeitalter Ludwigs XIV nennt, jetzt zu dem Resultate gelangt, daß Alles, was die nackte Leidenschaft verhülle, sie recht eigentlich adle und ihr Werth gebe. Je verschleierter und umschriebener, je sorglicher vorbereitet, je feiner angedeutet sie auftrat, desto minder erschien sie brutal. Die Sitten und die Litteratur jener Zeit waren ja ein Produkt gesellschaftlicher Bildung, und diese Bildung erstreckte sich nur auf die höchsten Kreise.

Die Männer aus der Zeit Ludwigs XIII. waren im Eisenharnisch auf gepanzerten Rossen in Regen und Schnee auf durchweichten Berg- und Flußpfaden umhergetrabt. Des-

halb zogen sie und ihre Söhne, als sie ihre alten, abseits gelegenen Ritter- und Räuberburgen verließen, um sich nach Versailles zu begeben, einen regelmäßigen Garten dem wilden Walde, eine ausgesuchte Etikette der Sprache des Soldatenlebens, und in der Tragödie, im Roman und in der lyrischen Poesie eine geschliffene Form und civilisirte Gefühle der Natur und Leidenschaft vor. Man erreichte in diesem Bestreben einen in der Geschichte des Geistes noch nicht dagewesenen Höhepunkt. Will man ein Beispiel, so lese man einen Roman wie „Die Prinzessin von Cleve." Es ist unmöglich, einen größeren Zartsinn und ein reineres Gefühl für den Adel der Menschennatur und die Formen, zu welchen dieser Adel verpflichtet, zu finden. Oder man nehme, um einen vollkommenen Gegensatz zur „Neuen Héloise" zu haben, Marivaux' Theater. Während man bei dem jüngeren Crébillon die geniale und dummdreiste Frivolität jener Gesellschaft ungenirt abgemalt findet, giebt uns Marivaux ihre allerfeinste Blüthe, ihre manierirte Grazie à la Parmegianino, ihre ganze Bildung und ihren ganzen Geist so vollständig und typisch, daß man den Charakter sofort wieder erkennt, als Alfred de Musset viele Jahre nachher in seinen kleinen Lustspielen die Schilderung wieder aufnimmt. Die Liebenden bei Marivaux sind zwei Wesen von gleicher Erziehung und, wohlgemerkt, von gleichem S t a n d e. Wir begegnen hier nicht, wie in den Lustspielen und Romanen unseres Jahrhunderts, jenen Patricierinnen, die einen Plebejer lieben, oder Gestalten wie der Lakai Ruy Blas, welcher sich der Gunst einer Königin erfreut. Verkleiden sich bei Marivaux gelegentlich einmal der Herr als Diener und das Fräulein als Kammerkätzchen, so entdecken sie einander gleich unter der Verkleidung. Diese zwei Wesen sind ferner halb natürlich, halb künstlich; sie gleichen, wie Paul de Saint-Victor, sagt, jenen Blumen, deren Säfte aus dem Schooße der Natur emporsteigen, aber deren Kelchblätter die Kunst des Gärtners durch Kreuzung mit willkürlichen Mustern verziert hat. Sie tragen keine Perrücke, aber ihr Haar ist gepudert. Sie tragen Paradedegen, aber sie verstehen sie nicht zu gebrauchen. Ihr Gespräch ist ein beständiges Suchen und Fliehen, Avanciren und Retiriren, lauter

Anspielungen und Halbheiten, tausend Umwege, maskirte Geständnisse und unterdrückte Seufzer: ein Stil von Silber und Seide. Das Geständniß schwebt auf den Lippen dieser jungen Mädchen und Wittwen, aber es wird zurückgehalten im Augenblick, da es entschlüpfen will. Das Sehnsuchtsverlangen des Liebhabers verliert sich in ein so tiefes Respektsgefühl, daß er jeden Augenblick stockt, verlegen wird und schweigt. Die feine Dame bei Marivaux bedarf auch gar keiner ausgesprochenen Erklärung. Wie sie selbst sich beherrscht und sich wie eine Schauspielerin hütet, ihre Leidenschaft preiszugeben, so versteht sie ein halbes Wort, ein Zittern der Stimme und wendet sich von den Superlativen der Leidenschaft, von ihrem Aufschrei und ihrer Selbstvergessenheit ab, wie von einem widerwärtigen und blutigen Schauspiel. Das Stück rückt daher halbe und ganze Stunden lang nicht von der Stelle. Diese Naturen sind für uns allzu zart und empfindsam. Sie bedünken uns wunderlich und absurd, wir sehen sie als Kuriositäten an, wie man die Mimosen unter den Pflanzen ansieht; aber die Mimosen sind nicht unnatürlich, nur eigenartig, und jene Personen sind zwar manierirt, aber nicht affektirt, denn ihr Wesen ist ihnen natürlich, und sie würden affektirt sein, wenn sie blindlings losplatzten. Das französische Wort Marivaudage beweist, daß die Manier Marivaux' eine große Originalität besitzt. Nicht jedem manierirten Künstler gelingt es, die Sprache mit einem Wort zu bereichern, indem er ihm seinen Namen hinterläßt.

Man hat vielerlei verschiedene Anschuldigungen wider die Kunst und Poesie jenes Zeitalters gerichtet. Man hat gesagt, sie sei unvolksthümlich, folglich sei sie unmoralisch; denn in unseren Tagen ist man geneigt, diese beiden Begriffe mit einander zu verschmelzen. Aber man darf nicht vergessen, daß bisher jede ausgezeichnete Kunst in der Welt aristokratischen Ursprungs war, die, welche in Athen entstand, nicht minder als die, welche in Florenz entstand, während die großen demokratischen Gesellschaften, wie in Nordamerika, noch keinerlei Kunst hervorgebracht haben. Man darf nicht in die Pedanterie verfallen, all' diejenige Poesie zu mißachten, deren Gegensatz nothwendigerweise den Menschen unserer Zeit und unserer

Gesellschaft gefallen muß. Ein anderer Einwand gegen die Kunst zur Zeit Ludwigs XV. ist die, daß sie konventionell sei. Aber deshalb ist sie nicht gering zu schätzen. Alle Kunst in der Welt ist konventionell; wenn das Konventionelle uns nicht verletzt, kommt das nur daher, weil es uns allzu nahe steht, um uns zu verletzen. Das Konventionelle bei Marivaux erstreckt sich über sein ganzes Zeitalter.

Jener Zeitgeist drückt einem ganzen Jahrhundert seinen Stempel auf. Wir treffen ihn bei Mozart in einer Figur wie Zerline, die keineswegs eine Bauerndirne in Holzschuhen oder von der Art, wie die Gestalten unserer norwegischen Dorfgeschichten ist, sondern kokett und allerliebst, mit hohen Schuhen und rothen Absätzen, den Schäferhut am Arme und ein leichtes Puderwölkchen um ihr Haupt. Wir treffen ihn nicht minder in Watteau's vorzüglichen Bildern. Der Maler der ländlichen Feste, wie er genannt wurde, hat mit vollendeter Genialität die tändelnde Erotik jener Zeit verherrlicht und verewigt. Aber kehren wir, nachdem wir Zerlines Duett gehört, nachdem wir ein Bild von Watteau betrachtet oder ein Stück von Marivaux gesehen haben, in unser Zimmer zurück und schlagen „Die neue Héloise" auf, so werden wir eine Veränderung der Sphäre empfinden.

Für Rousseau ist die Galanterie lächerlich. Wie er in Allem den Naturzustand vorzieht, so auch im Erotischen, und Liebe im Naturzustande ist ihm eine unwiderstehliche, gewaltsame Leidenschaft. Wie weit sind wir hier von jenen zarten Seelenstimmungen und zierlichen Gesten Marivaux' entfernt, von jenen Scenen, in welchen der Knieende selbst beim Kniefall nicht eine untadelige Haltung vergaß, während er die Spitze eines Handschuhs an seine Lippen drückte! Saint-Preux, so ritterlich und so sittsam er sich beträgt, ist dagegen eine mit Leidenschaft geladene Elektrisirmaschine, eine Beute der Passion, deklamirend, gewaltsam, selbstvergessen, und jener erste Kuß im Boskette von Clarens ruft ein wahres Delirium hervor, ein Erdbeben, einen Flammenzustand, als sei der Blitz herabgeschlagen, und wie Julie sich zu Saint-Preux hinbeugt und ihn küßt, schwindelt ihr auf der Stelle und sie fällt in eine Ohnmacht, die nicht

wie in der Perrückenzeit eine Kokketterie ist, sondern eine Folge der allüberwältigenden Macht der Leidenschaft bei dem jungen gesunden Naturkinde.

Der zweite neue Zug bei Rousseau ist der, daß Saint-Preux und Julie nicht von gleichem Stande sind. Sie ist die Tochter eines vornehmen Mannes, er ein armer Hauslehrer, ein Plebejer. Wie in „Werther's Leiden", ist hier mit der Liebespassion der Wille des demokratischen Plebejers gepaart, sich empor zu arbeiten. Man sieht, wie viel Recht und Unrecht Napoleon hatte, als er bei seiner Begegnung mit Goethe ihm einen Vorwurf daraus machte, daß er im „Werther" die Liebesgeschichte mit dem Groll kombinirt habe, von der aristokratischen Gesellschaft ausgestoßen zu sein. Man fühlt den sichern Blick des Taktikers in diesem Tadel, aber man wird aus dem Angeführten erkennen, in wie naher Verbindung gleich von Anfang an das Auftreten der Passion in der Litteratur mit dem des demokratischen Elementes gestanden hat. Mit einem Worte, die Passion selbst ist demokratisch, die aristokratische Erotik entwickelt sich sofort zur Galanterie.

Der dritte bedeutungsvolle Zug in diesem Buche ist der, daß, wie die Leidenschaft an die Stelle der Galanterie und der Standesunterschied an die Stelle der aristokratischen Kastengleichheit tritt, so auch das moralische Gefühl, ein aus sittlicher Ueberzeugung entsprungenes Hochhalten der Ehe an die Stelle jener Ehrbarkeit tritt, deren einzige Ursache ein aristokratischer Stolz, eine gewisse Selbstachtung war, die in der aristokratischen Litteratur die Rolle der Tugend spielte, wenn dort sonst keine Tugend zu finden war. Dies Wort hatte bisher keinen Kurs gehabt. Es ward eine Losung für Rousseau und seine Schule, eine Losung, die mit dem andern Feldrufe „Natur" durchaus nicht in Widerspruch steht, da die Tugend eben für Rousseau ein Naturzustand ist. Man hat gesagt, in Frankreich sei der Ehebruch unter Ludwig XIII. ein Zeitvertreib, unter Ludwig XIV. eine Regel gewesen, und unter der Regentschaft eine Pflicht geworden. Rousseau bot also dem Zeitgeist die Spitze, als er ein Buch zur Verherrlichung der Ehe schrieb. Freilich ist er so sehr vom Geiste seiner Zeit angesteckt, daß die Heldin des

Buches zu Falle kommt; im Uebrigen aber hat das Buch die Aehnlichkeit mit „Werther", daß auch hier der eigentliche Liebhaber des Mädchens verlustig geht, indem die Heldin mit einem „Albert" verbunden wird, der ebenso untadelig wie uninteressant ist. Es ist lehrreich, einen Typus wie Wolmar aus der einen Litteratur in eine andere umgebildet zu sehen, ohne daß er sein Gepräge verliert; nachdem er Albert's Rolle im „Werther" gespielt hat, taucht er in der dänischen Litteratur als „Eduard" im „Tagebuch des Verführers" auf. Das moralische Element, welches bei Rousseau als „die Tugend" hervorgehoben und verherrlicht wird, ist dasselbe, welches später bei Chateaubriand unter dem Einfluß der religiösen Reaktion als das religiös-bindende Versprechen auftritt.

Und dann noch ein Zug, der letzte. Die Losung „Natur" ist ganz buchstäblich aufzufassen. Zum ersten Mal tritt auf dem Festlande das eigentliche Naturgefühl im Romane auf und löst die Liebhaberei für Salons und Gärten ab. Welcher Abstand von der Scenerie bei Marivaux und Watteau!

In welche Umgebungen stellt zur Zeit Ludwigs XV. die Poesie und Malerei ihre Personen?*) Was man unter Ludwig XIV. in der Baukunst erstrebt hatte, war das Imponirende. Man opferte sogar jede Rücksicht auf Behagen und Bequemlichkeit der kalten Prunksucht und der steifen Etikette auf. Wer das Schlafzimmer Ludwigs XIV. in Versailles gesehen hat, wird einräumen, daß ihm selten ein unleidlicher gelegenes Schlafgemach vor Augen kam. Jetzt werden die unbewohnbaren und majestätischen Säle von den „petites maisons" abgelöst, wie damals jeder Mann von Welt sie besaß, und in welchen die tändelnde Konversation und der üppige Leichtsinn sich ebenso gut befanden. Daher verschwinden in der Architektur die großen, einfachen Verhältnisse, die reinen und klaren Massenwirkungen. Die Härte und Schwere des Steins wird verleugnet, die Strenge der Linien gebrochen, Alles wird rund und schwellend, alle Linien werden ausschweifend und übermüthig. Der Barockstil erreicht sowohl in der Baukunst wie in der Bildhauerkunst sei-

*) Vgl. H. Hettner's Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

nen Gipfel. Ueberall stößt man auf unendlich wiederholte Amoretten und Grazien, ganz wie auf den Kupferstichen zu Voltaire's „Poésies fugitives“. In den Gärten umarmt der bocksfüßige Pan schlanke, weiße Nymphen am künstlichen Wasserfalle. In der Malerkunst entstehen jene ländlichen Bilder, deren entferntes Vorbild Ruben's Liebesgarten ist, die aber statt seiner breiten Lebenslust und schweren Figuren gleichsam hingehauchte und feine Gestalten in koketten Trachten, und statt Ruben's derber Sinnlichkeit ein erotisches Spiel, ein Liebeln und Flüstern aufweisen, einen Hintergrund schattiger Gänge mit stillen Verstecken, mit üppigen Statuen und frischen Rasenteppichen.

Unter Ludwig XIV. war die ganze Tracht steif gewesen; man trug große Ueberschläge und Kragen, selbst die Rock- und Westenschöße waren gesteift, Halskragen und Manschetten gestärkt, so daß nicht eine Falte sich verändern konnte; die unbequeme Allongeperrücke machte eine gravitätische Haltung zur Nothwendigkeit. Unter der Regentschaft war alles auf Zwanglosigkeit und Leichtigkeit gerichtet. Das steife Futter der Schöße verschwand, an die Stelle der großen Allongeperrücke trat das gepuderte Haar, steif frisirt, so daß keine noch so hastige Bewegung es in Unordnung bringen konnte; überall in Tracht und Benehmen überließ man sich einer gewissen Nachlässigkeit. Man verweilte in Boudoirs. Wie Thee und Kaffee aus dem Orient eingeführt wurden, so auch das orientalische Sopha, welches dem jüngeren Crébillon den Titel für seine bekannteste und berüchtigste Erzählung giebt. Der weiche Lehnsessel verdrängt den hohen, unbequemen Armstuhl mit schnurgerader Rückwand. Das Zimmergeräth besteht aus schweren Seidengardinen, welche wollüstig das Licht dämpfen, aus großen Spiegeln in Goldrahmen, aus reich verzierten Pendeluhren, aus üppigen Malereien und schnörkelhaften Möbeln. Das ganze Zimmer duftet von einem wollüstigen Parfüm.

Werfen wir hienach einen Blick auf die Scenerie in der „Neuen Héloise“.

Das Standbild Rousseau's steht heut zu Tage auf einer kleinen Insel im Genfersee, dessen Südspitze sich hier in den Kanton Genf hineinbohrt. Diese Gegend ist eine der schönsten

in der Welt. Geht man ein wenig jenseits der Insel über noch eine Brücke, so sieht man deutlich den Rhonefluß brausend und schäumend wie einen Trollhättafall aus dem See herausstürzen. Einige Schritte weiter, und man sieht seinen weißen Strom mit dem grauen Schneewasser der Arve zusammentreffen. Beide Flüsse laufen neben einander hin, jeder seine Farbe bewahrend. Weit entfernt sieht man die weiße Schneekuppe des Montblanc zwischen zwei mächtigen Alpenrücken empor ragen. Gegen Abend werden diese Bergrücken dunkel, und über ihnen schimmert der Schnee des Montblanc wie bleiche Rosen. Es ist, als hätte die Natur hier all' ihre Gegensätze vereinigt. Selbst in der mildesten Jahreszeit spürt man, wenn man sich den brausenden weißgrauen Bergströmen nähert, eine eisige Kälte. Auf einem einzigen Spaziergange fühlt man an geschützter Stelle den heißen Sommer, wenige Schritte weiter den rauhen Herbst mit schneidendem Winde. Man macht sich keine Vorstellung von der kalten und kräftigen Frische der Luft an diesem Orte. An den Süden erinnert die Sonne und das helle Blinken der Sterne in der Nacht. Es sieht aus, als schwebten sie flirrend in der Luft. Und die Luft selber erregt das Gefühl, als sei es ein schwerer, starker Körper, den man einathmet.

Fahren wir nun den See hinauf nach Vevey! Hinter Vevey die Alpenhänge mit den südlich frischen Bäumen und Weingärten. Diesseits des Sees die dunkelblauen riesigen Felswände, welche die Aussicht auch nach den Seeufern versperren, ernst, drohend, indeß die Sonne mit Licht und Schatten an den Bergkanten hinunter spielt. Kein See ist so blau wie der Genfersee. Fährt man an einem schönen Sommertage über denselben hin, so gleicht er blauem Atlas, welcher in Gold changirt. Dies Land ist ein Feenland, ein Traumland, wo mächtige Berge ihre schwarzblauen Schatten in ein himmelblaues Wasser werfen, von dem funkelnden Glanz einer Sonne überstrahlt, welche die Luft mit ihren Farben sättigt. Fahren wir dann den See weiter hinauf bis Montreux! Das Felsennest Chillon, jener Kerker, in welchem die barbarische Grausamkeit des Mittelalters all' ihre Marterwerkzeuge gesammelt, hat, liegt draußen im Wasser. Dieser Zeuge wilder, gewaltsamer, furchtbarer Leiden=

schaften liegt in einer Natur, die man eine verzauberte nennen kann. Hier ist der See offen, der Anblick minder eigenartig, das Klima südländischer, als bei Vevey. Man sieht gleichsam ein geheimnisvolles blaues Licht, in welchem der Himmel, die Alpen und der See zusammenschmelzen. Noch ein paar Schritte weiter nach Clarens und wir treten in jenen Kastanienhain, welcher bis auf den heutigen Tag „das Boskett Juliens“ heißt. Er liegt hoch oben auf einem Vorsprunge; von hier aus sehen wir Montreux geschützt und versteckt drinnen in der Bucht liegen. Werfen wir einen Blick um uns her, und wir werden begreifen, daß von dieser Stelle aus das Naturgefühl sich über Europa verbreitete. Denn hier stehen wir in Rousseau's Geburtsland und auf dem Schauplatz seiner „Neuen Héloise“. Es war diese Scenerie, welche die der Regentschaftszeit verdrängte.

Wenn wir jetzt resümiren, so können wir mit Leichtigkeit verfolgen, wie sich Chateaubriand's erste Dichtung zu Rousseaus berühmtesten Roman verhält. Vor allen Dingen erbt Chateaubriand die Liebe zur Natur. Die stark kolorirten Schilderungen der Natur Nordamerikas, wie sie zu Ludwigs XIV. Zeiten waren, haben die Schilderungen der Schweizernatur zu Vorgängern. Aber der Unterschied zwischen Rousseau's und Chateaubriand's Landschaften ist der, daß diese letzten weit subjektiver, ganz anders von der Gemüthsstimmung des Helden und der Heldin abhängig sind. Ist Unwetter in ihren Herzen, so rast es auch draußen. Die Persönlichkeit, der einzelne Mensch verschmilzt hier ganz anders als in der Litteratur des 18. Jahrhunderts mit der ihn umgebenden Natur zusammen und erfüllt sie mit seiner Leidenschaft und seiner Stimmung. — Was Held und Heldin anbelangt, so sind sie als Wilde noch viel weiter von Galanterie entfernt und noch viel mehr Naturmenschen als die Verliebten bei Rousseau. Kommen da auch oft Wendungen vor, die ein Indianer unmöglich hervorbringen kann, so haben hinwieder auch viele der erotischen Repliken etwas von der Poesie der Wilden, die im 18. Jahrhundert in Frankreich absolut unbekannt war. Man lese z. B. den Liebesgesang des Kriegers, der mit den Worten beginnt: „Ich will so sehr eilen, daß ich, bevor der Tag der Berge Gipfel erreicht, zu meiner weißen Taube

zwischen den Eichen des Waldes gelange. Ich habe ein Halsband aus Porzellan um ihren Hals gebunden; dessen drei rothe Kugeln sprechen von meiner Liebe, die drei violetten von meiner Furcht, die drei blauen von meiner Hoffnung u. s. w." — Dem Standesunterschied zwischen den Geliebten bei Rousseau, der so gut zu jener revolutionären Zeit stimmt, entspricht hier der Religionsunterschied, der im neuen Jahrhundert bei der Reaktion gegen Voltaire eine neue Wichtigkeit erhält und hiermit steht es, wie schon angedeutet, in Verbindung, daß hier ein katholisches Cölibatsgelübde dieselbe Rolle spielt wie bei Rousseau das rein sittliche Gebot. Hier ist mithin ein Fortschritt im Kolorit, in der Entwicklung der Persönlichkeiten, im Verstehen eines der Civilisation fremden Volksgeistes und einer Rasseneigenthümlichkeit vorhanden, dagegen ein vorsätzlicher Rückschritt in der Ablösung der Moral durch die katholische Klosterreligiosität und eine unnatürliche Askese. Die Leidenschaft wird so zu sagen auf dem Altar des Katholicismus gewetzt, und ruft, indem sie unnatürlich unterdrückt wird, jene unnatürliche Wildheit und Gluth hervor, welche Atala, die sanfte, fromme Atala, dies anmuthsvolle junge, christliche Indianermädchen, das unter so großen Versuchungen das Verlangen ihres stürmischen, heidnischen Liebhabers so lange im Zaume gehalten hat, dahin bringt, mit dem Wunsche der Vernichtung Gottes und der Welt zu sterben, wenn sie dann nur auf ewig an des Geliebten Brust gepreßt bleiben könne.

III.
Goethe's Werther.

„Die neue Héloise erschien 1761. Dreizehn Jahre später schrieb in einem anderen Lande, unter sehr verschiedenen Umgebungen, ein junges Genie, das Nichts mit Rousseau gemein hatte, von seinem Roman und seinen Ideen beeinflußt, ein kleines Buch, daß alle Vorzüge der „Neuen Héloise" neben vielen anderen und keinen seiner Mängel besaß, ein Buch, das nicht Tausende sondern Millionen von Gemüther erregte, ganzen Generationen eine lebendige Begeisterung und eine leidenschaft-

liche Sehnsucht nach dem Tode einflößte, eine nicht geringe Anzahl Menschen zur Empfindsamkeit, zur Verzweiflung, zum träumerischen Müßiggang und zum Selbstmorde trieb, und das die Ehre hatte, von der landesväterlichen dänischen Regierung als irreligiös verboten zu werden. Dies Buch ist „Werther". Saint-Preux wechselte sein Kostüm und kleidete sich in die berühmte Werthertracht, den blauen Rock und die gelbe Weste, und Rousseau's „belle âme" ging als „die schöne Seele" in die deutsche Litteratur über.

Im Jahre 1774 also erschien dies Buch, dessen Schlußblätter von keinem Dichter erfunden sind. Sie sind mit dem Rechte, das jeder schaffende Geist besitzt, sein Eigenthum zu nehmen, wo er es findet, wörtlich aus einem Manuskripte abgeschrieben, welches das Ende des jungen Jerusalem behandelt. Das Manuskript ist in Kestner's Buch über Goethe und Lotte abgedruckt. Nur ein einziges Wort hat Goethe als vulgär und übelklingend verändert. Im Manuskripte steht: „Barbiergesellen trugen ihn." Das Buch schließt so: „Handwerker trugen ihn; kein Geistlicher hat ihn begleitet." In seiner schneidenden Kürze spricht dieser Satz aus, daß ein Leben geendet ist, das im Kampfe mit sich selbst und der Gesellschaft, tödtlich verwundet in seinen Sympathien und Bestrebungen, unterlag. Handwerker trugen ihn; denn die bürgerliche Gesellschaft hielt sich pharisäisch zurück. Kein Geistlicher begleitete ihn; denn er war ein Selbstmörder und hatte jede kirchliche und religiöse Verpflichtung gebrochen. Aber er liebte den gemeinen Mann und verkehrte mit den Ungebildeten, darum folgten ihm Diese zum Grabe.

Was ist Werther? Definitionen erschöpfen nicht den unendlichen Reichthum eines dichterischen Meisterwerks, aber man kann mit ein paar Worten sagen, daß diese Geschichte einer leidenschaftlichen und unglücklichen Liebe ihre Bedeutung darin hat, daß sie nicht blos die zufällige Leidenschaft und das zufällige Unglück eines einzelnen Individuums ausspricht, sondern so behandelt ist, daß die Leidenschaften, Sehnsuchten und Qualen einer ganzen Epoche ihren Ausdruck darin fanden. Dies Buch schildert das Recht und das Unrecht des vollen Herzens gegen-

über den trivialen und starren Regeln des verständig geordneten Alltagslebens, seinen Unendlichkeitsdrang, seinen Freiheitsdrang, der das Leben als einen Kerker und alle Scheidewände der Gesellschaft als Kerkermauern empfindet. Alles, was die Gesellschaft bietet, ist, wie Werther sagt, die Erlaubniß, sich die Wände, zwischen denen man gefangen sitzt, mit bunten Gestalten und lichten Aussichten zu bemalen. Aber die Wände selbst werden dadurch nicht zertrümmert. Darum dies Rennen mit der Stirn wider die Wand, dies lange Jammern, diese tiefe Verzweiflung, welche nur ein Pistolenschuß ins Herz lindern kann. Hier wird nicht, wie in der „Neuen Héloise", der Sieg der Tugend und der deistischen Religiosität über den Naturtrieb und die Passion, sondern der Fatalismus der Leidenschaft dargestellt; mit fatalistischer Nothwendigkeit geht in dieser Herzenstragödie die regel- und zügellose Leidenschaft zu Grunde.

Jedermann weiß, welchen Schwall empfindsamer Schriften dies Buch erzeugte, wie viele thränenreiche Romane von demselben abstammen, wie seine Gefühlsweichheit bald, wie bei Clauren, bei Lafontaine oder dem Dänen Rahbek, zur plumpsten Sentimentalität verdickt, bald zur subtilsten platonischen Schwärmerei verdünnt wurde, wie in Ingemann's frühesten Dramen und Romanen — man vergleiche besonders die direkte Nachahmung Werther's in „Warner's Wanderungen". Allein „Werther" selbst ist daran unschuldig; denn die Versunkenheit in Gefühlsschwelgerei ist nur die eine Seite des Buches. Aus derselben, inmitten derselben sprudelt ein so gesundes Natur- und Lebensgefühl hervor, ein so kraftvoller und revolutionärer Zorn über die Gesellschaftskonvenienz, die aristokratischen Vorurtheile und die Pedanterie des Geschäftslebens, daß der Haupteindruck des Buches der Drang nach Ursprünglichkeit und Poesie ist, den sie schildert, weckt und befriedigt.

Welcher Fortschritt ist hier seit der „Neuen Héloise" gemacht! Nur unsicher wird in Rousseau's Roman die weibliche Hauptfigur gezeichnet. Es fehlt dort, wie fast überall in der französischen Poesie, die Naivetät der Weiblichkeit. Julie ist eine klassische Vorläuferin der Heldinnen in Balzac's Romanen. Wie unendlich steht sie an wahrer und echter Leidenschaft ihrer

Namensverwandten, der wirklichen Héloise, nach! Wie tief empfunden ist jedes Wort bei Dieser, die Liebesergüsse eben so wohl wie die Ergüsse der Religiosität, und wie kalt sind Juliens gedrechselte Perioden! Jeden Augenblick verfällt sie in Deklamationen über die Tugend und über das höchste Wesen, das sie philosophisch den Urquell des Lebens nennt. Sie ergeht sich in Sätzen, wie folgenden: „In dem Grade sind alle menschlichen Angelegenheiten ein Nichts, daß es, mit Ausnahme des Wesens, das durch sich selbst existirt, nichts Schönes giebt, außer Dem, was nicht ist" — sie meint unsere Chimären. Julie raisonnirt und deklamirt. Wie naiv und natürlich erscheint im Gegensatze zu ihr die kräftige Charlotte, z. B. in jener ersten Situation, wo sie Brot für ihre kleinen Geschwister schneidet! Wenn bei ihr Etwas über die Linie des Natürlichen hinausgeht, so sündigt sie nicht durch stelzenhafte Deklamation, sondern durch einen Anflug sentimentaler Schwärmerei, wie in der Scene, wo ihre und Werther's Gedanken sich begegnen, indem sie schweigend das Wort „Klopstock" mit ihrem Finger an die bethaute Fensterscheibe schreibt. Im Uebrigen ist in diesem Buche ein noch reineres, tieferes, genialeres Gefühl für die Naturumgebung und die Landschaft als bei Rousseau; der Unterschied in der Naturauffassung ist dadurch bedingt, daß ein großes litterarisches Ereigniß in die Zwischenzeit fällt, die Herausgabe Ossian's, welche einen so ungeheuren Eindruck machte. Es ist bekannt, wie der schottische Barde selbst das harte Herz Napoleon's schmolz, so daß derselbe ihn hoch über Homer stellte. Damals glaubte man noch an Ossian's Echtheit, und die Zeit war noch nicht gekommen, wo man sich von diesen Dichtungen mit demselben Aerger und Widerwillen abwendet, den eine Gesellschaft empfindet, wenn sie sich in einem Garten durch die Töne einer Nachtigall zur Schwärmerei verlocken ließ und dann plötzlich im Strauchwerk einen nichtsnutzigen Jungen entdeckt, welcher die Nachtigall spielte. Der arme Macpherson war dieser Betrüger. Er hatte den Homer verdrängt. So wird auch im „Werther" die gesunde homerische Naturanschauung, welche in der ersten Hälfte des Buches herrscht, allmählich von den unruhigen ossianischen Nebelbildern

verdrängt, welche der steigenden Kränklichkeit, der Unruhe und Phantasterei der Leidenschaft entsprechen.

Vielleicht erkennt man bereits, welchen neuen Charakterzug die Hauptfigur dadurch gewonnen hat, daß sie über den Rhein ging. Saint-Preux war noch, wie der Name schon andeutet, das ritterliche Ideal. Goethe, der Dichter der modernen Zeit, macht dem ritterlichen Ideal ein Ende. Es sei hier nur darauf hingewiesen, wie in seinen Helden alle Eigenschaften der Ritterzeit, zuerst und zuvörderst der körperliche Muth, dessen Darstellung niemals ihre Wirkung auf naive Leser verfehlt, völlig bei Seite geschoben sind. So im „Werther," im „Wilhelm Meister", im „Faust". Werther ist kein Ritter, sondern ein Grübler, ein Poet, ein Phantast. Verweilen wir noch einen Augenblick bei dieser Gestalt. Werther ist ein Kranker; was fehlt ihm denn eigentlich? Er ist unruhig und fieberhaft, aber verstehen wir's recht, seine Unruhe ist die der Ahnung, der Ungewißheit, der schlecht begrenzten und schrankenlosen Sehnsucht, aber nicht der Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit. Er gehört einer Zeit an, welche ahnt und verkündigt, nicht einer Zeit, welche resignirt und verzweifelt. Wir werden ein Gegenstück zu ihm in Chateaubriand's René erblicken. Die Grundquelle von Werther's Unglück ist das Mißverhältniß zwischen der Unendlichkeit des Herzens und den Schranken der Gesellschaft. Zuerst waren die Helden der Litteratur Fürsten und Könige, ihre Verhältnisse standen in Uebereinstimmung mit ihrer geistigen Hoheit. Der Kontrast zwischen Innerem und Aeußerem, zwischen Verlangen und Macht war unbekannt. Und selbst als die Litteratur den Kreis ihrer Günstlinge erweiterte, hielt sie sich an Diejenigen, welche durch aristokratische Geburt und Reichthum hoch über die niederen Mühen und Beschwerden des Lebens gestellt waren. Goethe hat im „Wilhelm Meister" die Ursache angegeben: „Dreimal glücklich", sagt er, „sind Diejenigen zu preisen, die ihre Geburt sogleich über die unteren Stufen der Menschheit hinaushebt, die durch jene Verhältnisse, in welchen sich manche gute Menschen die ganze Zeit ihres Lebens abängstigen, nicht durchzugehen, auch nicht einmal als Gäste darin zu verweilen brauchen. Sie sind von Geburt an gleichsam in

ein Schiff gesetzt, um bei der Ueberfahrt, die wir Alle machen müssen, sich des günstigen Windes zu bedienen und den widrigen abzuwarten, anstatt daß Andere nur für ihre Person schwimmend sich abarbeiten, vom günstigen Winde wenig Vortheil genießen, und im Sturme mit bald erschöpften Kräften untergehen". Mit beredten Worten wird hier ein einzelner Lebensvortheil, der Reichthum, gepriesen; Goethe, der oftmals in seinen Werken, so vor Allem in „Wilhelm Meister", lediglich aus Liebe zum Schönen seine Zuflucht zu den höchsten Gesellschaftskreisen nahm, hat mit Schmerz gefühlt, daß das Leben des Plebejers ein Krieg, und der traurigste von allen, ein Krieg für die Existenzmittel ist, daß er auf Gelderwerb sinnen, beständig sich der Sparsamkeit befleißigen, und daß seine Frau eine gute Haushälterin sein muß, selbst wenn sie sonst eine Muse ist. Deshalb spricht Goethe so ungezwungen von den Vortheilen des Reichthums. Und was von diesem, von dem vulgärsten der äußerlichen Lebensgüter gilt, das gilt mit noch größerem Gewicht von allen andern äußeren Formen des Glücks und der Macht.

Jetzt beim Wechsel des Jahrhunderts stoßen wir zum ersten Mal auf diesen Widerspruch: ein Individuum, das in der Welt des Geistes wie ein Gott und ein König dasteht, das mit Allem sympathisch empfindet und durch das Gefühl das ganze Leben des Alls in sich aufnimmt, das nach der Wahrheit verlangt, aber sie nicht erreichen könnte, ohne zugleich Allwissenheit zu erreichen, in dessen Herzensforderungen der Anspruch auf Allmacht liegt, denn allmächtig müßte es sein, um die kalte, harte Welt zu einer Welt nach seinem Herzen umbilden zu können, und das zugleich — was? ist, das z. B. wie Werther ein Legations-Sekretair ist mit ein paar hundert Thalern jährlichen Gehaltes, die Hälfte des Tages in seinem Komptoir, d. h. in seiner kleinen Gesellschaftsrubrik, eingesperrt, ausgeschlossen sogar von der höheren Gesellschaft, und die ganze Seligkeit seines Lebens in den Besitz eines einzigen Mädchens setzend, das ihm dann der erste, beste Philister vor der Nase wegschnappt, und zwar auf solche Art, daß er selbst im Namen des Rechtes, der Moral, der Vernunft die Berechtigung dieses Philisters einräumen, ja

vielleicht sogar zugeben muß, daß dieser andere ein besserer Ehemann werden und Lotte glücklicher machen wird, als er. Was ist doch das? Paßt denn die Liebe nicht für die Ehe, das Individuum nicht für die Gesellschaft, das Herz nicht zum Kopfe? Herrscht ein schreckvolles Mißverhältniß in der großen Maschinerie des Seins, und ist sie im Begriff, aus den Fugen zu gehen? Bald hörte man sie krachen und bersten, als jene Zeit kam, da alle Mauern niedergebrochen und alle Formen zersprengt wurden, da alles Bestehende über den Haufen gestürzt ward, da alle Standesunterschiede mit Einem Schlage verschwanden, da die Luft mit Pulverdampf erfüllt wurde und die ersten Töne der Marseillaise erklangen, da die hundertjährigen Grenzen des Reiches verrückt und abermals verrückt, da Könige geköpft und abgesetzt, eine tausend Jahr' alte Religion abgeschafft, Throne und Altäre zersplittert wurden, da ein korsikanischer Artillerie-Lieutenant sich selbst als den Erben der Revolution proklamirte, alle Bahnen dem Talente geöffnet erklärte, und da man den Sohn eines französischen Schankwirths den Thron Neapels besteigen und einen ehemaligen Grenadier das Scepter Schwedens ergreifen und sich Norwegens bemächtigen sah.

Wie gesagt, Werther wird vom Verlangen der Ahnung und der unklaren Unruhe getrieben. Ungeheure Umwälzungen liegen zwischen ihm und dem nächsten modernen Typus, René. In René ist die Poesie der Ahnung von der Poesie der Enttäuschung abgelöst. An die Stelle der Unzufriedenheit vor den großen Katastrophen tritt die Unzufriedenheit nach denselben. Nach dem Aufschwunge die Niedergeschlagenheit. All' jene gigantischen Umwälzungen haben nicht vermocht, das Verlangen des Menschenherzens und die äußeren Verhältnisse in Harmonie mit einander zu bringen. All' jene schönen Träume der Freiheit und Gleichheit waren in einer Sündfluth von Blut und Schrecken fortgeschwemmt. Der Kampf für das Menschenrecht des Individuums hatte zur brutalsten Weltdespotie geführt. So begegnen wir denn wieder dem jungen Mann des Jahrhunderts, aber wie ist er verändert! Er ist bleich, seine Stirn ist gefurcht, sein Leben ist müßig, seine Faust geballt. Ausgestoßen aus einer Gesellschaft, die er verwünscht, weil er in

ihr nicht seinen Platz finden kann, sehen wir ihn allein in der neuen Welt, in den Urwäldern unter wilden Indianerstämmen umherschweifen. Ein neues Element ist in seine Seele eingezogen, das in der Werther's nicht zu finden war: die Melancholie. Werther war krank, aber nicht melancholisch; René ist verloren in eine müßige Pein, deren er nicht Herr zu werden vermag, er haßt die Menschen und sich selbst. Er ist Melancholiker und Misanthrop. Er bildet den Uebergang von Göthes Werther zu Byrons Giaur und Corsar.

IV.
Die Misanthropie bei Molière.

Zu diesem Zeitpunkte beginnt die Melancholie und die Misanthropie ein poetisches Element zu werden. Um zu erklären, was ich hiermit meine, muß ich jedoch etwas weiter in der Geschichte der Poesie zurückgehen. Die Litteratur hat unzweifelhaft früher schon Misanthropen geschildert. Ich will vergleichsweise einige Gestalten Molière's und Shakespeare's heranziehen. Der Unterschied zwischen diesen und denen der modernen Zeit wird dann klar werden.

Eine von Molière's interessantesten Figuren, und, wie ich bekenne, derjenige von all' seinen Charakteren, welcher für mich persönlich den größten Reiz besitzt, ist Alcest, der Misanthrop. Der Gegenstand von Alcest's Unwillen und Bitterkeit ist jenes ganze System von Rücksichten, von Zugeständnissen, von großen und kleinen Lügen, worauf der sogenannte gesellschaftliche Umgang beruht. Er hat darin gewiß Unrecht. Ohne die Fiktion, welche die konventionelle Höflichkeit erzeugt, würde das Leben noch unschöner sein, als es ohnehin ist. Ein feinsinniger und liebenswürdiger Philosoph hat gesagt: „Da die Schönheit nicht existirt, so erfand man die Kunst, und da die Güte und Herzlichkeit nicht existiren, so erfand man die Höflichkeit.“ Und giebt es, ernstlich gesprochen, nicht Gründe genug, ein wenig die Maske zu tragen? Wie Mancher möchte nicht lieber ganz ungekannt als ganz gekannt sein, und giebt es nicht Viele, welche zu demaskiren schon aus ästhetischen Ursachen Sünd'

und Schande wäre, da ihre Maske so viel schöner ist, als ihr wirkliches Gesicht? Aber ich rede selbst wie Philint im Stücke, und ich darf nicht die glänzenden und beredten Antworten vergessen, welche Alceſt giebt. Alceſt haßt die Menschen, weil er sie in zwei Klassen theilt; die eine bilden die Gemeinen und Boshaften, die andere besteht aus Denjenigen, welche artig und aufmerksam gegen jene Boshaften und Gemeinen sind, und dadurch ihr Treiben ermöglichen. Er stellt die feige Rücksichtnahme, die aus der Furcht entsprungene Falschheit auf gleiche Linie mit den schlimmsten und verrufendsten Lastern. Er ist so empört über die Feigheit, die das Verächtliche nicht sehen will, wo es sich findet, daß er die zweite große Weltmacht, die Dummheit, welche es wirklich nicht sieht, wo es sich findet, durchaus vergißt. Er schäumt vor Wuth darüber, den Schurken, mit welchem er in Proceß liegt, und dessen Nichtswürdigkeit alle Welt kennt, überall respektvoll begrüßt, wohl aufgenommen, ja beschützt zu sehen. Er sagt Oront ins Gesicht, daß seine Verse schlecht sind. Um den Charakter ins richtige Relief zu stellen, läßt der Dichter nun Alceſt sterblich verliebt sein in eine junge Kokette von der feinsten und durch ihre Liebenswürdigkeit gefährlichsten Art. Sie spielt mit ihm wie mit einem Kinde, foppt ihn und trotzt ihm auf alle Weise, lockt ihn an und reizt ihn aufs Aeußerste; jedes Wort von ihr ist ein Dorn, der ihn sticht, und jede ihrer Handlungen schneidet ihm ins Herz. Es ist sein Fluch, daß er zugleich sie lieben und über sie verzweifeln muß. Kann man sich ein schlimmeres Loos für einen Misanthropen denken, als das, ein solches Weib anzubeten und der Spielball all' ihrer Launen zu sein! Man sollte es meinen; aber könnte man nicht auch vielleicht die ganze Anschauung umkehren?

Ein Mann, der sich besser als irgend ein Anderer auf Schauspiel und Theater versteht, Herr Edmond Thierry, Direktor des Théâtre français, sagte mir am Tage nach einer Aufführung des „Misanthrope“ in Erwiderung einer Bemerkung, die ich über einen Schauspieler machte, welcher nach meiner Ansicht die Rolle allzu geschliffen gespielt hatte: „Finden Sie, aufrichtig gesprochen, das Alceſt misanthropisch ist und daß der

Name paßt? Ich für mein Teil glaube: wenn Celimène nicht kokett wäre, so würde Alceſt nicht miſanthropiſcher als ich ſein." Das war ein Scherz, aber er verbirgt eine Wahrheit. Es ſind Umſtände und Verhältniſſe, die Stellung inmitten eines verderbten Hofes, ein reizbarer und ehrliebender Sinn, ein wahrheitsliebender Charakter, welche im Verein mit zufälligen perſönlichen Unglücksfällen Alceſt's Miſanthropie als Reſultat erzeugen. Er iſt Miſanthrop durch Raiſonnement, nicht von Temperament. Eben hierdurch iſt er ein ſo echt franzöſiſches Erzeugniß. Bei einem deutſchen Melancholiker iſt die Grundlage Raiſonnement, d. h. der analyſirende Verſtand. Alceſt iſt ein Produkt jener klaſſiſch-oratoriſchen Zeit in Frankreich, über welche man erſt am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts hinaus kam. Hier ſehen wir ein Beiſpiel der überwältigenden Macht des Zeitgeiſtes und des Volksgeiſtes über das Individuum. Wenn man vom Zeitalter Boileau's und der Verſtandestragödie in Frankreich ſpricht, ſo könnte es wohl auf den erſten Blick ein Widerſpruch ſcheinen, daß Molière, Boileau's Gegenpol, Racines Antipode, derſelben Zeit angehört. Man könnte wenigſtens meinen, daß ſeine tiefſten und trefflichſten Geſtalten, die naive Agnes in der „Schule der Frauen" und der melancholiſche Alceſt im „Miſanthrop", eine Ausnahme bildeten. Aber es giebt Geiſtesgeſetze, welche eben ſo unverbrüchlich wie die Naturgeſetze ſind. Ich habe an einer anderen Stelle *) nachgewieſen, bis zu welchem Grade Agnes' Naivetät eine vom Dichter durch Raiſonnement erklügelte iſt; dasſelbe läßt ſich von Alceſt's Melancholie beweiſen. Nehmen wir als Gegenſatz einen von Shakeſpeare's Miſanthropen, z. B. Jacques in „Wie es euch gefällt." Da haben wir den Miſanthropen von Temperament. Jacques iſt eine Poetennatur, ſchwermüthig und weich. Hören wir, wie er geſchildert wird:

Heut ſchlichen wir, Lord Amiens und ich ſelbſt,
Uns hinter ihn, wie er der Länge nach
Im Schatten einer Eiche lag, die mit
Den Wurzeln in den Waldbach niederhängt.
An dieſe Stelle kam ein ſcheuer Hirſch,
Der von des Jägers Pfeil getroffen worden,

*) Aeſtetiſche Studien von G. Brandes, S. 310 ff.

Um zu verenden; und fürwahr, mein Fürst,
Das arme Thier stieß solche Seufzer aus,
Daß sie beinah sein ledern Fell zersprengten.
Die dicken runden Thränen träufelten
Ihm einzeln über das behaarte Maul.
So stand der arme Narr, genau betrachtet
Vom melanchol'schen Jacques, am Brink des Baches,
Mit Thränen ihn vermehrend. Aber Jacques?
Wie zog er die Moral von diesem Bild?
In tausend Gleichnissen. Dieweil der Hirsch
Ins Wasser überflüssig weinte, sprach er:
„Du armes Thier, du machst dein Testament,
Gleich manchem Weltkind, denen Geld erwerbend,
Die schon zu viel besitzen. Weil das Wild
Verlassen war von seinen sammtnen Freunden,
Rief Jacques: „So ist es recht; das Unglück scheucht
Ja stets die Menge fort." Dann brach ein Rudel,
Frisch von der Weide, ohne Halt und Gruß,
Am kranken Hirsch vorbei. „Nur zu!" sprach Jacques,
„Ihr Spießer und Spießbürger, fette, feiste;
Das gleicht wohl eurer Art. Warum auch schauen
Auf den gefallnen Bankrottirer hier?"
Mit solchen Stachelreden traf er Alles,
Das Land, die Stadt, den Hof, auch unser Leben;
Er schwor, wir sei'n Tyrannen, Räuber und
Was Schlimmres noch, weil wir das Wild verjagten
Aus seinem eignen Sitz, und ganz vertilgten.
So klagt' er mit dem schluchzenden Geschöpf.

Wir sehen ihn zu Thränen gerührt über die Leiden des verwundeten Thieres. Nicht durch Raisonnement, nicht durch eine Verstandesreflexion, wird er empört über die Schlechtigkeit und grausame Rohheit der Menschen, sondern er fühlt unmittelbar, daß seine Seele von derselben Natur wie die des Hirsches sei. Der Hirsch ist ihm ein Kind derselben Mutter wie er selbst. Er ist in seinem Gefühle Pantheist. Welcher Abstand von der Anschauung jener klassischen Zeit in Frankreich, wo selbst Cartesius das Thier für eine Maschine ansah und seinen Schmerzensschrei für eine rein mechanische Wirkung des Schlages hielt, wie die Schreipuppe beim Drucke des Fingers quiekt!

Im Gegensatze hiezu antecipirt Jacques die Naturbetrachtung der feinfühligsten modernen Poeten, z. B. Shelley's. Man erinnert sich, daß Shelley als Jüngling einen Verein junger

Männer stiftete, welche, von der Ansicht ausgehend, daß es eine unerlaubte und verbrecherische Barbarei der Menschen sei, Thiere zu essen, sich verpflichteten, ausschließlich von Pflanzennahrung zu leben.

Nichtsdestoweniger ist Jacques so wenig wie Alcest ein Typus der modernen Melancholie. Jeder von ihnen verkörpert nur einen allgemeinen menschlichen Mißmuth in der Form, welche ihnen nach ihrer verschiedenen Nationalität natürlich ist. Die mit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts entstehende Art von Melancholie trägt nicht den Charakter einer rein persönlichen Krankheit, sie ist auch nicht blos national; es ist eine kosmopolitische Epidemie, in ihrem Wesen verwandt mit den religiösen Krankheitsformen, die sich im Mittelalter so oft über Europa verbreiteten.

V.

Chateaubriand's „René".

Will man diese Krankheit des Jahrhunderts verstehen, so muß man zuerst beachten, daß dasselbe in dem großen Manne, welcher als die Hauptgröße des Jahrhunderts bezeichnet werden kann, und in welcher es sich von Anfang an inkarnirt, in Bonaparte nämlich, gleichsam seine ganze Thatkraft entladet und nach dieser ungeheuren Kraftanstrengung wie gelähmt am Willen zurücksinkt, So tritt nun jene große Schaar unruhiger und müßiger Geister auf den Schauplatz, und eine und dieselbe Grundform wird endlos variirt. Die erste, die hervorragendste dieser Gestalten ist René. Ihm selbst unsichtbar, ist der Herrscherstempel ihm auf die Stirn geprägt worden.

In ihm keimt all jener Egoismus, welcher das erste hervortretende neue Element der Melancholie ist, all jenes stolze Ueberlegenheitsgefühl, die Selbstvergötterung, all' die Launen und Unarten, ja selbst jener Hoheitswahnsinn, durch welchen so viele der großen Männer des Jahrhunderts ihr Zeitalter verblüfft und verletzt haben. Aber, wird man fragen, was hat René damit zu schaffen? Auf ein paar Dutzend Blättern, aus welchen das Buch besteht, kommt ja fast nichts anders vor, als die bittersten Selbstanklagen. Allein René schildert nur das erste

Stadium der Krankheit, und das Buch ist fortgesetzt und entwickelt worden, zuerst in jenem Briefe von René, den man in den „Natchez" findet, und dann, so zu sagen, in der Phantasie der ganzen Lesewelt. René bezeichnet jenes erste Stadium, das der Unruhe und Auserwählung. René ist der Augenblick, in welchem die auserwählte Natur in derselben Weise, wie die Propheten der jüdischen Vorzeit, zum ersten Mal die Stimme vernimmt, die ihn beruft, und sich angstvoll zurückzieht, sich verzweiflungsvoll windet und nach einem Auswege zur Flucht späht, antwortend gleich dem Propheten: „Herr, nimm nicht mich, sondern einen Andern, meinen Bruder; ich bin zu gering, ich bin ein Mann, welcher nicht seine Worte zu setzen weiß." Der Auserwählte zögert und hofft, einen Andern dem Rufe folgen zu sehen, er schaut sich um, aber Keiner ersteht, und die Stimme fährt fort zu ihm zu reden. Ueberall sieht er Das siegen, was er verabscheut und verachtet, und Das unterliegen, wofür er Alles opfern möchte, wenn nur ein Anderer ihn zum Opfer hinführen wollte: aber mit Staunen und Grausen sieht er, daß kein Anderer so wie er empfindet, er schweift umher, um seinen Meister zu finden, denn wie St. Christoph will er nur dem Stärksten dienen, aber er findet ihn nicht, und da erfaßt ihn der Gedanke: wenn kein anderer erstehe, wenn er keine Stütze und keinen Führer finde, so müsse er wohl selber der Mann und geeignet zum Führer und zur Stütze für andere schwächere Geister sein. Jetzt folgt er dem Rufe, er sieht, daß die Zeit des Träumens und Zweifelns vorüber und die Zeit des Handelns gekommen ist. Hinter ihm liegen die langen Stunden des Zweifels und Selbstmißtrauens, mit Einem Schlage ist er verwandelt. Der Sonnenstrahl hat ihn getroffen, der für immer sein Antlitz bräunt, in welchem keine Röthe mehr aufsteigt oder schwindet. Er überwindet die Krise, nicht wie Werther, durch einen Selbstmord, sondern durch einen Entschluß und mit einem erhöhten Selbstgefühl. Er zögert und schwankt nicht mehr, er gebietet und er will. In diesem Augenblicke ist sein Seelenzustand schön und wahr; aber das Mißverhältniß zwischen Dem, was er erstrebt, und Dem, was er vermag, stört sofort die kurz dauernde Harmonie seiner Seele. Er weiß, daß der Gott mit

ihm und in ihm ist, und er kann kaum mehr zwischen sich selbst und dem Gotte unterscheiden. Er betet sich selbst an, indem er den Gott anbetet. Er weiß ja, daß seine Gedanken und seine Rede inspirirt sind, und wo ist die Grenze zwischen Dem, was von ihm, und dem, was nicht von ihm stammt? Er liebt sogar mehr die Irrthümer, als die Wahrheiten, welche er ausspricht; denn jene gehören ihm selbst eigenthümlicher an und er fühlt sich in höherem Grade als ihren Erzeuger. Der Weihrauch der Menge betäubt ihm den Sinn. Seine Feinde sind nicht die seinen, sondern die Feinde der Sache, des Guten, und alle Mittel sind ihnen gegenüber gut und recht. Für sich selbst fordert er Alles, die Gunst des Volkes, die Liebe der Frauen, alle Lorbern und Rosen des Lebens, und es fällt ihm nicht ein, daß er seinerseits dafür Etwas zu leisten verpflichtet wäre. Er läßt sich lieben, ohne wieder zu lieben. Ist er nicht eine privilegirte Natur, ein Apostel, der wie ein Flüchtling durchs Leben eilt, ein aufloderndes Feuer, das erhellt, verzehrt und entschwindet? Er sagt, wie Chateaubriand in einem Briefe an eine seiner Liebhaberinnen: „Mein Leben ist nur ein Zufall; nehmen Sie von diesem Zufall die Leidenschaft, den Wirbel und das Unglück, ich werde Ihnen an Einem Tage mehr davon geben, als andere in langen Jahren.“ So sprach der erste René noch, als er vierundsechzig Jahre alt war. Und wohlgemerkt, der Mann, welcher so spricht, ist in aller Aufrichtigkeit und ohne Heuchelei derselbe, der als Ritter des Glaubens und begeisterter Vertheidiger des Christenthums auftritt; denn ihm ist Alles erlaubt; er ist der Auserwählte und wie die pythische Priesterin, halb wahnwitzig im Gefühl seines Berufes.

Ihm wohnt zugleich etwas Göttliches und etwas Satanisches, eine eigenthümliche Zerstörungslust inne.*) Die Form, unter welcher er liebt, ist die, zu verwirren und zu verzehren. Er verführt gleichsam durch übernatürliche, durch geistige Mittel, er legt Runen, flößt Zaubertränke ein. Die berückende Macht des jungen, offenen Herzens, der jungen und frischen Liebe ist es nicht, womit er bethört. René schreibt Worte wie diese an

*) Vgl. Sainte-Beuve's „Causeries du lundi“ über Chateaubriand.

seine indianische Gattin: „Ja, Celuta, wenn Du mich verlierst, wirst Du als Wittwe leben; denn wer könnte Dich mit der Flamme umgeben, die ich ausstrahle, selbst wenn ich nicht liebe?" und an einer anderen Stelle: „Diesem Herzen entströmen Flammen, welchen es an Nahrung gebricht, welche die Schöpfung verzehren könnten". Ich mache Chateaubriand nicht verantwortlich für die Worte, welche er René in den Mund legt, aber man blicke zurück, und man wird jenen Lucifer des vorigen Jahrhunderts, Voltaire, in Vergleich hiemit unschuldig wie ein Kind finden. Welche rührende Zärtlichkeit bewies er nicht seinen Geliebten, eine Zärtlichkeit, die sich selbst in den Fällen, wo er schändlich verrathen ward, nicht im Mindesten verlor. Man blicke vorwärts, und man wird in Tieck's „William Lovell" oder in Kierkegaard's „Verführer" nur eine breitere Ausführung Dessen finden, was hier im Umrisse gegeben ist. Füge man nun zu der Zerstörungslust des Egoismus die Gleichgültigkeit wider Alles hinzu, was außerhalb des Helden vorgeht, den tiefen Ekel an dem Leben und den unvermeidlichen Ekel an dem eigenen Ich, welchen auch die aufrichtigste Selbstbewunderung nicht fernhalten kann, so hat man die Grundzüge des Typus. Erkennt ihr das Bild, gleicht es dem Original? Oder giebt es Jemanden, der nicht einer der unzähligen Kopien desselben begegnet wäre? Bei dem einen tritt ein Zug, bei dem Anderen ein anderer mehr hervor. Der Eine erhebt sich in übermenschlichem Stolze, wie jener englische Lord, welcher der Welt ihr Spiegelbild in „Kain" und „Manfred" gab; der Andere gewinnt aus seinen philosophischen Studien nur das Resultat, daß er ein Gott ist, wie der deutsche Dichter, welcher das „Buch der Lieder" schrieb, so oftmals gestanden hat. Der Dritte verlegt sich auf die Rolle, Prophet der Gottheit zu sein, läßt sich wie ein Papst verehren, und läßt noch als Greis junge Frauen zu sich kommen, um ihm die zitternden Hände zu küssen. Für einen Vierten wird die Schwermuth das absolut Bestimmende, das Pfand seines Berufes, der Quell seiner Lebensführung und seiner ganzen Schriftstellerthätigkeit. Und diese Schwermuth beraubt ihn jenes praktischen Blickes in der Beurtheilung der Wirklichkeit. Das geringste Ereignis, welches ihm begegnet,

schwillt zu etwas Bedeutungsvollem, zu etwas Entscheidendem und gleichsam Vorherbestimmtem an, worauf er immer und immer wieder zurückkommt, während es für eine weniger melancholische Anschauung zu einem puren Bagatell einschrumpfen würde. Man kennt all' diese nahen und entfernten, echten und entarteten Brüder und Söhne René's. Der Typus umfaßt eine kurze Spanne von Jahren, und man wolle ihn vor Allem nicht mit einem andern Typus verwechseln, welcher ihm folgt und welcher uns allen vertraut ist. René personificirt ein Geschlecht, das zu sich selbst sagte: Vor meinem fünfundzwanzigsten Jahre will ich im Besitz dieses Mädchens, will ich ein großer Dichter, ein großer Künstler sein oder sterben. Beim nächsten Geschlecht lautet dieser Satz: Vor meinem fünfundzwanzigsten Jahre will ich ein Amt haben, vor meinem dreißigsten will ich Minister sein. Die Sehnsucht nach einem gesicherten Einkommen und einem gesicherten Einflusse ist an die Stelle all' jener unbestimmten und idealen Sehnsucht getreten bei einem Geschlechte, in welchem das Individuum sich ohne Schwärmen und ohne Zweifeln sein beschränktes Ziel setzt und dasselbe erreicht. Wenn jene hart und kalt erschienen, so war das in einem zweiten Stadium, nachdem sie den Zweifler und den Träumer in ihrem Herzen erstickt hatte; Diese waren es von Geburt an und hatten keine Krise überstanden.

Nach all dem Gesagten klingt es schier wunderlich, wenn man betont, daß „Renè" dem „Geist des Christenthums" in rein reaktionärem und katholischem Interesse eingefügt worden ist, um zu beweisen, wie nothwendig der Trost der christlichen Religion für gewisse Leiden und wie nöthig es sei, die Nonnenklöster wieder zu errichten, da nur das Kloster Rettung und Schutz vor gewissen Verirrungen biete. Renès Hauptunglück ist nämlich das, leidenschaftlich von seiner Schwester geliebt zu werden, die um ihre Passion zu überwinden, den Schleier nimmt und im Kloster stirbt. Wie hübsch klingt das! Aber fühlt man nicht das Raffinement? So verführerisch, so unwiderstehlich ist jener Renè, daß er sogar nicht ruht, oder vielmehr daß der Dichter nicht ruht, bis er Renès eigener Schwester eine unnatürliche Liebe zu ihrem Bruder eingeflößt hat. Wieder

zeigt sich hier, wie reaktionäre Tendenz in den Maalstrom der revolutionären Bewegung hineingewirbelt wird. Denn wenn es Etwas giebt, worauf die sogenannte satanische Schule später ein herkömmliches Recht zu haben schien, so war es das, nachdem sie die Passion als Natur verherrlicht hatte, dieselbe mit Sympathie zu schildern, auch wo sie der Natur zuwiderläuft. Ich will auf ein paar analoge Züge hinweisen. Bei der jungen revolutionären Schule war es ein beliebtes Thema, daß der Abscheu vor der Blutschande nur auf Vorurtheil beruhe. Dies war ein Lieblingssatz Mérimée's in seiner Jugendzeit. Man berief sich außerdem auf die Autorität der Bibel, da das Menschengeschlecht sich nach der biblischen Tradition ja von Anbeginn durch Blutschande vermehrt habe. Byron's Kain ist mit seiner Schwester vermählt. Außerdem war es ja durchaus in der Mode, sich ein wenig als Teufel zu schildern. Chateaubriand, der sich in René selbst dargestellt hat und dessen Verhältnis zu seiner Schwester in äußerer Hinsicht demjenigen Renés entspricht, wurde in der Wirklichkeit keineswegs von ihr anders denn als Bruder geliebt, und es dürfte mehr als wahrscheinlich sein, daß hier der Schlüssel zum Verständnisse eines der unheimlichsten und peinlichsten litterarischen Ereignisse der jüngsten Zeit liegt. Alle erinnern sich noch der empörenden Anklage, durch welche Mrs. Beecher-Stowe vor einigen Jahren das Andenken Byron's beschimpfte. Ein verbrecherisches Verhältnis zwischen ihm und seiner Stiefschwester sollte den Anlaß zu der Scheidung von seiner Frau gegeben haben. Die Wahrheit in dieser Sache zu ermitteln, ist unmöglich; Thomas Moore hat ja Byron's Aufzeichnungen verbrannt. Aber selbst wenn man mit vollkommener Ruhe Frau Stowe angehört und, was schon ein großes Zugeständnis ist, annimmt, daß sowohl sie wie Lady Byron die reine Wahrheit reden, was liegt dann vor? Eine Aeußerung von Byron gegen seine Frau, daß ein solches Verhältnis bestanden habe. Nun war Lady Byron, wie männiglich bekannt, eine in höchstem Grade tugendhafte und einfältige Puritanerin, die ihren Mann Alles hat verüben sehen, was nach ihrer Ansicht das Empörendste auf Erden war. Sie wußte, daß er trank und an Zechgelagen theilnahm, daß er ganze Nächte außer-

halb des Hauses verbrachte, daß er weder Rücksicht auf seinen Namen noch auf seinen Rang nahm, daß er allein hatte ins Parlament gehen müssen, weil er keinen einzigen seiner Standesgenossen hatte bewegen können, ihn dort einzuführen, daß er in seinen Schriften, die eine heilige anglikanische Kirche verhöhnte und die schwärzesten Verbrechen in der schönsten Beleuchtung darstellte; ja, so arg hatte ihr Gemahl es getrieben, daß dreimal eine Pfändung bei dem jungen Paare vorgenommen und sogar ihr eigenes Ehebett mit Beschlag belegt worden war. Was Wunder also, daß sie ihren Mann beim Worte nahm, als er eines Tages, vermutlich mehr als gewöhnlich durch ihre Einfalt und ihre Predigten geärgert, sie anschnauzte: Ja, ich bin der Teufel — puh! — mein Klumpfuß ist wirklich ein Pferdefuß und ich lebe im schändlichsten Verhältnis mit meiner eigenen Schwester!

Wir sehen, daß Chateaubriand Byron in „René“ das Beispiel gegeben hat. Wir sehen, wie dies Produkt der Revolutionspoesie aus dem reaktionären Werke entsprießt, in welchem es sich befindet, und wie in diesem beide großen Strömungen vermischt sind. Aber wohl zu merken, der Unterstrom ist eher alles Andere, als christlich, eher alles Andere, als religiös. Das Grundgefühl ist überall ein seltsamer wilder Egoismus, eine Art Genußsucht der unheimlichsten Art, welche darin besteht, den Gedanken an Tod und Vernichtung, eine gewisse satanische Wuth mit dem sonst so sanften und so natürlichen Gefühle der Lust und des Glückes zu verbinden. René schreibt an Celuta: „Ich habe Dich mitten in der Einöde an mein Herz gedrückt, ich hätte Dich in jenem Augenblicke gern mit einem Dolche durchbohrt, um das Glück in Deinem Busen zu befestigen und mich selbst dafür zu strafen, daß ich Dir solches Glück geschenkt.“

VI.
Der neue Seelenzustand.

Wie in der körperlichen Welt zu gewissen Zeiten bisher unbekannte Krankheiten entstehen, so auch im geistigen Leben. Was ich hier zu schildern versuche, ist der zugleich kräftige, und ungesunde Geisteszustand, der eigenthümliche Aufschwung und

die eigenthümliche Gemüthskrankheit, welche den Anfang unsres Jahrhunderts bezeichnen. Der Grundzug dieses Seelenzustandes war mit der großen Revolution des Menschengeistes gegeben. Alle Gemüthskrankheiten, welche in Folge davon ausbrechen, lassen sich als Symptome von zwei großen Ereignissen auffassen: von der Emancipation des Individuums und von der Befreiung des Gedankens.

Das Individuum wird emancipirt. Nicht mehr zufrieden damit, auf der Stätte zu bleiben, die ihm angewiesen oder wo er geboren ist, sich nicht mehr bescheidend, das Feld seines Vaters zu pflügen, fühlt der Mann beim Anfange der Demokratie zum ersten Mal in der buchstäblichen Bedeutung des Wortes die Welt offen vor sich liegen. Welcher Fortschritt im Vergleich mit allen früheren Zeiten! Es scheint mit Einem Male, als sei Alles möglich geworden und als habe das Wort Unmöglichkeit seinen Sinn verloren, als könne z. B. der Trommelstock in der Hand des Soldaten durch eine Reihe schneller Metamorphosen sich in einen Marschallstab oder in ein Scepter verwandeln. Aber zur selben Zeit, wo die Möglichkeit solchergestalt zugenommen hat, ist die Kraft keineswegs im selben Maße gewachsen, am allerwenigsten die Kraft der Selbstbeherrschung. Daher das unbändige Verlangen und die unbändige Melancholie. Und zur selben Zeit, wo Alles möglich geworden ist, scheint auch Alles erlaubt worden zu sein. Alle Macht, deren sich das Individuum früher entäußert, die es freiwillig seinen Göttern und seinen Königen übertragen hatte, nimmt es jetzt zurück. Wie es nicht mehr den Hut vor dem vergoldeten Wagen zieht, dessen Vergoldung es selbst bezahlt hat, so beugt es sich auch vor keinem Verbote mehr, dessen rein menschlichen Ursprung es durchschauen kann. Auf jedes Verbot hat es eine Antwort bereit, eine Antwort, die eine Frage ist, eine furchtbare Frage, der Anfang aller menschlichen Kenntnis und aller menschlichen Freiheit, die Frage: „Warum?" Und so sind schließlich selbst jene Verirrungen der Phantasie, von welchen vorhin die Rede war, das häufige Verweilen bei dem Verbrechen, auch wo es unnatürlich ist, nur ein Zug, nur eine Verirrung jenes so gewaltigen und so bedeutungsvollen Eintretens des Individuums in sein Recht.

Und der Gedanke wird befreit. Zum ersten Male empfindet das einzelne emancipirte Individuum sich nicht als Glied oder Theil eines größeren Ganzen, sondern als Mikrokosmus, d. h. als ein Wesen, das, wiewohl einzeln, eine kleine Welt in sich begreift, welche in verjüngtem Maßstabe die ganze große abspiegelt. So viele Individuen, eben so viele Spiegel, die das Weltall auffangen. Aber zur selben Zeit, wo der Gedanke solchergestalt den Muth gefaßt hat, nicht stückweis, sondern auf eine Alles umfassende Art zu erkennen, ist das Vermögen nicht mit dem Muthe gewachsen, und jetzt wie früher tappt die Menschheit in unendlichem Dunkel und begreift Nichts von dem Geheimnisse ihres Daseins. Wozu werden wir geboren, weshalb leben wir, was ist das Ziel des Ganzen? Man ist der Antwort auf diese Fragen nicht näher gerückt. Nur das Gefühl des Verlustes, nur die Ungeduld über die Mangelhaftigkeit unseres Wissens ist gewachsen. So fühlt man die Wahrheit eines Bildes, das Alfred de Musset gebraucht: „Die Ewigkeit gleicht einem Adlerhorste, aus welchem alle Jahrhunderet wie junge Adler herausfliegen, um jedes nach der Reihe das Universum zu durcheilen. Jetzt ist das unsrige an den Rand des Nestes gekommen; es blickt hinaus, aber man hat ihm seine Flügel beschnitten, und es erwartet den Tod, hinabstarrend in den unendlichen Raum, in welchen es sich nicht hinauszuschwingen vermag."

VII.
Sénancours „Obermann".

Im schärfsten Gegensatze zu dem selbst in der Verzweiflung und dem Ekel vor dem Leben so stolzen und gebieterischen René steht die nächste beachtenswerthe Variation des zeitalterlichen Typus Obermann.

„Obermann", ein Werk, das im selben Jahre wie René geschrieben ward, ist ebenso wie dieses Buch, in der Verbannung, fast während eines Eremitenlebens, von einem leidenschaftlichen Atheisten, einem tief fühlenden Stoiker, Etienne de Sénancour, verfaßt. Etienne Pierre de Sénancour wurde

in Paris im Jahre 1770 geboren, wanderte aber in den ersten Tagen der Revolution nach der Schweiz aus, wo ihn langwierige Krankheit und verschiedene Verhältnisse zu bleiben zwangen. In seiner Eigenschaft als Emigrant wurde er aus Frankreich verbannt, über dessen Grenzen er sich nur heimlich wagte, um seine Mutter zu besuchen. Unter dem Consulat ging er, doch ohne Erlaubniß, zurück, und lebte während der ersten drei Jahre ein vollständiges Eremitenleben in Paris, um nicht die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich zu lenken. Später fand er einen mäßigen Erwerb als Mitarbeiter liberaler Zeitungen und als Herausgeber historischer Handbücher. Sein Leben war einsam und glanzlos.

Sénancours erste Schrift „Träumereien über die ursprüngliche Natur des Menschen", dessen Titel schon den Schüler Rousseaus verräth, erschien 1799. Im Anfang des Jahres 1804 gab er seinen psychologischen Roman „Obermann" heraus, der bei seinem Erscheinen kein besonderes Aufsehen erregte. Nichtsdestoweniger wurde dies Buch später immer wieder neu aufgelegt; ein folgendes Geschlecht griff immer wieder auf dasselbe zurück, und sein Name wurde in Frankreich lange Zeit im Verein mit Ossians und Werthers genannt. Es wurde frühzeitig von Nodier und Ballanche studiert. Sainte-Beuve erwählte es zu seinem Lieblingsbuch, wie auch er und George Sand viel dazu beigetragen haben, die allgemeine Aufmerksamkeit auf dasselbe hinzulenken.

Man könnte „Obermann" den französischen „Werther" nennen, er hat, was die Selbstmordsepidemie betrifft, in Frankreich eine ähnliche Rolle wie „Werther" in Deutschland gespielt; aber der Ausdruck ist irreleitend, denn „Obermann" enthält keine Liebesgeschichte. War René der Auserwählte, so ist Obermann der Uebergangene. Sein Geist ist ebenso vielseitig, sein Gemüth eben so tief wie René's, aber der Engel, welcher diesen berief, ist an ihm vorbeigegangen. In René erkennen die Herrschernaturen des Jahrhunderts sich selbst wieder, Obermann aber ist die Geschichte der Mehrzahl, d. h. nicht der vulgären sondern der tiefbewegten und begabten Menge, welche gleichsam den Chor der auserwählten Geister bildet. Das Buch beginnt

mit den Worten: „Man wird in diesen Briefen Aeußerungen eines Geistes finden, welcher fühlt, nicht eines Geistes, welcher arbeitet.“ Hierin liegt Alles. Warum arbeitet er nicht? Das ist schwer zu erklären. Am kürzesten lautet die Antwort: Weil er unglücklich ist.

Dies Buch ist für Unglückliche geschrieben. Wer Etwas erlebt und erfahren hat, wird eine große Anzahl jener Menschen gekannt haben, welche für die Schattenseite des Lebens geschaffen zu sein scheinen und nie dazu gelangen, in seinem Sonnenlichte zu wohnen. Das Glück geht an ihnen vorbei, und der vergeßliche Fama, deren Gedächtnis mit Namen so überfüllt ist, fällt es immer so schwer, ihre Namen auszusprechen, daß sie todt scheinen, während sie noch leben. Meistens gelangen sie auch gar nicht auf den Schauplatz der Oeffentlichkeit. Es ist, wie Hamlet sagt, neben den vielen vortrefflichen Eigenschaften ein eigenthümlicher Fehler in der Natur, welcher das Zusammenspiel der Theile hemmt. In der so fein komplizirten Uhr bricht jetzt eine kleine Feder, jetzt ein kleines Rad und die Maschinerie steht für lange Zeit still. Wer ein so kleines Werk zur Welt befördert hat und seine Erinnerung zurück schweifen läßt, der weiß, welch eine fast unglaubliche Menge günstiger Umstände eintreten, welche unglaubliche Zahl kleiner und großer Hindernisse er überwinden, wie genau er auf den Zeitpunkt achten, wie eifrig er die Gelegenheit und den Augenblick erfassen mußte, wie häufig er im Begriffe stand, das Ganze aufzugeben, wie viele Anfälle von Hoffnungslosigkeit und Entmuthigung er besiegt hat, nur um dies geringe Ziel zu erreichen; das kleinste lebende, ans Licht geborene Werk zeugt von tausend Triumphen. Und welche Kombination von Umständen ist erforderlich, damit es dann nicht gleich nach der Geburt stirbt! Eine eben so große Zahl wie für einen lebenden Organismus. Das Werk muß gleichsam eine offene Stelle, eine Lücke finden, in welche es hinein paßt, das Interesse dafür darf nicht von anderen stärkeren Interessen durchkreuzt werden, die Strömung darf nicht nach entgegengesetzter Richtung gehen, das Talent nicht durch ein größeres überstrahlt werden. Es darf an nichts Früheres erinnern es darf nicht zufälligerweise einem Andern

ähnlich sein, und es muß doch in der einen oder anderen Art sich an ein schon Bekanntes anknüpfen und einem schon gebahnten Wege folgen. Es muß endlich in die rechte Beleuchtung kommen. Es giebt Werke, die, ohne weichlich zu sein, in der Beleuchtung, welche ein gleichzeitiges Ereignis oder ein gleichzeitiges Litteraturprodukt ihnen giebt, weichlich erscheinen. Es giebt Werke, welche sich altmodisch, welche sich dürftig und gleichsam verblaßt ausnehmen.

Man kann sagen, daß das Geheimniß des litterarischen Erfolgs gewissen Naturen wie ein Zauber eigen ist.

Man blicke z. B. auf zwei gleich begabte Naturen; wahre Silbernaturen könnte man sie nennen, und Jeder von ihnen hat außerdem als Zugabe sein kleines Goldkorn. Aber der Eine verbirgt sein Goldkorn als unscheinbares Pünktchen in der Silberbarre, der Andere überzieht die ganze Silberkugel damit, denn ein Goldkorn reicht dazu aus; es zu benutzen verstehen, heißt Talent, und Talent ist ein anderes Wort für Glück.

Oder man trifft auf zwei Naturen von fast gleich edlem Metalle. Die eine gehört, so scheint es, zu den Auserwählten in den Augen der Welt, die andere zur Menge, und sieht man genauer zu, dann entdeckt man sogar mit Verwunderung, daß die reinste, die edelste dieser beiden Naturen diejenige ist, welche im Schatten stehen muß und bei Seite gedrängt wird. Aber bei näherem Studium begreift man, daß ein bischen unedles Metall, ein bischen Kupfer oder Erz, weit entfernt, der reinen Silbermünze zu schaden oder ihren Glanz zu schwächen, ihr Halt und Festigkeit giebt und ihren Umlauf ermöglicht. Das reine Silber wird eben durch seine Reinheit und Weichheit unbrauchbar.

Man wird also leicht begreifen, daß die angedeuteten Variationen der Menschennatur — bald ein allzu zarter und zusammengesetzter Charakter, bald ein allzu einförmiger, bald einer, der sich selbst zerbricht, bald einer, der von der ihn umgebenden Welt zerbrochen wird — eine Gruppe für sich allein bilden. Bald sind es ihre Mängel, bald sind es ihre Vorzüge, die ihnen verderblich werden. Kann man sich etwas Unseligeres denken? Und doch kann man in Wahrheit sagen, daß selbst diese Hintangesetzten ihr Glück haben.

Sie fahren fort, mit sich allein, sie selbst zu sein, und in dieser Einsamkeit ihr ganzes Interesse zu bewahren. Kein Weihrauch steigt ihnen betäubend zu Kopfe, kein Ruhm entnervt sie; fehlen ihrer Blüthezeit die kräftigen, die glühenden Farben, welche nur der schmeichelnde Strahl des Sonnenlichtes hervorruft, so behält der Stamm länger seine Frische und seine Säfte. Die rauhe Strenge des Lebens stärkt ihre Natur. Sie genießen das Glück, unbekannt zu leben. Sie haben die Beruhigung, nie überschätzt, albern vergöttert und dann gleich nachher, wie es immer zu gehen pflegt, verlassen, ja verhöhnt zu werden. Denn so rächt sich das Menschengeschlecht an dem, der einen Augenblick der Welt Bewunderung abgenöthigt hat. Sie brauchen nie zu den Komplimenten eines Dummkopfes zu lächeln, sich nie von dem Geifer eines Buben bespritzen zu lassen, wie diejenigen, welche immer als Zielscheiben der Anerkennung und des Hasses dastehen. Es bleibt ihnen sogar das Recht, sich den Vorgezogenen überlegen zu fühlen, sich des Mißverhältnisses zwischen ihrem Werthe und der Anerkennung, welche sie ernten, mit Stolz bewußt zu sein. Ein schönes Los ist ihnen beschieden, wenn sie es verstehen, aus ihrer Lage und ihren Verhältnissen Nutzen zu ziehen und Das, was sie niederzuschlagen droht, in einen Anker der Kraft und Ermuthigung zu verwandeln. Verkennung ist ein bitterer, aber stärkender Trank. Auf der anderen Seite freilich liegt hier auch der erste Keim all' jener Zerrformen der Verkennung, die uns allen bekannt sind, — die ganze Kohorte von Jammergesellen und Neidern, der große Troß der Narren aus unbefriedigter Eitelkeit, ebenso unausstehlich wie Die, welche in gesättigter Eitelkeit schwimmen.

Aber wer kann, trotz all' dieser Karikaturen, ohne Rührung jene Schaar edler Geister betrachten, die abseits der Welt gelebt und niemals geglänzt haben, liebender Herzen, die niemals wieder geliebt wurden, jene Elite, welche von den Göttinnen der Gelegenheit, des Glücks und des Ruhmes niemals besucht ward;

„Obermann", ein schwerfälliges, breitspuriges, ernsthaftes, schlecht geschriebenes Buch, zeigt, daß sein Verfasser eine Natur ähnlicher Art wie sein Held war. Aber es ist gleichwohl interessant als ein gutes und werthvolles Dokument der Zeit. Hören wir

einige Aeußerungen des Helden: „Ach, wie groß ist der Mensch, so lange er unerfahren ist, wie reich und fruchtbar würde er sein, wenn nicht der kalte Blick des Nächsten und der trockene Wind der Ungerechtigkeit unser Herz ausdörrten! Ich bedurfte des Glückes. Ich war geboren, um zu leiden. Wer kennt nicht jene dunklen Tage um die kälteste Jahreszeit, wo selbst der Morgen eine Verdichtung der Nebel bringt und nur durch ein paar dunkle Streifen von brennender Farbe auf den zusammengeballten Wolken Licht zu verbreiten beginnt? Denkt an jenen Nebelschleier, an jene orkanartigen Windstöße, jenen bleichen Schimmer, an das Pfeifen in den Bäumen, welche zitternd sich beugen, an jenes schrille Geheul, dessen schneidender Laut furchtbaren Klagen gleicht; das war meines Lebens Morgen. Zur Mittagszeit káltere und anhaltendere Stürme, gegen Abend dichteres Dunkel, und des Menschen Tag ist zu Ende."

Für eine Natur von solcher Melancholie ist das ganze geordnete Leben unerträglich. Ueber jenen schwierigsten und peinlichsten Zeitpunkt, wo der junge Mann seinen Lebensstand wählen soll, wird er nie hinweg kommen. Denn die Wahl einer Lebensstellung heißt Verzichtleistung auf die unendliche Freiheit, auf die eigentliche Menschheit, und Einpferchung in einen Stall nach Art des Thieres. Das Standesgepräge ist eine Beschränktheit, eine Endlichkeit, eine Lächerlichkeit. Dem Freisein von jedem Standesgepräge verdanken die Frauen einen Theil ihrer Schönheit und der Poesie ihres Geschlechtes. Wie sollte also eine Natur, gleich der Obermann's, einen Stand wählen können! Gleichzeitig zu tief und zu schwach für die Wirklichkeit, haßt er Nichts mehr, als die Abhängigkeit. Den Inbegriff alles irdischen Leids verkörpert ihm die Uhr. Seine Stimmungen nach dem Glockenschlage zerreißen zu sollen, wie der Arbeiter, der Geschäftsmann, der Beamte es muß, das heißt, sich des einzigen Gutes, das uns das Leben bei all seiner Widerwärtigkeit bietet: der Unabhängigkeit, der Freiheit, berauben. Er fühlt sich fremd unter seinen Mitmenschen, sie fühlen nicht wie er, und er glaubt nicht wie sie. Sie erscheinen ihm so sehr von Aberglauben, Vorurtheilen, Heuchelei und socialer Unwahrheit angesteckt, daß er davor zurückschaudert, mit ihnen in ein gesellschaftliches Ver-

hältnis zu treten. Das 18. Jahrhundert war nicht in Orthodoxie ausgemündet, aber es hatte sich in Frankreich nicht über eine deistische Religiosität in Verbindung mit dem Glauben an die Fortdauer des menschlichen Lebens in einer anderen Welt erhoben. Sénancour theilt diesen Glauben nicht, er ist ein ganz moderner Geist; die wissenschaftliche Weltanschauung des 19. Jahrhunderts findet man schon bei ihm. Er ist ein warmfühliger, überzeugter Humanist und glaubt eben so wenig an eine spätere, bessere Existenz als an einen persönlichen Gott. Das religiöse Problem wird in seinen Briefen von verschiedenen Seiten erörtert. Man wird hier schon das erbitterte Bekämpfen der Doktrin, daß der Atheismus aus Bosheit und schlechten Leidenschaften entspringe, finden, welches später in der aufwachsenden Litteratur des Jahrhunderts so vielfach variirt wird. Er macht mit Nachdruck geltend, daß mit demselben Recht, mit dem die Orthodoxen behaupten, daß nur die Leidenschaften daran verhindern, Christ zu sein, auch die Atheisten behaupteten, daß nur der Böse Christ sei, weil er sich nur Gaukelbilder vor Augen zu halten brauche, um nicht zu stehlen, zu lügen oder zu morden, und weil er nur das Argument befriedigend finden könne, wenn es keine Hölle gäbe, so wäre es nicht der Mühe werth, ein rechtschaffener Mensch zu sein. Er erklärt den Glauben an die Unsterblichkeit des Individuums psychologisch. Unruhig und unglücklich wie die meisten Menschen sind, hoffen sie beständig, daß ihnen die nächste Stunde, der folgende Tag, und schließlich das zukünftige Leben das Glück und die Seligkeit bringen soll, die sie erstreben. Aber, wendet er in Gedanken ein, dieser Glaube ist doch stets ein Trost, und antwortet darauf, wenn dies ein Trost für den Unglücklichen ist, so ist es für mich gerade ein Grund mehr, diese Wahrheit für höchst verdächtig anzusehen. Die Menschen glauben so gern, was sie wünschen. Wenn ein Sophist des Alterthums einem Menschen eingebildet hätte, daß er, wenn er 10 Tage seine Lehre befolge, unverwundbar, ewig jung und dergleichen mehr werden könne, so würde dieser Gedanke auch der Einbildungskraft des Betreffenden schmeicheln, aber deshalb nicht wahrer gewesen sein. Man wendet ein: aber wo bleibt die Bewegung, der Geist, die

Seele, welche doch nicht vermodern können? Und er antwortet: wenn das Feuer in deinem Kamin ausgeht, so verläßt dessen Licht, dessen Wärme, dessen Bewegung dasselbe und geht in eine andere Welt über, wo es ewig belohnt wird, wenn es deine Füße erwärmt hat, und ewig bestraft wird, wenn es deine Pantoffeln versengt hat. Schließlich kommt er zu der gleichfalls in späterer Zeit so oft behandelten Einwendung, daß der, welcher nicht an die Dogmen der Religion glaubt, schweigen müsse, um nicht den Andern ihren Halt im Leben zu rauben. Mit Wärme und Leidenschaft antwortet er hierauf, daß, was die gebildeten Klassen und die Städte angehe, da Keiner mehr gefunden werde, der an Dogmen glaube — man beachte, daß er dies 1801—1802 schreibt, — und was die niederen Klassen anbelangt, so reducirt er seine Frage folgendermaßen: selbst wenn es feststehe, daß die große Menge nie aus ihren Irrthümern gerissen werden solle oder könne, so müsse doch erst entschieden werden, ob die Rücksicht auf die Oeffentlichkeit das Recht gebe, zu täuschen, und ob es ein Verbrechen sei, die Wahrheit zu sagen oder doch ein Uebel, daß sie gesagt werde. Aber es zeige sich jetzt gerade umgekehrt, daß das Volk überall damit anfange, die Wirklichkeit kennen lernen zu wollen und daß der Glaube aller Orten untergraben sei. Es handle sich also darum, den Menschen schleunigst zu beweisen, wie unabhängig die Verpflichtung, das Rechte zu thun, vom Glauben an ein zukünftiges Leben sei, und ihnen zu zeigen, daß die sittlichen Gesetze überhaupt natürliche und keine übernatürlichen Gesetze seien, mithin vom Zusammenbruch des Glaubens nicht berührt würden. Er hebt endlich an vielen Stellen die verderblichen praktischen Wirkungen dieses Schweigsamkeitssystems in religiösen Angelegenheiten hervor, indem nur dies es möglich mache, daß die Erziehung des Weibes im alten Geleise vor sich gehe, daß es so durchgehends in Unwissenheit gehalten werde, wodurch es zum Feinde aller Entwicklung gemacht werde und es so häufig in die physische und moralische Gewalt ihres Beichtvaters komme. Ein Vergleich zwischen der Liebe als beglückender Macht und der Rolle, die sie in der Ehe spielt, veranlaßt ihn, sehr weitgehende Meinungen über die auf geschlechtlichem Gebiet

herrschende öffentliche Meinung und über die Richtschnur auszusprechen, nach welcher das Betragen einer Frau in der civilisirten Gesellschaft gebilligt oder gemißbilligt wird.

In diesen Punkten ist Obermann ganz modern; er folgt hier auf geradem Wege der gegebenen Gedankenspur des vorigen Jahrhunderts. In seinem Gefühlsleben dagegen steht er der modernen Geistesrichtung ferner, obschon er auch hier manches Kommende und Neue verkündet; in seinem Gefühlsleben ist er ganz romantisch. Er beschäftigt sich sogar mit dem Begriff des Romantischen. Ein Abschnitt des Buches hat die bezeichnende Ueberschrift: „Ueber den romantischen Ausdruck und über den Kuhreigen der Schweizer". Er faßt diesen Begriff ungefähr so auf, wie ihn die deutschen Romantiker gleichzeitig definirten, obschon er weit davon entfernt ist, seine bezüglichen Anschauungen, wie jene, in ein System zu fassen. Das Romantische ist für ihn „das Einzige, was mit den tiefen Seelen, mit der wahren Empfindsamkeit, übereinstimmt". Es ist interessant, zu beobachten, wie Sénancour unwillkürlich mit den deutschen Romantikern, die er nie gelesen hat, zusammentrifft. Auch diese preisen beständig die Musik als die Kunst aller Künste. Er besitzt indessen eine allzu verfeinerte Sensibilität, um bei der Musik als dem besten Vermittler zwischen dem einzelnen Menschen und der unendlichen Natur stehen zu bleiben. An zwei verschiedenen Stellen seines Buches hebt er hervor, daß eine Reihe verschiedenartiger Wohlgerüche eine ebenso reiche Melodie enthalte, als irgend eine Reihe von Tönen, und wie die Musik, Bilder von außergewöhnlichen Gegenden und Gegenständen hervorrufen könne. Man muß sicher in der französischen Romantik zu Baudelaire gehen, bevor man einen so verfeinerten Geruchssinn findet. Während aber diese Verfeinerung bei Baudelaire das Symptom eines verfeinerten Sensualismus ist, ist sie bei Sénancour nur das Symptom des rein romantischen Subjektivismus. Sie ist ein Element in der Gefühlsschwärmerei; denn durch den Geruchs- wie den Gehörsinn meint Sénancour die verborgenen Harmonien des Daseins erfassen zu können; sie bezeichnet ferner die Wirklichkeitsscheu und das diesem entsprechende potenzirte Selbstgefühl; denn durch Geruchs-Wahr-

nehmungen wie durch Töne wird nur ein Sublimat der Wirklichkeit, ihr Geist und Duft eingeathmet.

Obermann kann in seiner Wirklichkeit nicht einsam genug leben. Er wohnt allein, er vermeidet sowohl Stadt wie Dorf. Ganz er selbst ist er nur, wenn er von dem Schweizerthale, in welchem er wohnt, zu den höchsten Bergen in der ödesten Einöde, zu den „Firnen", allein und ohne Führer emporsteigt und Menschen und Zeit vergißt.

Wollen wir ihn in dieser Umgebung sehen? „Der Tag war heiß, der Horizont neblig, die Thäler von Dunst umraucht. Das Funkeln der Gletscher erfüllte die niedere Atmosphäre mit leuchtendem Wiederschein, aber eine unbekannte Reinheit schien der Luft eigen, welche ich einathmete. In dieser Höhe störte oder unterbrach keine Ausdünstung von niederen Stätten, kein irdischer Lichtpunkt die unendliche und dunkle Tiefe des Himmels. Seine anscheinende Farbe war nicht mehr das blasse und helle Blau, das sanfte Kuppeldach der Ebene, nein, der Aether gestattete dem Blick, sich in eine Unendlichkeit ohne Grenze zu verlieren und inmitten des Glanzes der Sonne und der Gletscher andere Welten und andere Sonnen zu suchen, wie in der Nacht. Unmerklich stiegen die Dünste der Gletscher auf und bildeten Wolken zu meinen Füßen. Der Glanz des Schnees blendete nicht mehr meine Augen, und der Himmel ward dunkler und tiefer. Die Schneekuppe des Montblanc erhob ihre unbewegliche Masse über diesem grauen und reglosen Meere, über diesen zusammengeballten Nebeln, in welche der Wind sich hineinbohrte, und welche er in unförmlichen Wellen empor trug. Ein schwarzer Punkt zeigte sich in diesen Abgründen; er stieg schnell hinan und kam gerade auf mich zu. Es war der mächtige Adler der Alpen. Seine mächtigen Schwingen waren feucht und seine Augen wild; er suchte eine Beute, aber beim Anblick eines Menschen entfloh er mit einem unheimlichen Schrei und stürzte sich in die Wolken. Dieser Schrei wiederholte sich zwanzigmal, aber mit trockenem Laut ohne Nachhall; es klang wie ein eben so oft wiederholter isolirter Schrei in der allgemeinen Stille. Dann versank wieder Alles in absolutes Schweigen, als hätte der Laut selbst aufgehört zu existiren, und

als wäre die Eigenthümlichkeit der Körper, zu tönen und zu klingen, aus dem Universum vertilgt worden. Nie kennt man die Stille in den lärmenden Thälern; nur auf den kalten Höhen herrscht die Reglosigkeit, jenes andauernde feierliche Schweigen, das keine Zunge auszudrücken, keine Phantasie sich vorzustellen vermag. Ohne die Erinnerungen, welche der Mensch aus den Ebenen mitbringt, würde er hier oben nicht glauben können, daß es außen um ihn her irgend eine Bewegung in der Natur gäbe; selbst die Bewegung der Wolken scheint ihm unerklärlich; sogar die Veränderungen der Dünste scheinen ihm inmitten der Veränderung selbst stabil zu sein. Da jeder gegenwärtige Augenblick sich ihm fixirt, hat er nur die Gewißheit, aber durchaus nicht die Empfindung, daß alle Dinge auf einander folgen; Alles scheint ihm ewig erstarrt. Ich wünschte, ich hätte sichere Spuren meiner sinnlichen Wahrnehmungen in jenen stummen Regionen bewahrt; die Einbildungskraft kann sich im täglichen Leben kaum einen Gedankengang zurückrufen, welchen alle Umgebungen zu verneinen und abzuweisen scheinen. Aber in solchen energischen Augenblicken ist man nicht im Stande, sich mit der künftigen Zeit oder mit anderen Menschen zu beschäftigen, und Notizen für jene und für diese aufzuzeichnen. Man denkt dann nicht im Hinblick auf eine künstliche Konvenienz an die Ehre, welche man für seine Gedanken ernten wird, ja nicht einmal im Hinblick auf das allgemeine Wohl. Man ist natürlicher, man denkt nicht einmal daran, den gegenwärtigen Augenblick zu benutzen, man kommandirt nicht seine Ideen, man verlangt nicht von seinem Geiste, daß er sich in einen Stoff vertiefen, verborgene Dinge enträthseln, Etwas sagen solle, das bisher nicht gesagt worden ist. Der Gedanke ist nicht mehr aktiv und an Regeln gebunden, sondern passiv und frei. Man träumt, man giebt sich hin, man ist tief ohne Witz, groß ohne Begeisterung, energisch ohne Willen."

So sitzt er, dieser Lehrling von Jean Jacques, dieser „Energische ohne Willen", denn das Wort paßt auf Obermann, einsam in Jean Jacques' Natur. „René" hatte den Kreis der Natureindrücke erweitert. Statt eines Sees in den Schweizeralpen, einiger Boskets und Waldblumensträuße, wo-

mit wir in der „Neuen Héloïse" begannen, gaben „René" und „Atala" uns die ungeheuren Urwälder, den Riesenstrom Missisippi und seine Nebenflüsse, die tropische Natur in ihrer ganzen leuchtenden und grellen Farbenpracht, ihrer ganzen blendenden und duftenden Ueppigkeit. Diese Natur stimmt zu einer Gestalt wie René. In dieser Natur war Chateaubriand als Verbannter umhergestreift, und ihr Gepräge nahm er mit sich In der öden, lautlosen Stille der Bergnatur ist Obermann an seinem Platze.

Außerhalb des Lebens, da wo das Leben aufhört, fühlt er sich heimisch. Kann er denn das Leben ertragen? Oder wird es ihm wie Werther ergehen, daß er es eines Tages von sich wirft?

Er thut das nicht, er sucht seine Stärke in einem großen Entschlusse, ein für alle Mal verzichtet er auf Genuß und Glück. „Laßt uns," sagt er, „alles das als bedeutungslos betrachten, was verschwindet und vergeht, laßt uns im großen Spiele der Welt ein besseres Los suchen. Von unsern kräftigen Entschlüssen allein wird vielleicht die eine oder die andere Wirkung fortdauern." Er will also leben, aber wenn er beschließt, nicht trotzig Hand an sich selbst zu legen, so geschieht das nicht aus Demuth, sondern kraft eines noch höheren Trotzes. „Der Mensch," sagt er, „ist vergänglich, das mag sein, aber laßt uns im Widerstande zu Grunde gehen, und wenn das große Nichts uns vorbehalten ist, dann laßt uns nicht so handeln, daß dies als eine Gerechtigkeit erscheinen kann.

Wie lange währt es jedoch bis Obermann zu dieser Ruhe gelangt! Wie viele Plaidoyers bringt er zu Gunsten der Berechtigung des Selbstmordes vor, und man darf sich darüber nicht wundern, denn die Selbstmords-Epidemie in der Litteratur gehört ebenfalls noch zu den vorhin erwähnten Symptomen der Emancipation des Individuums. Es ist eine der Formen, die negativste und radikalste, für die Befreiung und Loßreißung des Individuums von der ganzen Gesellschaftsordnung, in welche dasselbe von Geburt an hingestellt ist. Wie hätten auch jene Zeiten, in welchen Napoleon seinem Ehrgeize jährlich Hekatomben von Blutopfern schlachtete, Achtung vor dem Menschenleben erwecken können? „Ich höre überall," sagt Obermann, „es sei

ein Verbrechen, aus dem Leben zu scheiden; aber dieselben Sophisten, welche mir den Tod verbieten, setzen mich demselben aus oder schicken mich hinein. Es ist eine Ehre, auf das Leben zu verzichten, wenn das Leben schön ist, es ist recht und erlaubt, Den zu tödten, welcher leben möchte; und denselben Tod, den zu suchen Pflicht ist, wenn man ihn fürchtet, sich selbst zuzufügen, wenn man ihn wünscht, sollte ein Verbrechen sein! Unter tausend, bald spitzfindigen, bald lächerlichen Vorwänden spielt ihr mit meiner Existenz, und ich allein sollte kein Recht über mich haben! Wenn ich das Leben liebe, soll ich es verachten, wenn ich glücklich bin, schickt ihr mich in den Tod, und wenn ich sterben will, verbietet ihr es mir und bürdet mir ein Leben auf, das ich verabscheue. Wenn ich mich nicht des Lebens berauben darf, so darf ich mich auch nicht einem wahrscheinlichen Tode aussetzen, und all' eure Helden sind dann nur Verbrecher. Der Befehl, den ihr ihnen ertheilt, rechtfertigt sie nicht. Ihr habt kein Recht, sie in den Tod zu senden, wenn sie kein Recht gehabt haben, ihre Einwilligung dazu zu geben. Habe ich dieses Recht zum Tode nicht über mich selbst, wer hat es denn der Gesellschaft verliehen? Welches wahnwitzige Gesellschaftsprinzip habt ihr erfunden, laut dessen ich zu meiner Unterdrückung ein Recht abgetreten habe, daß ich nicht besaß, um mich der Unterdrückung zu entziehen?"

Ich habe vor Jahren in einer Abhandlung über das tragische Schicksal dem Mörder ähnliche Worte in den Mund gelegt: „Der, welcher unter den Leiden des Daseins seufzt, kann sich anklagend wider sein Schicksal erheben und sagen: warum ward ich geboren, mit welchem Rechte, weshalb werden wir nicht gefragt? Wäre ich gefragt worden, und hätte ich gewußt was es sei, zu leben, so hätte ich nie meine Einwilligung dazu gegeben. Wir sind alle wie Männer, die wider ihren Willen zu Matrosen gepreßt werden; aber der Matrose, welcher gepreßt und ohne seine Einwilligung auf das Schiff geschleppt worden ist, hält sich nicht für verpflichtet, auf demselben zu bleiben; wenn er die Gelegenheit wahrnehmen kann, wird er desertiren. Wendet man ein, daß ich das Gute des Lebens genossen hätte, und deshalb jetzt das Schlimme ertragen müsse, so antworte

ich: die Güter des Lebens, das Kindheitsglück z. B., welche ich genoß, und durch deren Annahme ich meine Zustimmung dazu gegeben haben soll, zu leben, diese Güter empfing ich, ohne die leiseste Ahnung davon zu haben, daß sie ein Handgeld wären, darum bindet dies Handgeld mich nicht. Ich will die Mannszucht des Schiffs nicht verletzen, meine Kameraden nicht ermorden oder dergleichen, ich will nur das Eine, worauf ich Recht habe, die Freiheit, da ich mich nie verpflichtet habe, zu bleiben."

Man wird begreifen, daß ich nicht die Absicht habe, mich hier auf die Realität der Frage einzulassen. Obschon ich nicht glaube, das man Anderes gegen die Berechtigung zum Selbstmorde anführen kann, als die Pflichten gegen andere Menschen, so bezweifle ich für meinen Theil durchaus nicht, daß dies Argument völlig hinreichend und befriedigend ist. Im Uebrigen überlasse ich ganz den Moralisten die Beantwortung dieser Frage. Ich schildere hier nur rein historisch und naturwissenschaftlich einen Seelenzustand, der sich geschichtlich gezeigt und in der Litteratur seine Dokumente niedergelegt hat. Denn „Obermann" und „Werther" sind nicht die einzigen Bücher aus jener Zeit, in welchen der Selbstmord gerechtfertigt wird. Auch René schreibt an seine Gattin: „Celuta, es giebt Versuchungen, die so hart sind, daß sie die Vorsehung anzuklagen und uns von der Manie, existiren zu wollen, heilen zu müssen scheinen." Sainte-Beuve bemerkt hierzu: „Man achte darauf, daß dieser unglaubliche Ausdruck: „die Manie, leben zu wollen," gebraucht wird, um die Liebe bis ins tiefste Herz zu beleidigen. Das so instinktmäßige und universelle Gefühl, welches bewirkt, daß für jeden Sterblichen, selbst wenn er unglücklich ist, das Leben lieb und werth genannt werden darf, welches jedes Wesen das einmal geboren ist, dazu veranlaßt, „das süße Licht des Tages" zu lieben und sich nach demselben zu sehnen, dies Gefühl nennt er eine M a n i e." — Auf dieselbe Art erklärte später Arthur Schopenhauer es für die höchste Tugend, zu überwinden, was er „den Willen zum Leben nennt."

Um zu schließen: der Verfasser des „Obermann" bildete seinen Typus nach sich selbst und seinem Talente, sein Held

endet mit dem Entschlusse, Schriftsteller werden zu wollen. „Welche Aussicht auf Erfolg werde ich haben?“ sagt er. „Wenn es nicht genug ist, etwas Wahres auszusprechen und bemüht zu sein, dasselbe auf eine überzeugende Art auszusprechen, so werde ich keinen Erfolg haben, daß ist gewiß.“ „Geht nur erst,“ ruft er aus, „ihr, die ihr den Ruhm des Augenblicks, den Ruhm des Gesellschaftssaales verlangt, geht erst, ihr Alle, die ihr reich an Ideen seid, welche einen Tag lang dauern, an Büchern, welche einer Partei dienen, an Kunstgriffen und Mitteln, welche Effekt machen. Geht erst, ihr verführerischen und verführten Menschen, denn es kümmert mich Nichts, ihr eilt schnell vorüber, und es ist gut, daß ihr eure Zeit habt. Ich für meinen Theil glaube nicht, daß es nothwendig ist, bei Lebzeiten anerkannt zu werden.“

Sénancour hat mit diesen Worten sein eigenes litterarisches Glaubensbekenntniß abgelegt und sein eignes Geschick prophezeit. Er blieb vollständig von seinen Zeitgenossen übersehen und wurde zu seinen Lebenszeiten nicht gewürdigt, obwohl er zu seinem Unglück einzig und allein von seiner Feder zu leben gezwungen war. Als aber die romantische Schule in Frankreich auftrat, kam er zu Ehren. Seine einfachen Feldblumen wurden von der romantischen Kritik zusammen mit Chateaubriands und Frau von Staëls Passionsblumen und Rosen in einen Strauß gebunden. Und er verdiente die Aufmerksamkeit, die er jetzt erregte. Denn er ist einer der eigenthümlichsten Geister der Emigrantenlitteratur, ein Naturverehrer als echter Schüler Rousseaus, ein Melancholiker als echter Bewunderer Ossians, voller Lebensüberdruß als ächter Zeitgenosse Chateaubriands. Er ist ganz modern in all seinen theoretischen Anschauungen von Religion, Moral, Erziehung und der gesellschaftlichen Stellung der Frau, er ist ganz deutsch-romantisch in seiner Gefühlsschwelgerei, seiner Unthätigkeit und in seiner unbeschreiblichen Scheu, mit der Wirklichkeit in Berührung zu kommen, als müsse er sich daran verbrennen. Er ist endlich französisch-romantisch durch dasselbe Gemisch von Freisinn und Sensibilität, von Schwärmerei und verfeinertem Sensualismus, welches man 20 Jahre später

in der französischen Litteratur bei Sainte-Beuve unter dem Pseudonym Joseph Delorme wiederfindet. Er ist nach seinem ganzen Wesen ein Vorgänger oder Vorläufer der langen Schaar größerer Geister, welche in demselben Augenblick, als er auftritt, ihren Zug durch das Jahrhundert beginnen, die er mit seiner schwachen Stimme ankündigt, und denen er den Weg bahnt.

VIII.
Nodier.

Genau zur selben Zeit wie „Obermann," erschien auf dem französischen Büchermarkte ein kleiner Roman, der seinen Ursprung in einer Sénancour verwandten Geistesrichtung hat und dessen Verfasser gleichfalls ein Vorgänger bedeutenderer Geister als er selbst, ist, der aber ein reiches und im höchsten Grade geschmeidiges Talent besaß, eine in der französischen Poesie höchst ungewöhnliche Veranlagung für das Phantastische und einen Muth, neue Bahnen einzuschlagen, der ihn auch zugleich zum Bahnbrecher macht. Dieser Schriftsteller war Charles Nodier, der Name des kleinen Buches: Der Maler von Salzburg."

Charles Nodier, der nur mit einem paar seiner Jugendschriften zur Emigrantenlitteratur gehört, im übrigen seinen Platz in der romantischen Schule in Frankreich (pag 29 u. ff) hat, wurde zu Besançon im Jahre 1780 geboren. Der Vater war ein begabter und ehrenhafter Mann, streng als obrigkeitliche Persönlichkeit, liebevoll in seinem Hause, ein erklärter Anhänger der Philosophie des 18. Jahrhunderts, der seinen Sohn nach den Principien in Rousseau's „Emile" erzog. Dieser zeigte frühzeitig eine erstaunliche Gelehrigkeit und vielfältige, außerordentliche Fähigkeiten. Erst 17 Jahre alt, war er schon ein so tüchtiger Philologe, daß er ein „Lexikon über die französischen onomatopöetischen Worte" schrieb, welches vom Unterrichtsministerium für würdig befunden wurde, um es den Schulbibliotheken einzuverleiben, und mit 18 Jahren war er ein so tüchtiger Naturforscher, daß er sein Werk über die Fühl-

hörner und Hörorgane der Insekten zur selben Zeit erscheinen ließ, als er seinen ersten Roman in Druck gab.

Seine Kindheit und erste Jugend waren äußerst bewegt. Mit 13 Jahren erlebte er die Schreckensperiode und sah die Gräuel in nächster Nähe, denn sein Vater war Präsident des Revolutionsgerichtes in Besançon. Im Jahre 1793 rettete der kleine warmblütige und energische Knabe ein Frauenleben. Eine Dame in der Stadt hatte sich der Geldunterstützung eines Verwandten, eines Emigranten bei der Rheinarmee schuldig gemacht. Ihre Schuld lag klar, der Spruch des Gesetzes war unzweideutig, keine Rettung schien möglich. Da aber ein Freund der Familie und der Dame dem jungen Charles Nodier die Angelegenheit erklärt und er vergebens seinen Vater um das Leben der Angeklagten angefleht hatte, so ergriff er den Ausweg, dem Vater damit zu drohen, daß er sich selbst tödten werde, wenn ein Todesurtheil gefällt würde. Er legte solchen Ernst in seine Drohung und zeigte einen so festen Entschluß, daß der Vater im entscheidenden Moment nachgab und aus Furcht, seinen Sohn zu verlieren, seine Römertugend beschwichtigte und die Schuldige frei sprach.

Im selben Jahre, als dieses geschah, wurde er, da der Unterricht in Besançon für ihn nicht ausreichend war, nach Straßburg gesandt, und der Zufall wollte, daß er im Hause des bekannten und berüchtigten Eulogius Schneider, dem grausamen Regenten des Elsaß, der bald darauf auf dem Schaffot in Paris starb, untergebracht wurde. Die Scenen, welche er in Straßburg erlebte, waren allerdings geeignet, um die Einbildungskraft des zukünftigen Romanschreibers zu befruchten. Als Jüngling wurde er dann bald in Paris Zeuge der Leichtfertigkeit und Vergnügungssucht unter dem Direktorium, und als er 1798 nach Besançon zurückkehrte, interessirte er sich vor Allem für die Staatsgefangenen und die Verdächtigen in der Stadt. Er wurde als gesellschaftsgefährlich angeklagt; eines Nachts wurde seine Thür erbrochen und seine Papiere untersucht; man fand nur seine Arbeiten über Wortstämme und Fühlhörner. Aber das Aufreizende der Situation erweckte seine poetische Abenteuerlust, er liebte es noch, Krieg mit den Ge-

walthabern zu führen, sich Gefahren auszusetzen, sich verfolgt zu wissen u. s. w. Der Despotismus des Ersten Consuls empörte ihn, und 20 Jahre alt, schleuderte er seine Ode „La Napoléone“ gegen diesen. Als man in Folge dessen aufs Gerathewohl verhaftete, darunter auch den Buchdrucker, gab Nodier sich selbst als Verfasser an und wurde darauf einige Monate in Paris gefangen gehalten, später nach seiner Vaterstadt zurückgesandt, wo er unter Polizeiaufsicht gestellt wurde.

Von diesem Augenblick an begann für Nodier eine lange Reihe Verfolgungen und Plackereien von Seiten der Regierung, die dem jungen Poeten sicherlich oft genug im höchsten Grade peinlich waren, sicherlich aber auch oft von seiner lebendigen, und stets thätigen Phantasie übertrieben wurden. Sicher ist es in jedem Fall, daß er, um den Verfolgungen zu entgehen, von einem Versteck im Jura nach dem andern flüchtete, in unbesuchten und einsamen Dörfern lebte und schrieb, und nie lange genug an einem Orte blieb, um das dort begonnene Manuskript zu vollenden. So erfährt er in sehr jugendlichem Alter außer allen früheren Eindrücken, die er vom Zeitalter empfangen hatte, voll und ganz die Gefühle und Stimmungen des Verbannten und Emigranten. Und diese Gefühle und Stimmungen sind es, welche den Hintergrund seines ersten dichterischen Versuches bilden. „Der Maler von Salzburg“ wurde in den Bergen bei stetem Wechsel des Aufenthaltes geschrieben.

„Le peintre de Saltzbourg, journal des émotions d'un coeur souffrant, suivi des Méditations du cloître“ ist der Titel der ersten Ausgabe, Paris 1803. Die Klostergedanken, welche hier die Zugabe zum Roman bilden, haben insofern Interesse, als sie der bei dem jungen Geschlecht herrschenden Stimmung Ausdruck geben. Sie haben denselben Zweck, wie René, ein kräftiges Wort zum Besten der Wiederaufrichtung der Klöster einzulegen. Das Ganze ist ein Monolog, den ein nach seiner eigenen Meinung höchst Unglücklicher, der darüber jammert, kein Kloster zu finden, wohin er Zuflucht nehmen könne, hält, und der sich nun als zukünftiger Trappist legitimiren zu wollen scheint.

„Hier steht eine ganze Generation, welcher die politischen

Begebenheiten die Erziehung eines Achilles zu Theil werden ließen. Sie ist mit Löwenmark und -Blut genährt worden; und jetzt, da eine Regierung, die nichts dem Zufall überlassen will und sogar die Zukunft festsetzt (d. h. Napoleons Regierung, gegen welche schon diese Ausdrücke kühn waren), Schranken für die gefährliche Entwicklung der Jugend gesetzt, und derselben zugerufen hat: Bis hier und nicht weiter! — ist man sich jetzt klar darüber, welche traurigen Begebenheiten so viel unbenutzte Leidenschaft und unterdrückte Energie hervorrufen kann, oder wie viele Versuchungen zur Sünde ein sturmerfülltes Herz, in dem Sorge und Lebensüberdruß herrschen, birgt? Ich erkläre mit Bitterkeit und Entsetzen: Werthers Pistole und des Henker's Beil haben uns bereits decimirt. Diese Generation erhebt sich und verlangt Klöster von Euch!"

Ganz gewiß ein demüthiges und sentimentales Verlangen von einem Geschlecht, welches mit Löwenmark aufgezogen sein will! aber man fühlt den Trotz hinter dieser demüthigen, doch nicht buchstäblich gemeinten Forderung. Die ungeduldige Melancholie greift aufs Gerathewohl nach einem schmerzstillenden Mittel.

In einer Vorrede, die Nodier 1840 einer neuen Auflage des Buches beifügte, spricht er sich über die Zeitumstände aus, die es hervorgerufen: Die Regierung des Direktoriums, sagt er, war alles Andere, als sentimental. Die Sprache der Träumerei und Leidenschaft, welcher Rousseau 30 Jahre zuvor eine vorübergehende Gunst verschafft hatte, wurde am Schluß des Jahrhunderts als lächerlich betrachtet. Anders war es in Deutschland „diesem wunderbaren Deutschland, dem letzten Vaterlande der europäischen Dichtung, der zukünftigen Wiege einer kommenden kräftigen Gesellschaft, wenn überhaupt noch in Europa eine Gesellschaft erschaffen werden kann, und Deutschlands Einfluß begann damals sich bei uns geltend zu machen. . . . Wir lasen Werther, Goetz von Berlichingen und Karl Moor!"

Der Held in Nodiers Buch ist nach dem Werthersystem geformt, er ist 20 Jahre alt, ist Maler, Poet und vor Allem ein Deutscher. Allerdings steht diese matte, halbverwischte Nachbildung unendlich hinter dem Original zurück. Charles — er trägt Nodiers eignen Namen — ist Emigrant; aus politischer

Ursache aus Baiern verwiesen und geächtet; zwei Jahre lang hat er Europa als ruheloser Flüchtling durchirrt, zwei Jahre lang hat er Nodiers eignes Leben gelebt. Nur ein Gefühl hat ihn aufrecht erhalten, die Liebe zu einem Mädchen, welches den poetischen Namen Eulalia trägt; er kehrt zurück und — hört es, Ihr Himmlischen! — Eulalia ist untreu, Eulalia hat einen Andern geheirathet.

Der verrathene Liebhaber kann seinem Hange, ihren Wohnort zu umkreisen, nicht widerstehen. Eines Tages begegnet er ihr und — o Geschick! — Eulalia, die in all der Zeit nichts von ihm gehört und die falsche Nachricht seines Todes empfangen hat, hat nur unter Thränen, nur aus Gehorsam gegen den Willen ihrer Mutter und endlich auch in Folge einer schwachen Aehnlichkeit des jungen Freiers mit Charles, jenen, einen Herrn Spronck geheirathet, der, wie es sich zeigt, einer der edelsten Menschen ist. Hierüber Werther-Klagen, Werther-Stimmungen u. s. w.; dies Alles aber im Vergleich zu Werther in einer sehr abgeschwächten Tonart. Höchst komisch nimmt sich unmittelbar hiernach eine feierliche Verherrlichung von Klopstocks Messias aus, die augenscheinlich durch andere, aber sehr ungleichartige Reminiscenzen aus Werther veranlaßt ist. „O göttlicher Klopstock!" bricht Charles aus, „mit welcher Pracht führst du uns nicht alle Wunder der Poesie vor Augen, indem du uns entweder in die Versammlung des Höchsten einführst, wo die Erstgeborenen unter den Engeln die Mysterien des Himmels lobsingen oder wo die Cherubim in heiliger Andacht ihr Antlitz mit ihren goldenen Schwingen bedecken." Dieser Sprung scheint groß zu sein; aber gerade dies Gemisch von revolutionären Instinkten und romantischem Anlauf, welches in jedem anderen Zeitalter toll erscheinen würde, ist in der Emigrantenlitteratur weit davon entfernt, zu überraschen, er findet sich bei allen Schriftstellern wieder. Bei Chateaubriand tritt er als satanischer Katholicismus auf, bei Sénancour als sentimentaler und romantischer Atheismus, hier als Empörung gegen die gesellschaftliche Ordnung, und wird mit der Messiasschwärmerei vereint; die Beschaffenheit der Mischung ist verschieden, aber der Grundzug ist überall derselbe. So wenig bedeutend

dieser Roman auch als Geistesprodukt ist, so interessant ist er aber als historisches Dokument. Es währte nur kurze Zeit, und Nodier erhob sich über diese Anfangsentwicklungsstufe und wir werden ihm, wie schon angedeutet, in einem höheren Entwicklungsstadium der französischen Litteratur wiederbegegnen. Keiner hat sich mehr gehäutet als er, und der Schmetterling ist schöner als die Puppe.

IX.

Constant's „Adolphe".

Wer in der Litteraturgeschichte den Typus eines bestimmten Zeitraums von einer Variation zur anderen begleitet, verfährt wie der Naturforscher, welcher die Umbildung einer und derselben Grundform, z. B. des Armes zum Beine, zur Pfote, zum Flügel, zur Flosse, durch verschiedene Arten im Thierreiche hindurch verfolgt. Die nächste Variation des Grundtypus, auf welche ich aufmerksam machen will, ist Benjamin Constant's „Adolphe". Adolphe ist weniger glänzend als René, weniger resignirt als Obermann, aber er schildert dasselbe unentschlossene Geschlecht. Auch er ist ein Sproß der Werther-Familie, aber er ist ein Kind des Zeitalters der Enttäuschung, wie René.

„Adolphe" gehört, wie „René" und „Obermann", der Emigrantenlitteratur an. All' diese Bücher, welche der Gefühlsrichtung nach in Rousseau's Spuren gehen, stehen im schärfsten Gegensatze zu dem Regimente in Frankreich. Was in Paris herrscht, ist die Zahl und der Säbel, in der Litteratur der klassische Odenstil und die exakte Wissenschaftlichkeit. Hier dagegen Gefühle, Träume, Schwärmereien und Reflexionen.

„Adolphe" gehört ferner bis zu einem gewissen Grade der Reaktionslitteratur an. Es läßt sich manche Parallele zwischen Chateaubriand und Constant ziehen. Jener ist blendend und Dieser fein geschliffen; aber es drängen sich viele Analogien auf. Constant's Buch über den Geist der Religionen entspricht, obschon es ungleich freisinniger und aufgeklärter ist, ganz und gar dem Buche Chateaubriand's über den Geist des Christenthums. Die ersten Abschnitte desselben, welche ganz in der

Weise des achtzehnten Jahrhunderts geschrieben sind, entsprechen der Schrift Chateaubriand's über die Revolutionen. Aber was in diesem Punkte allen Führern der reaktionären Richtung eigenthümlich ist, tritt auch bei Constant hervor.

Chateaubriand ruft jeden Augenblick aus: „Alles ist mir gleichgültig, ich glaube an Nichts"; meistens fügt er pflichtschuldigst hinzu: „ausgenommen in der Religion", zuweilen vergißt er es. Die Form, unter welcher bei Constant die Religion empfohlen wird, ist gleichfalls eine solche, unter welcher die Religionslosigkeit hervorschimmert, und hinter derselben eine tiefe Melancholie. In „Adolphe" finden wir folgende Stelle: „Was mich überrascht, ist nicht, daß der Mensch einer Religion bedarf; was mich wundert, ist, daß er sich jemals stark genug, hinlänglich geschützt vor dem Unglück fühlt, um den Muth zu haben, irgend eine zu verwerfen: er müßte, dünkt mich, in seiner Schwäche geneigt sein, die Hülfe aller anzurufen; denn giebt es in der dichten Finsterniß, welche uns umhüllt, einen Lichtschimmer, den wir könnten zurückstoßen wollen? Giebt es inmitten des Wirbels, der uns mit sich fortreißt, einen Ast, an den uns fest zu klammern wir wagen sollten uns zu weigern?"

Man sieht, er ist sicherer davon überzeugt, daß der Wirbel, als daß der Ast vorhanden ist. Die Erklärung liegt nahe. Nach der Voltaire'schen Verstandesperiode war eine nothwendige Reaktion vorzunehmen, diejenige, welche Rousseau in ihrem Prinzip angegeben hatte, die Reaktion des zurückgedrängten, des nie befragten und stets überhörten Gefühls. Es galt, das harmonische Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Vermögen und Kräften der Menschenseele wieder herzustellen, welches durch die absolute Alleinherrschaft des kritischen Verstandes gestört worden war. Aber da die Revolution, und das heißt in diesem Falle die Aktion, kein Maß gehalten hatte, wie ließ sich erwarten, daß die Reaktion Maß halten oder sich auf Das beschränken würde, wofür sie mit vollkommener Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit kämpfen konnte! Voltaire war nicht blos kritisch gewesen, sondern war, durch die Ungunst der Zeiten genöthigt, polemisch geworden. Es galt für ihn, mit allen Waffen, selbst mit vergifteten, die rein äußere, rein brutale Autorität zu ver-

nichten, welche zu seiner Zeit den geistigen und materiellen Fortschritt hinderte, ja unmöglich machte. Jetzt waren all' jene Autoritäten gestürzt und das Geschlecht sehnte sich nach einer Autorität. Es giebt innere Autoritäten. Das Wahre, das Rechte, das Gute sind solche Autoritäten. Aber da die Menge nicht hoch genug entwickelt war, um sich mit dergleichen zu begnügen oder sich unter derlei freien äußeren Institutionen zufrieden zu fühlen, welche ohne Berufung auf eine der Vernunft nicht sichtbare Macht nur diese Ideale verwirklichen wollten; da man endlich erfahren hatte, welcher Mißbrauch sich mit all' jenen reinen Vernunftprincipien, wie Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, treiben ließ, so war es natürlich, daß nicht blos jeder Einzelne in der Masse sein Haupt hinstreckte, um jedes kraftvolle äußere Joch auf sich zu nehmen, welches zu gleicher Zeit die Anderen wie ihn selber in Zucht hielt, sondern daß auch die Begabtesten der Mehrzahl nach dahin gelangten, als Vorkämpfer, für theils geistliche, theils weltliche Autoritäten aufzutreten, welche sie selbst nur des Prinzips halber unterstützten, aber mit halbem oder gar keinem Glauben und mit stets schwankender Zuversicht. Schwankend war die Zuversicht, aus dem einfachen Grunde, weil es für sie als echte und wirklich hervorragende Söhne des jungen neunzehnten Jahrhunderts unmöglich war, sich mit aufrichtigem Glauben an einen Stamm zu stützen, den ihre Väter zersägt hatten. Daher kommt es, daß Chateaubriand's Glaube an die Legitimität eben so locker ist, wie Constant's Glaube an die Religion im Allgemeinen. Man fühlte sich unbehaglich zu Muthe. Das alte Haus war abgebrannt. Man hatte noch nicht begonnen, das neue zu errichten. Der Fehler war, daß man, statt dies kühn zu versuchen, sich in die Ruinen des alten Gebäudes flüchtete und dessen schlechtes, halb verbranntes Material zusammen zu flicken und wieder aufzumauern begann. Bei diesem Unternehmen fühlte man sich nun unaufhörlich zu Einfällen verlockt, die ganz außerhalb des Planes lagen; denn bald wurde man verlockt, zu völlig neuem Material zu greifen, das man mit dem alten vermengte, um dem Bau Festigkeit zu geben, bald stand man im Begriffe, die undankbare Arbeit, welche man vorhatte, gänzlich

aufzugeben, und versetzte dann in der Verzweiflung den wieder errichteten zerbrechlichen Mauern einen Stoß, daß die Steine durch einander polterten. Keine Gruppe konservativer Schriftsteller hat wohl jemals eine leidenschaftlichere Polemik wider die Gesellschaft geführt, wie sie auf Grund der Ueberlieferung geordnet war, als eben die Schriftstellergruppe der Emigrantenlitteratur. Der Kampf gegen die Gesellschaft ist denn auch das eigentliche Lebensprincip in Benjamin Constant's Roman „Adolphe".

„Adolphe" ist eine Liebesgeschichte. Aber er zeichnet nicht, wie andere Liebesgeschichten, die Liebe nur in ihrem ersten Erwachen im Morgenrothe der Illusionen, sondern er giebt, so zu sagen, ihre ganze Biographie, er schildert ihr Wachsthum, ihr Hinwelken, ihren Tod, ja, er verfolgt sie bis jenseits des Grabes und zeigt, in welcherlei Gefühle sie sich verwandelt.

So ist „Adolphe", mehr noch als „René", die Poesie der Enttäuschungen und des Selbstbetrugs. Es ist die Blüthe des Lebens selbst, welche hier ihrer Blätter, eines nach dem andern, beraubt und auf das Sorgfältigste botanisirt wird. In dieser Hinsicht bildet das Buch den schärfsten Kontrast zu „Werther". Im Vergleich mit demselben erscheint „Werther" durchaus naiv. Die Blume, deren Duft für Werther ein tödtliches Gift wird, zupft Adolphe kaltblütig auseinander.

Das Kostüm ist noch ein Mal gewechselt; der blaue Rock und die gelbe Weste verschwinden vor unsrer trübseligen, farblosen schwarzen Tracht und ihrem Leichenbitteraussehen.

Aber der Enthusiasmus, welcher den Mann verläßt, bleibt bei der Frau. „Adolphe" ist der „Werther" der Frauen. Die Krankheit des Jahrhunderts hat hier einen neuen Schritt gemacht. Sie hat sich vom Manne auf die Frau ausgebreitet. In „Werther" war der Mann krank, traurig, verzweifelt. Aber Charlotte steht gesund, fest und unangefochten da, andererseits freilich ein bischen kalt und unbedeutend. Jetzt ist die Reihe an sie gekommen, jetzt ist sie es, welche liebt und verzweifelt

Das Geschlecht junger Männer ist erstanden, welches den Wahlspruch im Munde führt: „Laßt die Greise lieben! Wir Jungen, wir, die auf den Galeeren des Ehrgeizes rudern, haben keine Zeit, keine Lust, keine Gemüthsruhe dazu." Derselbe

Kampf, den Werther im Namen seiner Liebe gegen die Gesellschaft führt, wird hier in „Adolphe“ von Eleonore gekämpft. Und das Resultat ist eben so tragisch. So wird dieser Roman das erste Vorbild für eine ganze nachfolgende Litteratur, für die psychologischen Studien. Neu ist hier die Behandlungsart des Erotischen. Weit in der Ferne liegt die Zeit, da Amor, wie in Voltaire's Dichtungen, in Gestalt des liebenswürdigen Kindes dargestellt wurde, das wir Alle aus Thorwaldsen's Basreliefs kennen. Für Voltaire war Amor der Gott des Vergnügens, „les ris, les jeux et les plaisirs“ waren seine Begleiter. Für Rousseau war er der Gott der Leidenschaft. Bei Goethe wird er noch viel minder als ein wohlthuender Dämon geschildert; man versteht, wenn man Goethe liest, recht gut, was Schopenhauer meinte, als er schrieb, daß Amor, überall seinem eigenen Willen folgend, keine Rücksicht auf das Unglück des Individuums nimmt. In „Faust“, dem hervorragendsten Gedichte der neuen Zeit, ist Amor aus einem schalkhaften Kinde in einen großen Verbrecher verwandelt. Faust und Margarethe lieben einander, das will sagen: Faust verführt Margarethe und verläßt sie, und Gretchens Liebesaffaire bringt ihrer Mutter, ihrem Bruder, ihrem Kinde und ihr selber den Tod. Denn sie, das schuldlose und liebenswürdige Mädchen, tödtet ihre Mutter durch den Schlaftrunk, den sie ihr eingiebt, damit Faust sie Nachts besuchen kann; Faust und Mephistopheles im Verein stoßen ihren Bruder nieder, als er die Ehre der Schwester rächen will. Aus Furcht vor der Schande tödtet Gretchen ihr neugeborenes Kind, dann wird sie in's Gefängniß geworfen und hingerichtet. Goethe's Leidenschaft für das Wahre hat ihn hier dahin geführt, ein anderes Bild von Amor zu geben, als das, auf welchem man ihn als Knaben im Rosenkranze der Grazien erblickt. Und nicht blos in ihren Folgen, sondern in ihrem Wesen ist die Liebe bei Goethe unheilschwanger und schicksalbestimmt. In den „Wahlverwandtschaften“ hat er die geheimnißvollen und unwiderstehlichen Sympathien und Antipathien studirt, von welchen die gegenseitige Anziehung der Seelen bestimmt wird, wie die der Stoffe in der Chemie. Dies Buch enthält eine Art naturphilosophischer Betrachtung der Leiden-

schaft; Goethe weist ihr Entstehen, ihre magische Gewalt als dunkle Naturkraft, ihren Grund in den unbewußten Tiefen unserer Seele nach. Goethe hatte also den Versuch gemacht, die Sympathie als Liebe zu verstehen, indem dieselbe mit der Sympathie, wie wir sie außerhalb der Menschenwelt vorfinden, parallelisirt wurde; aber es war noch ein Schritt zu thun. Man hatte die Liebe in eine große Synthese eingeschlossen; der nächste Schritt war, daß man sich daran machte, sie selbst zu analysiren. Diese Aufgabe fiel jenem reflektirenden, unruhigen, nach allen Seiten umherspähenden Geschlechte zu. Wie verschieden man auch bisher die Liebe, ihre Ursachen und ihre Folgen aufgefaßt hatte, in Einem war man einig gewesen, nämlich darin, die Liebe als etwas Gegebenes, Etwas, das man kannte, d. h. als etwas Einfaches anzusehen. Erst jetzt begann man, sie als etwas Zusammengesetztes zu betrachten und den Versuch zu machen, sie in ihre Elemente aufzulösen. In „Adolphe" und in der ganzen Litteratur, welche sich an dies Buch anschließt, wird genau darauf gemerkt, wie viele Theile, wie viel Gran Freundschaft, Hingebung, Eitelkeit, Ehrgeiz, Bewunderung, Achtung, sinnlicher Anziehung, Illusion, Einbildung, Täuschung, Haß, Ueberdruß, Enthusiasmus, verständiger Berechnung u. s. w. bei jedem der beiden Betreffenden in dem mixtum compositum, das sie ihre Liebe nennen, enthalten sind. Durch eine solche Analyse verlor sie ihren übernatürlichen Charakter und hörte auf, vergöttert zu werden. Statt ihrer Poesie erhielt man ihre Psychologie. Es ging, wie, wenn man das Fernrohr auf einen Stern richtet, seine Strahlen verschwinden, man sieht nur den astronomischen Körper; aber wo man früher im Mondenlichte nur eine helle und glänzende Scheibe mit stets unveränderter Fläche sah, dort gewahrt man jetzt eine Mannigfaltigkeit von Bergen und Thälern. In dem Momente, wo man wirklich das Gefühl erkennen wollte, richtete sich die Aufmerksamkeit nothwendiger Weise viel minder auf sein erstes Erwachen, das alle Dichter der Erde von Alters her besungen und verherrlicht hatten, als auf Das, was später geschah, seine Dauer, sein Aufhören. In den Tragödien, welche bei den verschiedenen Völkern gleichsam die Hymnen dieser Völker auf die

Liebe sind, folgt der Tod der Liebenden rasch auf das erste Erblühen der Liebe. Romeo erblickt Julien, sie beten einander an, und nachdem sie einige Tage und Nächte im siebenten Himmel verbracht haben, liegen sie Beide als Leichen da. Die Frage der Treue für die Dauer bleibt noch ganz aus dem Spiele. In der dänischen Liebes-Tragödie „Axel und Walburg“ scheint freilich von nichts Anderem als Treue die Rede zu sein. Das Stück hat ja die lange Verlobung der Liebenden zur Voraussetzung, und ist eben dadurch so national. Aber Oehlenschlägers „Axel und Walburg“ behandelt die Treue während der Trennung, nicht die Treue im Beisammenleben. Die Treue ist hier die äußere, das Festhalten des liebenden Herzens an seinem Gegenstande, und nach der inneren, nach dem Festhalten des Herzens an seiner Liebe, wird gar nicht gefragt. Die erste ist dem Herzen natürlich, ja nothwendig, die andere vermag das Herz nicht durch einen Beschluß zu bewahren; sie wird unfreiwillig bewahrt und aufgegeben. Das Problem von den Bedingungen der Treue taucht jetzt in der Litteratur auf. Unter welchen Bedingungen ist die Leidenschaft von Dauer, unter welchen nicht? Constant hat einen Roman über dies Thema geschrieben, welcher Kierkegaard's Beifall gefunden haben würde. Hier sind nur zwei Personen und nicht der geringste Aufwand an Scenerie. Alles vollzieht sich nach inneren Gesetzen, und der Leser beobachtet den Verlauf der doppelten Seelengeschichte bis zu ihrem Ende auf dieselbe Art, wie der Zuschauer bei einem naturwissenschaftlichen Experimente die Gährung der im Gefäß eingeschlossenen Stoffe und die Resultate dieser Gährung wahrnimmt.

Wer sind nun diese beiden Personen?

Zuerst und zuvörderst, wer ist er? Wir kennen schon einigermaßen den Helden. Er ist noch sehr jung, in den ersten Jünglingsjahren, aber wie René und Obermann ist er frühzeitig gealtert. Es lastet auf ihm eine Unzufriedenheit, die er wie eine Kugel am Beine nachschleppt. Wie die Anderen gehört er zu der Generation jener Söhne, denen ihre Väter keine That zu vollbringen hinterlassen haben. Obschon er niemals geistig gesättigt worden, ist er doch nicht hungrig; obschon er

Nichts erlebt hat, ist er über Alles hinaus*). Das Zukünftige hat kein Interesse für ihn, denn er hat in seiner Phantasie Allem vorgegriffen, und das Vergangene hat ihn alt gemacht, denn er hat in seinen Gedanken mehrere Jahrhunderte gelebt. Er hat alles Mögliche begehrt, aber er hat Nichts ernstlich gewollt; je ohnmächtiger er sich fühlt, desto größere Dimensionen nimmt seine Eitelkeit an; denn Eitelkeit ist überall das Material, womit die Kraft- und Willenslosen vergebens die Lücken ihres Willens oder ihres Talents auszufüllen suchen. Er wünscht zu lieben und geliebt zu werden, denn er will die Liebe als einen Stärkungstrank für sein Selbstgefühl benutzen. Er will eine kräftigere Empfindung seines Werthes erzielen. Er will steigen in seinen eigenen und in den Augen der Anderen. Er erstrebt nicht ein verborgenes oder umfriedetes Glück; er sehnt sich, eine Eroberung zu machen, der Glückliche genannt zu werden, Aufsehen und Neid zu erregen durch einen in die Augen fallenden Triumph und Skandal. So erhält er zum ersten Male Verwendung für seine Kräfte, und das Glück der Liebe wird für ihn das Glück, endlich einmal seinen Willen zu fühlen, indem er einen anderen Willen unter den seinigen beugt.

Und wer ist nun *sie*? Ein ganz neuer weiblicher Typus tritt hier in der Litteratur auf, ein Typus, welchen der große Romanschriftsteller Balzac später sich aneignet und mit einem solchen Bewußtsein von dem typischen Charakter desselben und mit solcher Genialität variirt, daß er als sein Schöpfer gelten kann, — ein Typus, der von ihm her in die dramatische Poesie übergeht und das ganze moderne französische Theater beherrscht, der aber am besten mit dem Namen benannt wird, den er bei Balzac empfangen hat: die Frau von dreißig Jahren.

Das kraftvolle prometheische Geschlecht, dem Goethe angehörte, hatte seinen kräftigen Typus in „Faust" hervorgebracht, dem entwickelten Manne, dem hochbegabten Geiste, der, nachdem er alle Studien erschöpft, alle Wissenschaften durchforscht hat, auf der Höhe des Mannesalters eine Leere in seinem Herzen, einen Durst nach Jugend, Frische und Naivetät em-

*) Gustave Planche: Notice sur „Adolphe".

pfindet, sich ins Leben hinausstürzt und sich in ein Kind verliebt. Es ist ihre Einfalt und Unschuld, die ihn besiegt und berauscht, und die er an sich reißen will.

Das unglückliche Geschlecht von Verirrten und Verbannten, von Heimathslosen und Emigranten, dem Constant angehört, verkörpert seine ideale Persönlichkeit in einem Typus wie Adolphe, welcher, alt von der Wiege an, kalten und trockenen Herzens, bei all seinem Mißmuthe begehrlich und ehrgeizig, aber ein reines Kind an Alter und Erfahrung, in der Liebe starke sinnliche Aufregungen und erschütternde Eindrücke, Kenntniß des Lebens, der Leidenschaften und des weiblichen Herzens, Kämpfe und Gefahren, kurz Ueberlegenheit beim Weibe sucht. Eine solche Ueberlegenheit findet man nicht bei dem ganz jungen Mädchen, das unter den Augen ihrer Mutter in einem bürgerlichen Hause herangewachsen ist. Der Triumph, sie zu besiegen, gewährt keine Befriedigung. Aber mit dieser Ueberlegenheit des Weibes an Alter und Erfahrung ändert sich der Charakter des ganzen Gefühls und des ganzen Verhältnisses; denn die herkömmliche Schilderung setzte ja immer voraus, daß die Frau einige Jahre jünger als der Mann war. Die kindliche und unschuldige Auffassung war die, daß die Liebe zwei Wesen vereinte, welche im Voraus so für einander bestimmt waren, daß er nur Liebe empfand, wenn er sie erblickte, und sie nur, wenn sie ihn erblickte. Erschien dieser Augenblick, dann liebten sie einander glücklich und ungestört für das ganze Leben. Und es verstand sich von selbst, daß die Vorsehung, welche sie für einander ausschließlich geschaffen und dafür gesorgt hatte, daß sie einander zur rechten Stunde begegneten, auch dafür sorgte, daß all' die verschönernden kleinen Nebenumstände ästhetisch in Ordnung waren, wie z. B. daß das Altersverhältniß gut und harmonisch, die Braut ein paar Jahre jünger als der Bräutigam, kurz Alles ganz nach der Vorschrift war. Von dem Augenblicke an, wo einer der Haupttypen in der Litteratur eine Liebhaberin wird, die um mehrere Jahre älter als ihr Liebhaber ist, tritt in der Auffassung des Gefühls eine Revolution ein. Wir finden den großen Abstand überall wieder: in Balzac's Romanen, z. B. in „La femme de trente ans", in „La femme

abandonnée", in „Le message", bei George Sand in so verschiedenartigen Werken wie „François le Champi" und „Lucretia Floriani", und das Altersverhältniß war von derselben Art bei den zwei berühmtesten Schriftstellerpaaren in der neueren französischen Litteratur, bei Frau von Staël und Benjamin Constant, bei George Sand und Alfred de Musset. Der Unterschied des Alters stürzt die Auffassung der Liebe als Gesellschaftsmacht um. Die Leidenschaft scheint, indem sie zwei einander so ungleiche Wesen verknüpft, etwas minder Geordnetes, minder Regelrechtes und minder Glückliches, aber mehr Vorübergehendes zu sein. Sie läßt sich nicht mehr mit dem Vorspiel zu einer bürgerlichen Hochzeit verwechseln. Sie scheint unter gewissen Bedingungen zu entstehen, wenn die Bahnen zweier Wesen von einer gewissen Beschaffenheit einander kreuzen oder schneiden, und sie scheint kein Bild einer großen Harmonie des Seins zu gewähren.

Da jedoch von jetzt an die Frau im Kampfe mit der bestehenden Gesellschaft geschildert zu werden beginnt, und da sie diesen Kampf nicht in ganz jungen Jahren führen kann, so wird, wie gesagt, das junge Mädchen als Heldin von der entwickelten Frau abgelöst. Mit vollem Ernste bemächtigt sich die Litteratur dieses weiblichen Typus freilich erst bei Balzac. Es mußten drei große Ereignisse vorhergehen: der Saint-Simonismus mit seinen humanistischen Tendenzen, die Julirevolution, welche eine gewisse Etikette in der Lage und Stellung der Frauen nachhaltig erschütterte, und George Sand's Auftreten; denn die geschichtliche Rolle George Sand's besteht darin, daß sie auf eigene Hand denselben Freiheitskampf für die Frau zu führen bestrebt war, zu welchem die Revolution von 1789 für den Mann allein den Anstoß gegeben hatte. Die Revolution führte zu einem Gesetzbuche, dessen erster Paragraph lautet: „Alle Franzosen sind gleich vor dem Gesetze", aber dieser Paragraph vergißt ganz die Französinnen. Die Sache der Frauen kam in der Litteratur zur Sprache. Man hat die dreißigjährige Frau Balzac's Erfindung genannt; aber mit Unrecht, er that nur einen Fund. Sie hatte lange unter ihrer zurückgesetzten und verlassenen Stellung geseufzt; im Alter der Leidenschaften

hatte man ihr die Resignation anbefohlen, sie hatte lange auf ihren Maler oder ihren Dichter gewartet; als sie und Balzac jetzt einander fanden, war ihre Begegnung wie ein elektrischer Stoß. Er entdeckte eine bisher unbekannte Welt, in welcher alle Gefühle, Leidenschaften und Gedanken einen kräftigeren Charakter hatten, als in dem ganz jungen Herzen. Und gleichzeitig bildeten seine Heldinnen ihm ein Publikum, ein auserwähltes Publikum trotz ihrer leichten Runzeln, ein dankbares Publikum, das sich freute, nicht mehr übersehen zu werden, und das wieder dadurch auflebte, daß es ein neues Interesse gewann, ein Publikum endlich, das ernstlich den Ruhm seines Dichters kolportirte. Weshalb? Ganz einfach, weil es unendlich viel mehr Frauen von dreißig als von zwanzig Jahren giebt, welche lesen. Diese Frauen usurpirten jetzt den Roman und den Schauplatz der Bühne in solchem Maße, daß der Typus sich sogar in Scribe's Theater eindrängte. Wir haben ihn in Dänemark in dem „Damenkampfe" gesehen.

Ich pflege bei jedem Typus zugleich seine Karikatur zu schildern. Ich erwähnte die Zerrform der Selbstvergötterung bei „René", die der Empfindelei bei „Werther", die der Verkennung bei „Obermann". Die Karikatur der Frau von dreißig Jahren bei Balzac ist die Frau von vierzig Jahren bei seinen Nachahmern. Es kam ein Tag, wo die Kritik sich bitter darüber beklagte, Jugend und Schönheit in der poetischen Litteratur entthront zu sehen. Jules Janin formulirte in seiner leichten Art diese Klage in Gestalt einer Anklage wider Balzac, den er beschuldigt, die Ursache all' jener Liebschaften zu sein, auf welche die Frauen nach ihrem dreißigsten Jahre verfallen. Er nennt ihn den Christoph Columbus der vierzigjährigen Frau. „Die Frau von dreißig bis vierzig Jahren", sagt er, „war früher ein Territorium, das als verloren für die Passion, d. h. für den Roman und das Drama, galt; aber heut zu Tage, Dank der Entdeckung jener lachenden Gefilde, herrscht die vierzigjährige Frau allein in Drama und Roman. Diesmal hat die neue Welt ganz die alte Welt unterdrückt, und die Frau von vierzig Jahren besiegt das junge Mädchen von sechzehn.

„Wer klopft? ruft das Drama mit seiner tiefen Stimme.

Wer ist da? schreit der Roman mit seiner hohen Fistel. Ich bin es, antwortet zitternd das sechzehnte Jahr mit seinen Perlenzähnen, seinem Busen von Schnee, mit seinen weichen Linien, seinem frischen Lächeln, seinem sanften Blick. Ich bin es. Ich stehe in dem Alter wie Julie bei Racine, Desdemona bei Shakespeare, Agnes bei Molière, Zaïre bei Voltaire, Manon Lescaut beim Abbé Prévost, Virginie bei Saint-Pierre. Ich bin es, ich habe dasselbe liebliche, flüchtige, bezaubernde Alter, wie alle jungen Mädchen bei Ariost, bei Lesage, bei Byron und Walter Scott. Ich bin es, ich bin die Jugend, welche hofft, welche unschuldig ist, welche ohne Furcht einen Blick, schön wie der Himmel, in die Zukunft wirft. Ich habe das Alter aller keuschen Neigungen, aller edlen Instinkte, das Alter des Stolzes und der Unschuld. Weist mir meinen Platz an, lieber Herr! So spricht das liebliche Alter von sechzehn Jahren zu den Romanschriftstellern und Dramendichtern: Wir sind mit Deiner Mutter beschäftigt, Kind; komm nach zwanzig Jahren wieder, und wir wollen sehen, ob wir Etwas aus Dir machen können.

„Es giebt jetzt in Drama und Roman Nichts anders, als die Frau von dreißig Jahren, welche morgen vierzig Jahre alt werden wird. Sie allein kann lieben, sie allein kann leiden. Sie ist um so dramatischer, als sie keine Zeit mehr hat, zu warten. Was sollten wir mit einem kleinen Mädchen anfangen, das Nichts als weinen, lieben, seufzen, lächeln, hoffen und beben kann? Die Frau von dreißig Jahren weint nicht, sie schluchzt, sie seufzt nicht, sie wimmert, sie liebt nicht, sie verzehrt, sie lächelt nicht, sie kreischt, sie träumt nicht, sie handelt! Das ist das Drama, das ist der Roman, das ist das Leben. So sprechen, handeln und antworten unsre großen Dramatiker und unsre berühmten Novellisten."

Eine der begabtesten und geistvollsten Frauen der Neuzeit, Madame Emile de Girardin, vertheidigte Balzac und sagte sehr richtig: „Ist es Balzac's Schuld, daß das Alter von dreißig Jahren heut zu Tage das Alter der Liebe ist? Balzac ist genöthigt, die Leidenschaft zu malen, wo er sie findet, und heut zu Tage findet man sie nicht in einem sechzehnjährigen Herzen". Wir

sehen indeß, wie viel älter dieser weibliche Typus ist, als man später in Frankreich annahm, und um ihn ohne alle Verzerrung in seiner Reinheit und in seiner wahren Bedeutung zu verstehen, wollen wir ihn in seiner ersten Form studiren.

X.
Benjamin Constants Charakter.

Wir kehren also zu „Adolphe“ zurück, und zur besseren Würdigung dieses Buches werfen wir einen Blick auf seinen Verfasser.

Benjamin Constant de Rebecque wurde 1767 zu Lausanne geboren. Er war von Kindheit an ganz ungewöhnlich begabt. Wenn man in „Adolphe“ vielleicht die außerordentliche Anziehungskraft, welche der Held ausübt, nicht ganz versteht, so kommt es daher, weil Constant, der die Erinnerungen seines eigenen Lebens zur Abfassung des Buches benutzte, durch eine gewisse Scham abgehalten ward, Adolphe's fesselnde Eigenschaften allzu stark hervorzuheben. Aber Adolphe ist in solchem Grade Constant selbst, daß man die Entstehung dieses Typus eigentlich erst recht begreift, wenn man die Jugendgeschichte des Verfassers studirt. Es geht mit Adolphe wie mit René, zu dessen Verständnis Chateaubriand's eigene Aeußerungen über sich selbst uns den Schlüssel geben.

Grazie ohne Wärme, schmeichelnder Verstand, frühzeitige Blasirtheit, treten uns schon aus den Briefen des jungen Constant entgegen. Man ahnt daraus den künftigen Spieler, Redner und Liebhaber. Man fragt sich selbst, ob dieser Mann nicht mit einem gewissen Rechte wird von sich sagen können, was Andere mit weniger Recht von sich gesagt haben, nämlich daß er niemals ein Kind gewesen sei. Man fühlt, wie alt er geboren ist, wie sehr er zu jeder Zeit über alle Gemüthsbewegungen hinaus sein, und wie starker Gemüthserschütterungen er bedürfen wird; man ahnt jene merkwürdige Mischung von Sensibilität und Egoismus in seinem Charakter, jenes Vermögen, sich seiner selbst zu entäußern, sich zu verdoppeln und sich selbst zu verspotten.

Es ist derselbe Charakter, der bei dem Jüngling zu Aus-

brüchen wie diesem führen wird: „Ich amüsire mich über all' diese Verlegenheiten, in denen ich mich befinde, als wären es die eines Andern," oder zu Constant's Lieblingsphrase, wenn er in Zorn gerieth: „Ich bin wüthend, ich verliere den Verstand vor Wuth, aber im Grunde ist mir das Ganze höchst gleichgültig."

Es ist derselbe Mann, der, als er eine Bittschrift an Ludwig XVIII. gerichtet hatte, worin er seinen Abfall zur Sache Napoleon's in den hundert Tagen entschuldigte und den König seiner stets unveränderten Loyalität gegen die Bourbonen versicherte, Abends in einer Gesellschaft dem, welcher ihm die Nachricht brachte, daß man ihm verziehen und daß seine Bittschrift den König überzeugt habe, die goldenen Worte zur Antwort gab: „Das glaub' ich, sie hätte mich fast selbst überzeugt."

In erotischen Dingen beginnt er als ein wahrer Cherubin, und er beginnt frühzeitig. Mit zwanzig Jahren sagte er: „In meiner Jugend, als ich sechzehn Jahre alt war." Und er flattert von einer Frau zur andern. Zuerst verläßt er Madame de Charrière, um sich zu verheirathen, dann wird er von seiner Gattin geschieden, dann lernt er Frau von Staël kennen, dann verheirathet er sich wieder — mit einer Anderen.

Die Damen gaben ihm den Namen „L'inconstant". Die Rolle, welche die Frauen in seiner politischen Laufbahn gespielt haben, ist außerordentlich. Sie haben ihn veranlaßt, all' seine Fehler zu begehen. Es war eine Frau, Frau von Staël, die ihn bewog, jene seine ersten Aufsätze während der Revolution zu schreiben, welche als royalistisch ausgelegt wurden, und welche er bitter bereute. Es war eine andere Frau, Madame Récamier, die ihn bewog, gleich nach der Rückkehr Napoleon's mit einer Heftigkeit gegen denselben aufzutreten, welche seinem Anschlusse an den Kaiser den Charakter eines Verrathes gab. Sein erstes, bekannteres Verhältniß ist das zu Madame de Charrière, einer vorzüglichen Schriftstellerin; sie war, beiläufig bemerkt, fünfundzwanzig Jahre älter, als er. Im Umgange mit ihr begann er, an demselben Tische sitzend, an welchem sie schrieb, sein großes Werk über die Religion, welches den religiösen Geist wieder in Frankreich einführen sollte. Dreißig Jahre später beendigte er es in der Zeit, welche die Rednerbühne in der

Kammer und die Spielhäuser in Paris ihm für Arbeiten anderer Art übrig ließen. Aber jetzt, in seinem zwanzigsten Jahre ward es begonnen. Und symbolisch und charakteristisch genug: den ersten Abschnitt schrieb er auf die Rückseite eines Kartenspiels, und so oft er eine Karte vollgeschrieben hatte, schob er sie Madame de Charrière hin.

Wie der Haupteindruck von „Adolphe“ der Herzensseufzer ist: „Könnte ich doch lieben!“, so ist der Eindruck des Werkes über die Religionen der: „Könnte ich doch glauben!“

Man studire ihn in seiner Jugend, während er noch den Menschen offenbart, noch nicht seine Rolle spielt, und man wird sein religiöses Gefühl in seiner ursprünglichen und echten Form erfassen können. Er schreibt als junger Mensch in einem Briefe an eine Freundin:

„Ich fühle mehr, als jemals, die Nichtigkeit aller Dinge, wie Alles verspricht und Nichts hält, ich fühle, wie sehr unsre Kräfte über unsern Verhältnissen stehen, und wie unglücklich dies Mißverhältniß uns machen muß. Sollte nicht Gott, der Urheber unserer selbst und unsrer Umgebungen, gestorben sein, ehe er sein Werk beendet hat, so daß die Welt eigentlich ein opus posthumum ist? Er hatte die schönsten und größten Weltprojekte und die größten Mittel, sie auszuführen. Er hatte schon mehrere dieser Mittel in Bewegung gesetzt, wie man Gerüste errichtet, um zu bauen, und mitten in dieser Arbeit ist er gestorben. Jetzt ist solchermaßen Alles mit Rücksicht auf einen Zweck aufgeführt, der nicht mehr existirt, und wir insbesondere, wir fühlen uns zu Etwas bestimmt, wovon wir uns keine Idee machen können. Wir sind wie Uhren, denen das Zifferblatt oder der Zeiger fehlt, und deren Räder, denen es nicht an Intelligenz gebricht, sich drehen, bis sie abgenutzt sind, ohne zu wissen weshalb, und stets murmelnd: Ich drehe mich, also habe ich einen Zweck. — Leben Sie wohl, liebes und geistreiches Rad, welches das Unglück hat, so hoch über dem Uhrwerk zu stehen, von dem Sie ein Theil sind, und das Sie stören! Ohne Eigenlob: Das ist auch mein Fall.“

An einer anderen Stelle sagt er: „O wie die Fürsten edelmüthig und hochherzig sind: Da haben sie nun wieder eine

Amnestie erlassen, von welcher Niemand ausgeschlossen ist, als alle Die, welche sich des Aufruhrs schuldig gemacht haben. Das erinnert mich an einen Psalm, welcher die Thaten des jüdischen Gottes verherrlicht. Er hat Die und Die erschlagen, denn seine Güte währet ewiglich; er hat Pharao und sein ganzes Heer ersäuft, denn seine Güte währet ewiglich; er hat alle Erstgeburt der Aegypter mit dem Tode gestraft, denn seine Güte u. s. w., u. s. w."

„Sie scheinen mir nicht demokratisch zu sein. Ich glaube, wie Sie, daß auf dem Grunde der Seele der Revolutionsmänner Arglist und Raserei lauert. Aber ich liebe mehr die Arglist und Raserei, welche Festungen schleift und Titel und andere dergleichen Dummheiten abschafft, und welche all' die religiösen Träumereien auf gleichen Fuß mit einander stellt, als die Art Arglist und Raserei, welche jene elende Mißgeburt der barbarischen Stupidität der Juden, die auf die barbarische Unwissenheit der Vandalen gepfropft ist, erhalten und kanonisiren will."

„Je mehr man darüber nachdenkt, desto mehr giebt man es auf, ein „cui bono?" in dieser Dummheit, welche man die Welt nennt, zu begreifen. Ich verstehe weder den Zweck, noch den Architekten, noch den Maler, noch die Figuren in dieser laterna magica, von welcher ich einen Theil zu bilden die Ehre habe. Werde ich's besser verstehen, wenn ich von dieser engen und finsteren Kugel verschwunden bin, auf der, ich weiß nicht, welche unsichtbare Macht sich den Spaß macht, mich mit oder gegen meinen Willen tanzen zu lassen? Das weiß ich nicht. Aber ich fürchte, es verhält sich mit diesem Geheimnisse wie mit dem der Freimaurerei, das nur in den Augen der Uneingeweihten einen Werth hat."

Wir ahnen, welcher Hintergrund von Skepsis hinter allem Enthusiasmus Constant's liegt.

Diese Worte passen gut zu demselben Manne, der in einem seiner Briefe über Deutschland sagt: „Ich schenke Ihnen alle komischen und lyrischen Dichter Deutschlands; denn ich kümmere mich nicht um Poesie, weder in dieser Sprache noch in irgend einer andern."

Aber es ist auch derselbe Mann, der, als er 1830 von einem seiner Freunde einen Brief erhielt, in welchem geschrieben stand: „Hier spielt man ein fürchterliches Spiel, unsere Köpfe sind in Gefahr, kommen Sie und bringen Sie uns den Ihren!" augenblicklich kam.

Constant pflegte zu sagen, er meine, daß keine Wahrheit vollständig sei, so lange man nicht ihren Gegensatz in sich aufnehme. Das gelang ihm nur allzu sehr, deshalb war er, trotz all' seiner edlen Triebfedern und allen hochherzigen Aufschwungs, tiefst innen eine Ruine. Er hat die traurige Ehre, den vollständigsten Typus jener Art widerspruchsvoller Naturen darzustellen: er ist zugleich aufrichtig und verlogen, beredt und trocken, warm und ausgebrannt, romantisch und antipoetisch nicht festzuhalten.

Jetzt lese man „Adolphe" und die Aphorismen in Kierkegaard's „Entweder — Oder!"

XI.

Goethe's Frauengestalten und Constant's Leonore.

Benjamin Constant ist in Frankreich nicht der Beschuldigung des Germanismus entgangen. In der Schweiz geboren, verbrachte er seine Jugend zuerst in England, später in Weimar, wo damals eine Plejade aller größten Geister Deutschlands strahlte. Er war mit Goethe bekannt und lebte in seinem Kreise. Er übersetzte Schiller's „Wallenstein" ins Französische und gab als Einleitung dazu Studien über das deutsche Theater, welche zeigen, in welchem Grade die deutsche Geistesrichtung auf ihn gewirkt hatte. Um so interessanter ist es zu sehen, in welchem Gegensatze seine eigene poetische Produktion zu der deutschen steht. Nehmen wir z. B. Goethe, in dessen Frauengestalten die deutsche Poesie wahrscheinlich für Jahrhunderte ihre höchste Vollendung erreicht hat, während gleichzeitig das eigenthümlich germanische Gemüthsleben in ihnen am reinsten ausgeprägt worden ist. Denken wir einen Augenblick an Gretchen und Klärchen. Es sind zwei Gegensätze, die Eine eine sanftere und frömmere Natur, die Andere eine keckere und enthusiastischere.

Aber das Grundgepräge ihrer Seele ist dasselbe. Es sind zwei Kinder. Sie gehen Beide auf in einem einzigen Gefühl, ihr Wesen ist ohne jede Zusammensetzung, völlig einfach, schlicht, naiv. Sie lieben Beide zum ersten Male und nur dies eine Mal. Sie geben sich Beide, und außerhalb der Ehe, mit vollständigem Vertrauen, ohne jede Widerstandskraft, ja ohne den geringsten Willen zum Widerstande dem Geliebten hin, die Eine aus tiefer weiblicher Anhänglichkeit, die Andere aus hoher weiblicher Begeisterung. Sie fassen nicht, daß sie etwas Unrechtes thun, sie denken nicht. Ihr ganzes Wesen, ihr Wille und ihre Gedanken entströmen ihnen unwillkürlich, sie wissen selber nicht, wie. Ihre Herzen nehmen weich wie Wachs einen Eindruck an, aber, einmal aufgenommen, wird derselbe nicht wieder ausgelöscht und bleibt wie in Gold geprägt stehen. Nichts kommt der Unschuld, Reinheit und Redlichkeit ihrer Seelen gleich. Sie sind treu aus Instinkt, sie begreifen nicht, daß man anders sein könnte. Sie haben keine Moralität, aber sie haben alle Tugenden; denn man ist moralisch mit Bewußtsein, aber gut von Natur. Sie betrachten sich nicht als des Geliebten Gleichen. Sie blicken zu ihm empor; für sie ist es, als sei die alte Sage Wirklichkeit geworden, daß die Söhne der Götter zu den Töchtern der Menschen herabstiegen. Man denke daran, wie erstaunt und verwirrt Gretchen über all das tiefe Wissen Faust's ist, man erinnere sich Klärchens, die wie ein Kind vor Egmont kniet, als er in seiner vollen Pracht erscheint! Sie verlieren sich ganz in dem Geliebten, gehen in ihm auf und verschwinden in ihm. Es sind nicht zwei ebenbürtige Persönlichkeiten, welche einander die Hand geben und sich einander verpflichten, es ist ein verwirrtes und bewunderndes Kind, das sich an einen Mann klammert. Er ist ihr Leben, aber in seinem Leben ist sie nur eine Episode. Sein Blick umspannt und überschaut ihr ganzes Wesen; aber sie vermag ihn in keiner Richtung zu überschauen, also noch minder ihn zu durchschauen und zu beurtheilen. Sie vermag weder seine Schranken noch seine Mängel zu erblicken. Wohin sie schaut, sieht sie ihn als etwas Kolossales und Gigantisches, das ihr von allen Seiten entgegen rückt. Daher in dieser Liebe keine Kritik, keine Befreiung für den Geist, kein

Gebrauch des Verstandes. Er ist der Große, der Herrliche im Allgemeinen, wie Faust, der von Allem zu reden weiß und eine Antwort auf alle Fragen hat, wie Egmont, dessen Name als Held und Befreier auf Aller Lippen ist, und den die ganze Stadt kennt. Hier ist, sage ich, keine Befreiung für den Geist; denn dies junge Mädchen hat keinen Geist in der Bedeutung von Verstand, sie ist lauter Seele. Wenn sie Handlungen vollbringt, die eine Willenskraft oder eine gewisse männliche Entschlossenheit verlangen, wenn z. B. Klärchen — erstaunt und entrüstet darüber, daß die Brüsseler Bürger so kalt und feig ihren eigenen Helden Egmont ins Gefängniß und vielleicht zum Tode schleppen sehen — wenn sie auf den Marktplatz tritt und diese trägen Seelen vergebens mit Flammenworten aufzureizen sucht, so bildet den Hintergrund dieser Handlung der naive Glaube des jungen Mädchens, das Leben ihres Geliebten müsse für die Andern eben so wichtig wie für sie selber sein; da sie nur ihn in der Welt erblickt, begreift sie kaum, daß die Andern an Anderes denken können. Diese jungen Mädchen treten als echte Produkte ihrer Race in dieselbe große Familie, zu welcher Ophelia und Desdemona gehören.

In entschiedenem Gegensatz zu ihnen steht nun das neue, französische Frauengeschlecht. Hier war der Kern des Wesens Innigkeit, Gemüth, Natur. Bei dem anderen Frauentypus ist Alles Bewußtsein, Geist, Leidenschaft und Wille, aktiver Charakter.

Eleonore ist in dem Augenblick, da Adolphe sie kennen lernt, kein junges und unerfahrenes Mädchen, das von einer ersten Liebe ergriffen wird. Sie ist ein Weib, bei dem jedes aufkeimende Gefühl sich auf einem Hintergrunde der Erfahrung, ernster und schmerzlicher Erfahrung, abzeichnet, welche nach allen Richtungen die Seele durchpflügt hat. Dieser Fond von Erfahrung ist der erste neue Zug; denn Erfahrung setzt Geistesentwickelung und Verstand voraus. Es gehört mehr dazu, Etwas erfahren zu haben, als schlichthin Etwas erlebt zu haben. Eleonore hat auf alle Güter und Freuden des umfriedeten und geschützten Lebens Verzicht geleistet. Von vornehmer Herkunft und im Reichthum geboren, hat sie Familie und Heimath ver-

lassen, um Dem, welchem sie den Vorzug gab, als seine Geliebte zu folgen. Sie hat zwischen der ganzen Welt und ihm gewählt. Sie hat sich völlig isolirt, um sich unbedingt für ihn opfern zu können, und sie hat damit begonnen, ihm durch Rettung seines ganzen Vermögens die größten Dienste zu erweisen. Sie hat bald alle Welt auf sich hindeuten sehen als auf einen Gegenstand des Hohns und der Verachtung, bei jedem Schritte, den sie that, hat sie sich von beleidigenden, unverschämten Blicken verletzt gesehen, die eine Frau hat sie der andern mit dem Finger gewiesen. Jeder, selbst der Nichtswürdigste, hat sich berechtigt gefühlt, mit einem Blick oder Wort das Brandmal der Schande auf ihre Stirn zu prägen. Das eine Haus nach dem andern hat sich an dem fremden Orte, den sie bewohnt, vor ihr verschlossen; bald hat sie sich fast ausschließlich auf den Umgang mit Männern, Freunden ihres Geliebten, beschränkt gesehen, und der Ton dieser ist ihr gegenüber, wiewohl ehrerbietig, bisweilen zweifelhaft gewesen. Aber sie, welche ein für alle Mal ihr Leben auf eine einzige Karte gesetzt, hat vom ersten Tage an alle Kraft ihrer Seele zum Widerstande gesammelt; sie hat zu sich selbst gesagt: „Habe ich gefehlt dadurch, daß ich mich so an diesen Mann gebunden, so will ich mich erheben und den Fehler durch die strengste Treue büßen. Sollte eine glühende Begeisterung, eine Hingabe, deren Aufopferung keine Grenze kennt, nicht genug an sich selbst haben und Den aufrecht erhalten können, welcher unter der Mißbilligung und Verachtung der Welt zusammenbrechen zu müssen scheint? Mögen sie höhnen und auf mich hinweisen, daß die Röthe mir ins Gesicht steigt, ich will meinen Nacken nicht beugen und meine Augen nicht niederschlagen. Möge ich Alles entbehren, ihre Gastlichkeit und ihre Feste, ihre Achtung und die gegenseitige Schmeichelei, mit Hilfe deren die Gesellschaft sich zusammenkittet, mein Leben hat in einem einzigen Gefühl einen größeren Reichthum, als das ihre in all seinem erlogenen Glanze." Dies Element des Willens ist der zweite neue Zug.

Auf diesem Punkte hat sie sich Jahre lang unerschütterlich gehalten, so fest hat sie an die Liebe und an ihn geglaubt. Da erfaßt sie der erste Zweifel an seiner Beständigkeit, und

ihr ganzes Gebäude stürzt zusammen. Würdigt er immer noch so viel Hingabe, versteht er, was sie leidet, und wird er sie dafür schadlos halten? liebt er sie, oder handelt er nur wie ein Mann von Ehre? ist er treu oder ist er nur zu stolz und wohlerzogen, um sich undankbar und gleichgültig zu bezeigen?

Nicht ohne Thränen stellt sie sich diese Fragen, nicht ohne das tiefste Weh giebt sie sich selbst die Antwort. Von jetzt an ist es aus mit ihr, ist sie zermalmt und vernichtet; denn der Glaube an die Liebe, der ihre einzige Stütze war, ist in alle Winde verweht, und die Treue, in welche sie ihre Ehre setzte, ist ein inhaltloses Wort geworden. Wenn sie nicht, derweil sie noch jung ist, gealtert und welk ins Grab sinken soll, muß sie das Leben zurück gewinnen, indem sie ihren Glauben an die Allmacht der Liebe zurückgewinnt, auf daß nicht die allgemeine Weltklugheit und die schmutzige Selbstsucht, die sich als Tugend und Religion herausstaffiren, die stärksten seien und Recht behalten. In diesem Augenblicke begegnet ihr Adolphe. Er nähert sich ihr mit einem Verlangen, in welchem der ganze Durst nach dem Leben und seinem Inhalte konzentrirt ist, er wird zu ihr hingezogen als zu einem Wesen, in dem, wie er geheimnißvoll fühlt, Schätze von Leidenschaft, von Zärtlichkeit und Begeisterung, von Geist und Erfahrung aufgespeichert und gleichsam begraben sind.

Wir sehen, wie die Partie gleich von Anbeginn steht; seine Sehnsucht und ihr Bedürfniß, seine Eitelkeit und ihre Verzweiflung, seine Jugend und ihre Enttäuschungen greifen in einander ein, wie zwei Räder in einem und demselben Uhrwerk.

Wir ahnen leicht den Enthusiasmus, mit welchem die Leidenschaft im ersten Augenblicke emporlodern, den vollen und mächtigen Akkord, der erklingen, die jubelnde Symphonie, welche erschallen wird, als sei Rettung und Sieg auf immer für Beide gewonnen. Analysiren wir Eleonorens Gefühl, so finden wir in demselben eine neue und ganz eigenthümliche Mischung, eine Begeisterung, die fast fanatisch ist, denn sie muß in jedem Augenblick die stets von Neuem hervorbrechende, rückwärts schauende Eifersucht tödten können, — einen Glauben, der fast krampfhaft ist, weil er nicht auf dem gesunden, natürlichen

Vertrauen, sondern auf dem Willen basirt, glauben zu wollen, trotz Allem, trotz dem Bewußtsein, schon einmal betrogen worden zu sein, — eine Treue, die unter der Nothwendigkeit ächzt, beständig ihr Vorhandensein beweisen zu müssen, weil sie aus der Untreue gegen eine Vergangenheit hervorgegangen ist, — und endlich in der Liebe selbst das Eintreten eines Elements der Frauennatur, das wir früher niemals in dies Gefühl aufgenommen sahen, Etwas von der Zärtlichkeit einer älteren Schwester oder einer Mutter. Dies Element fand sich nicht bei Gretchen und Klärchen. Diese ganze potenzirte Leidenschaftlichkeit ist der dritte neue Zug.

Wir begreifen schließlich ohne Mühe, daß die Harmonie hier keine endgültige sein kann, wenn sie vielleicht auch lange währen mag, daß ein Zeitpunkt kommen wird, wo diese zwei so ungleichartigen Naturen, die so wenig einander verstehen, mit Schaudern die Unnatur ihrer Vereinigung entdecken und die furchtbare Macht der Umgebungen empfinden werden. Sie werden die Entdeckung aufs äußerste vor einander verhehlen, sie werden aus Schonung für einander, aus Stolz gegen die Welt Alles aufbieten, um die Wahrheit hinweg zu bannen, aber sie werden nur zur Qual für sich selber eine Unwahrheit fortsetzen können, an welche keins von ihnen aus vollem Herzen mehr glaubt.

Dieser Auflösungsproceß der Liebe ist der eigentliche Gegenstand des Romans.

„Adolphe“ hat ungeheure Anerkennung gewonnen, und sein typischer Charakter ist um so mehr gewürdigt worden, als jeder junge Mann eine gewisse Befriedigung darin fand, die Geschichte Adolphe's für ein treues Bild seiner eigenen zu erklären; denn selbst Junker Andreas Bleichwang sagt ja bei Shakespeare: „Ich bin auch einmal angebetet worden.“ Mancher hat dies Buch mit Gewissensqualen gelesen, von welchem man, wie Constant mit gewöhnlicher Feinheit in der Vorrede bemerkt, wohl mit Grund annehmen darf, daß sein Gewissen ihn in Ruhe gelassen hätte, wenn seine Eitelkeit minder unruhig gewesen wäre. Dessen ungeachtet läßt sich nicht leugnen, daß Adolphe ein Typus ist. Aber weit bedeutungsvoller, als er, ist doch

die weibliche Hauptfigur Eleonore, besonders wie sie in ihrem zweiten Stadium hervortritt. Denn in ihr hat die zugleich kräftige und krankhafte Litteratur der neuen Zeit ihre Königin gefunden, wie sie ihren König in „René" fand.

Lange vor Balzac, lange vor George Sand tritt also hier der Kampf des Weibes in der Litteratur auf, ihr Kampf mit dem Bestehenden und mit der Gesellschaft, und Eleonore repräsentirt diesen Kampf, weil sie nach der mächtigsten Frauengestalt des Jahrhunderts geformt ist, nach der Frau, welche den größten Kampf kämpfte, den jemals in der Weltgeschichte eine Frau mit rein geistigen Waffen gekämpft hat, mit einem Worte, nach Frau von Staël. Denn die Liebesgeschichte, welche in „Adolphe" erzählt wird, ist die, welche sich wirklich zwischen Benjamin Constant und Germaine de Staël zutrug. Ganz gewiß waren die äußeren Umstände derselben andere, als bei Eleonore; aber es ist diese große und seltene Frau, deren persönlicher Lebenskampf ein Kampf mit dem damaligen Weltbeherrscher war, und die Napoleon mit kleinlichem Haß und unedler Furcht verfolgte, verbannte, der Censur und allen Quälereien unterwarf, denen eine brutale Despotie das geniale Individuum aussetzen kann, — diese Frau ist es, welche Constant den neuen weiblichen Typus giebt.

Denn das Auftreten der Frau in der Litteratur als Bewußtsein, ist nur der erste Schritt zu ihrem Auftreten als Genie. Schon sieht man den Turban der Frau von Staël am Horizonte schimmern. Dieselbe Frau, welche zuerst der Leidenschaften und Kämpfe des Mannes theilhaftig wird, wird bald seines Genius und seiner Ehre theilhaftig. Eine kurze Weile noch, und dem Kampfe folgt der Triumph, und jenes selbe Weib, das als Eleonore unterliegt, wird als Corinna auf dem Kapitol gekrönt.

XII.
Constant's „Adolphe".

Es erübrigt nur noch, Rechenschaft von der Feinheit der psychologischen Analyse in „Adolphe" zu geben und zu zeigen,

zu welchem Resultate sie führt. Adolphe beginnt, was nicht Wunder nehmen kann, wenn man Constants eigenen Charakter kennt, mit dem Eindrucke: Dies ist eine Eroberung, die meiner würdig ist, und er bildet sich ein, als kalter Beobachter Eleonorens Charakter studiren zu können, um seine Schlachtpläne danach einzurichten; aber bald geräth er, dessen Sensibilität fast eben so groß wie sein Egoismus ist, unter einen Zauber der ihn ganz gefangen nimmt, und der seine natürliche Schüchternheit in solchem Grade erhöht, daß es ihm unmöglich ist, Muth zu der Erklärung zu finden, die seine Eitelkeit so schnell und übereilt hatte machen wollen. Er schreibt an sie, aber Eleonore weist ihn ab und flieht ihn. Dieser Widerstand und diese Kälte von ihrer Seite rufen bei ihm eine Unterwerfung und eine Empfindsamkeit hervor, welche bald in eine Art Kultus übergehen. So war Eleonore niemals geliebt worden, denn so viel wahre Ergebenheit ihr Beschützer ihr auch erwiesen hatte, war doch eine schwache Nüance von Ueberlegenheit in seinem Wesen ihr gegenüber bemerklich. Er hätte eine ehrenvollere Verbindung, als diese schließen können. Er sagt das zwar nicht, aber was nicht gesagt wird, existirt darum nicht minder. Deshalb ist es die Ehrfurcht Adolphe's, welche von Anfang an Eleonoren bezaubert. Sie ergiebt sich ihm, und er wird wie trunken vor Entzücken und Glück. Die erste Störung des Entzückens wird dadurch verursacht, daß Eleonore, als der Graf die Stadt auf einige Zeit verlassen hat, die Gesellschaft Adolphe's nicht mehr, selbst nicht für einige Stunden, entbehren kann. Will er sie verlassen, so sucht sie ihn zurück zu halten; geht er, so fragt sie, wann er wieder komme. Zuerst fühlt er sich geschmeichelt und glücklich durch eine so schrankenlose Hingabe, allein bald ist seine Zeit so gänzlich durch sie in Anspruch genommen, daß er über keine Stunde mehr verfügen kann. Er muß jede gesellschaftliche Einladung ausschlagen, die an ihn ergeht, er muß all' seine Bekanntschaften abbrechen. Er empfindet das zwar nicht als einen Verlust, aber er würde es doch vorgezogen haben, sich nicht mit dem Glockenschlage einstellen zu müssen, und nach Zeit und Lust kommen zu können. Sie, welche früher ein Ziel war, ist jetzt eine Fessel geworden.

Wo seid ihr hin, all' ihr schönen Romane, in denen der Liebhaber nie etwas Anderes zu thun hatte, als zu lieben, in denen er liebte vom Morgen bis zum Abend, Morgens aufstand um zu lieben, den ganzen Tag über liebte, und eine schlaflose Nacht vor Liebe verbrachte! Es ist ein kräftiger und realistischer Zug in „Adolphe“, daß der Liebhaber den Verlust seiner Zeit als Verlust empfindet.

Und es nutzt Nichts, daß er sich seine Zeit zurück erobert, wenn er doch seine Gemüthsruhe durch das Mitgefühl verliert; denn bleibt er einmal aus, so raubt der Gedanke an ihren Schmerz darüber ihm alle Zeit, die er gewonnen, während es ihn zugleich unklar verstimmt, in solchem Grade der Herrschaft eines anderen Menschen unterworfen zu sein. Kommt er dann zu ihr, gequält durch das Bewußtsein, viel schneller zurück gekehrt zu sein, als die Rücksicht auf ihren Ruf und auf seine Beschäftigungen es vernünftig erscheinen ließ, so findet er sie unglücklich darüber, daß er so lange fortgeblieben ist. Er hat zwei Stunden lang unter der Vorstellung von ihrer Ungeduld gelitten, jetzt muß er zwei fernere Stunden leiden, bevor er sie zu beruhigen vermag. Gleichwohl fühlt er sich glücklich, sagt sich selbst, daß es süß sei, so geliebt zu werden, tröstet sich aber doch im Grunde unbewußt durch das Gefühl, daß die Ungleichartigkeit in ihrem Wesen früher oder später dem Verhältnisse ein Ende machen müsse.

Zuerst erleidet er jetzt den Schmerz, nicht ehrlich sein zu können; denn der Graf kehrt zurück, und er ist genöthigt, ihn zu betrügen. Dann erleidet er den Schmerz, Eleonoren Alles um seinetwillen opfern und gleichzeitig ihre seitherige Heimath und ihr Vermögen aufgeben zu sehen. Und dieser Schmerz ist doppelt, theils egoistisch, denn verzweiflungsvoll sieht er seine Freiheit durch das Opfer gelähmt, das sie ihm mit tiefster Freude bringt, theils sympathisch, denn er sieht die Gesellschaft mit hyänenartiger Wuth ihren Ruf zerfleischen. Alles, was sie durch ein jahrelanges untadelhaftes Betragen gewonnen hat, verliert sie an einem einzigen Tage. Ihr Stolz windet und quält sich, und seine Hingabe wird zur Pflicht. Von jetzt an existirt zwischen ihnen ein geheimes Weh, das sie einander nicht

zu verrathen wagen. Adolphe's Charakter beginnt verdorben zu werden. Zu gleicher Zeit, wo er sich mit Jemand duellirt, der schlecht von Eleonore gesprochen hat, schadet er selbst und freiwillig ihrem Rufe; denn er sucht eine Art Trost für die Abhängigkeit, in welcher er lebt, dadurch, daß er überall über die Frauen und über Diejenigen spottet, welche sich ihrer Despotie unterwerfen, und diese Aeußerungen werden übel gedeutet. Er, welcher einer Thräne nicht zu widerstehen vermag, setzt eine Ehre darin, überall mit Härte und Verachtung vom Weibe zu reden.

Andere haben das Unglück erlitten, zu lieben, ohne Gegenliebe zu finden; er erleidet das entgegengesetzte, geliebt zu werden, ohne länger zu lieben. Wie sehr er sich auch bemüht, recht froh zu erscheinen, so oft er Eleonoren erblickt, durchschaut sie ihn doch, und es kommt zu einer jener fürchterlichen Szenen, deren Frau von Staël Constant so viele bereitete, wo Eleonorens stürmische Seele sich mit einer an Haß streifenden Bitterkeit Luft macht. Die Außenwelt strebt jedoch, Eleonoren von ihm zu entfernen. Adolphe's Vater will nicht, daß sein Sohn seine Jugend an dies Verhältniß vergeuden soll, und ein einfaches Ritterlichkeitsgefühl veranlaßt Adolphe daher, mit ihr zu entfliehen. Sie verleben einige Zeit in einem freundlichen Gemüthszustande, der fast wie Liebe aussieht. Eleonore bringt neue Opfer, welche anzunehmen für Adolphe eine Pein ist. Bald leidet sie darunter, daß sie nicht geliebt wird, wie Adolphe darunter leidet, daß er nicht liebt, bald berauscht sie sich so in ihrer Liebe, daß sie dieselbe doppelt sieht und ihr eigenes Gefühl für das Beider hält. Sie zehren Beide gleichsam von der Erinnerung an ihr einstiges Glück, welche stark genug ist, ihnen die Trennung als schmerzlich, ja undenkbar erscheinen zu lassen, aber zu schwach, ihnen das Beisammenleben zu einer Freude zu gestalten. Die zärtlichen, aber doch matten Worte, mit denen Adolphe jetzt Eleonoren seine Liebe bezeugt, gleichen den dürren, farblosen Blättern, die noch bis in den Winter hinein an dem einen oder anderen längst entlaubten Zweige hängen geblieben sind.

So macht er nicht einmal Diejenige glücklich, welche ihn so unglücklich macht. So oft sie neue Rechte errungen zu haben

glaubt, fühlt er sich in neue Fesseln geschmiedet. Ihre Leidenschaftlichkeit macht ihr Zusammenleben zu einem beständigen Gewitter. Ich erinnere mich folgender Worte in einer Biographie Constant's: „In diesem Jahre hatte Constant es gut, Frau von Staël war in Rußland."

Eleonore beerbt ihren Vater und bedarf nicht mehr des Schutzes von Adolphe. Die Welt verdenkt es ihm jetzt sogar, daß er Vortheile aus ihrer Freundschaft zieht, und man haßt ihn, weil er ihren Ruf dadurch ruinirt, daß er beständig in ihrer Nähe ist, während er selbstverständlich nicht erklären kann, daß sie es ist, welche nicht ohne ihn zu leben vermag.

Sein Leben rinnt ihm unter den Fingern hinweg, er erfüllt keine der Verheißungen, welche seine Jugend gegeben hat; denn wie ihm von allen Seiten gesagt wird, zwischen ihm und einer Zukunft in irgend welcher Richtung ist eine unübersteigliche Schranke, und die Schranke ist Eleonore. Er beschließt endlich, mit ihr zu brechen; aber selbst dieser Entschluß schlägt ihm zum Unheile aus; denn von diesem Augenblicke an, da er das Todesurtheil über sie gefällt hat, dessen Vollstreckung er in seiner Schwäche doch wieder verzögert, schwindet alle Bitterkeit aus seiner Seele, und er hegt ihr gegenüber so zärtliche Gefühle, daß sie ihn mißversteht und sich gerettet wähnt.

Mit einer letzten Kraftanstrengung sucht sie ihn zu gewinnen, indem sie seine Eifersucht erweckt, aber alles ist jetzt vergebens, von allen Seiten drängen die Umgebungen auf Adolphe ein und stellen ihm den Bruch als die natürlichste Sache von der Welt, als eine Pflicht gegen seinen Vater, gegen seine Zukunft, ja gegen das unglückliche Wesen vor, an das er gekettet ist, und das er aufreibt. Man spielt Eleonoren einen Brief in die Hände, durch welchen sie Adolphe's Absichten erfährt. Sie verfällt in ein hitziges Fieber und stirbt, aber sie bewahrt ihre Liebe zu Adolphe bis zu ihrem letzten Athemzuge.

Von dem Augenblick an, wo er seine Freiheit hat, empfindet er sie als eitel Leere, er weiß nicht mehr, was er mit derselben anfangen soll, er sehnt sich nach all' seinen Fesseln zurück.

Constant hat die Moral des Buches in folgender Weise ausgesprochen: „Das leidenschaftlichste Gefühl vermag nicht

wider die Ordnung der Dinge zu kämpfen; die Gesellschaft ist allzu stark. Sie macht die Liebe, welche sie nicht gebilligt und geheiligt hat, allzu bitter. Wehe daher dem Weibe, das seine Stütze in einem Gefühle sucht, das zu vergiften Alles sich verbündet, und gegen das die Gesellschaft, wenn sie es nicht als legitim zu achten braucht, sich mit Allem wappnet, was am schlechtesten im Menschenherzen ist, um Alles Gute zu Boden zu schlagen."

XIII.
Der Kampf mit der Gesellschaft und Frau von Staël's „Delphine".

Byron schreibt über „Adolphe" in seinen Memoiren: „Anbei sende ich Ihnen „Adolphe", er enthält finstere Wahrheiten, aber nach meiner Ansicht ist er ein gar zu trübsinniges Werk, als daß er jemals populär werden könnte. Ich las ihn zum ersten Mal in der Schweiz auf die Aufforderung der Frau von Staël." Sie selbst bemerkt irgendwo über dies Buch: „Ich glaube nicht daran, daß alle Männer Adolphes wären, sondern nur die eitlen Männer." Byron's Worte sind merkwürdig genug; denn wenn es irgend Etwas giebt, worauf Byron in seinen Aeußerungen leidenschaftlich zurück kommt, so ist es die Unmöglichkeit, das Glück in der Ehe zu finden, und wenn „Adolphe" der ja „finstere Wahrheiten" enthält, irgend Etwas beweisen will, so ist es die Unmöglichkeit, das Glück außerhalb der Ehe zu finden. Wo ist denn das Glück in der heutigen Gesellschaft? Zu dieser Frage kehrten all' jene großen Geister im Anfange des Jahrhunderts beständig zurück, und es ist diese Frage, welche Frau von Staël's Seele unablässig in Bewegung setzt und den Grundzug in all' ihren Schriften bildet. Schon in ihrer Abhandlung über den Einfluß der Leidenschaften setzt sie die Leidenschaften nicht zu dem Begriffe Pflicht, sondern zu dem Begriffe Glück in Beziehung, und untersucht den höheren oder geringeren Grad, in welchem sie in unser Glück eingreifen, und das Ideal, welchem sowohl in „Delphine" wie in „Corinna" nachgestrebt wird, ist das Glück in der Liebe. Die Unwahr-

scheinlichkeit, dasselbe in der Ehe zu finden, wie die moderne Gesellschaft sie geordnet hat, die Unmöglichkeit, es außerhalb der Ehe zu finden, sind die festen Grundgedanken, und der Kampf zwischen dem häuslichen Glücke und dem edlen Ehrgeize oder der freien Leidenschaft, den die Schriftstellerin uns beständig vor Augen führt, ist eigentlich nur der Ausdruck einer langen Klage: weder das Genie noch die Leidenschaft lassen sich mit dem häuslichen Glücke vereinen, und was das Genie und seinen Begleiter, den Ruhm, betrifft, so ist seine Bahn nur ein Nothanker, den das Weib ergreift, wenn sie in all' ihren Hoffnungen und all' ihren Träumen zu Tode verletzt worden ist. Für Frau von Staël ist das Herz Alles, sogar der Ruhm ist ihr nur ein Mittel, Herzen zu erobern, sie sagt selbst: „Indem ich den Ruhm suchte, habe ich stets gehofft, er würde die Leute veranlassen, mich zu lieben.“ An einer anderen Stelle sagt sie: „Laßt uns unsern ungerechten Feinden und unsern undankbaren Freunden nicht den Triumph gönnen, unsere geistigen Kräfte gebrochen zu haben. Sie reduziren Den, welcher sich so gern mit den Gefühlen begnügt hätte, darauf, den Ruhm zu suchen.“ Ihr Ruhm begann auch erst, als ihre Jugend erblich. Aber wie kann der Ruhm ein Nothanker sein? Ist er wohl ein Ausweg, welcher Jedem zu Gebote steht? Man muß wissen, daß Frau von Staël nur an einen äußerst geringen Unterschied zwischen dem Genie und dem gewöhnlichen Menschen glaubte. Diese schwärmerische Anhängerin der Gleichheit hielt auch im Begriff der Begabung die Menschen im Wesentlichen für gleich, und es ist dies tiefe Gefühl der Gleichheit, was der Melancholie des Jahrhunderts bei ihr ein eigenthümliches Gepräge verleiht. Diese Melancholie ist nämlich nicht blos die allgemein menschliche, die, welche darauf beruht, daß zwei Menschen, welche einander lieben, immer mit voller Bestimmtheit zu einander sagen können: „Entweder werde ich den Tag erleben, wo Du als Leiche daliegst, oder Du den Tag, wo ich als Leiche daliege.“ Es ist auch nicht dieselbe egoistische Melancholie, welche wir als eins der Charaktermerkmale der Zeit erkannt haben; es ist eine sympathische, welche ihren Grund in den Gleichheitsideen der Revolutionszeit hat, es ist Trauer über die Ungleich-

heit in der Lage der Menschen, welche durch die eigenthümliche Mütterlichkeit und Herzlichkeit dieser genialen Natur eine rein individuelle Nüance erhält. Eine Tochter des edlen Necker, mit einer vom Vater ererbten reformatorischen Begeisterung, betheiligt sie sich zuerst mit reinstem Enthusiasmus an der Bewegung von 1789, d. h. an der Bürgerrevolution. Als mit dem Jahre 1793 die Revolution des vierten Standes beginnt und die Schreckensherrschaft eintritt, flüchtet sie nach Coppet am Genfersee, und in dieser friedlich lächelnden Gegend lebt sie in einer Stille, welche nur durch die dumpfen Schläge der Guillotine in der Ferne unterbrochen wird. Als später der Terrorismus der Despotie gewichen ist, ruft diese all' ihre Kräfte zu den Waffen. Im selben Jahre, als Napoleon das Konkordat mit dem Papste abschließt und der Geistlichkeit ihren alten Einfluß zurück giebt, veröffentlicht sie, die protestantische Schriftstellerin, „Delphine", welche als das unsittlichste und schändlichste Plaidoyer für das Recht der Ehescheidung aufgefaßt wurde. In „Corinna" endlich, welche zu einer Zeit erschien, wo es der Verfasserin unmöglich war, auch nur einen Zeitungsartikel auf französischem Boden drucken zu lassen, sehen wir dies weibliche Genie in vollem Kampfe mit der Gesellschaft.

Mehr als einmal habe ich diesen Ausdruck „Kampf mit der Gesellschaft" gebraucht, und wir sahen ihn beständig als fruchtlos geschildert. Was ist denn diese Gesellschaft, und was bedeutet dieser Kampf des Individuums? Ist die Gesellschaft denn etwas Anderes, als ein Ausdruck des vereinten Willens der Individuen, und ist nicht mehr Vernunft in diesem, als in dem des einzelnen zufälligen Individuums? Es ist schwer, jenes Unbestimmbare zu definiren, was man als Gesellschaft bezeichnet. Es ist eine Kombination von Gesetzen, von Gebräuchen, von Anschauungen und Annahmen der verschiedenartigsten Herkunft, einige natürlich oder doch erklärlich, andere absurd, einige von neuem Datum, andere völlig veraltet, die fast alle ohne Ausnahme, theils wegen der Unvollkommenheit der menschlichen Natur, theils wegen der Bornirtheit der Majorität, auf einer falschen oder doch mangelhaften Erkenntniß des menschlichen Wesens beruhen.

Die Gesellschaftsregel hat zum ersten den Fehler, daß sie allgemein, d. h. eine und dieselbe für Alle ist; aber alles Allgemeine fordert unzählige Opfer. Die Regel ist ein Prokrustesbett, auf welchem das einzelne Individuum so lange gereckt und gestreckt, zugestutzt und beschnitten wird, bis es paßt. So ist z. B. die Sprache etwas Allgemeines. Wir bedienen uns Alle einer und derselben. Daraus folgt, daß Jeder, welcher sich in der Sprache ausdrücken will und irgendwie Originalität besitzt, zu beständigen Opfern genöthigt ist. Da er nicht selbst seinen Ausdruck erschaffen kann, sondern ihn vorfindet, sieht er sich gezwungen, bald abzuschwächen, bald zu übertreiben, bald nebenher zu greifen. Nicht in einem unter tausend Fällen besitzt die Sprache einen Ausdruck für die Nüance des Gefühls, den besonderen Trieb, die ganz eigenthümliche Stimmung, welche er aussprechen will. Unsere ganze Rede ist eine Annäherung an das, was wir meinen, ungenau, matt und schal. Daher die Neigung so vieler großen Schriftsteller, durch künstliche Wortbildungen, durch bizarre Wendungen oder Gleichnisse ihrer Sprache einen minder allgemeinen Charakter zu geben.

In der Gesellschaft wird diese Herrschaft des Allgemeinen zur Tyrannei. Wie eigentlich auch das Individuum beschaffen sei, es wird wie alle Andern behandelt. Das geniale Individuum nimmt die Stellung eines Primus in einer schlechten Schulklasse ein. Der Aermste muß immer wieder die alte Lektion anhören, sie immer und immer wiederholen hören; es ist nöthig um des Fuchses willen, der sie noch nicht gelernt hat und sie noch weniger entbehren kann.

Denselben religiösen Vorurtheilen, denselben moralischen Regeln, denselben gesellschaftlichen Zwangsbestimmungen, welche um der Füchse willen ein Paar hundert Jahre lang repetirt worden sind, muß der Primus sich wie die Andern unterwerfen. Welcher Anlaß zur Langeweile, zur Verzweiflung und zu fruchtloser Empörung!

Von der Gesellschaft gilt, was Schiller in seinem bekannten Epigramme sagt:

„Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig;
Sind sie in corpore, gleich wird euch ein Dummkopf daraus.“

Jede Macht ist tyrannisch in dem Grade, in welchem sie dumm ist, und das Individuum wird als ihr Unterthan geboren. Während das Natürliche sein würde, daß das Individuum sich selbst seine Anschauungen und seine Grundsätze betreffs der höchsten Dinge bildete, sich selbst Gesetze für sein Betragen gäbe und nach Vermögen die Wahrheit mit seinem eigenen Hirn suchte, findet das Individuum bei seiner Geburt zuerst eine fertige Religion vor, in jedem Land eine verschiedene, die seiner Eltern, welche ihm, lange bevor es selbst religiös fühlt oder denkt, eingepfropft wird: so wird alle religiöse Produktivität im Keime erstickt, oder wenn sie nicht erstickt wird, dann wehe dem Individuum! es hat der Gesellschaft den Fehdehandschuh hingeworfen. Sodann findet das Individuum eine fertige öffentliche Moral vor, und diese Moral wird von einer fertigen öffentlichen Meinung unterstützt. Da ein Theil der Menschheit aus wilden Thieren, ein anderer Theil aus wahren Affen und die ganz überwiegende Majorität aus Gimpeln und Ignoranten besteht, so ist leicht einzusehen, in welchem Verhältnisse zur Wahrheit die öffentliche Moral und die öffentliche Meinung im Allgemeinen stehen wird. —

Anne Marie Germaine Necker wurde im Jahre 1766 zu Paris geboren. Ihr Vater, der große Genfer Finanzmann, wurde bekanntlich kurz vor Ausbruch der Revolution Frankreichs Erster Minister und sein Name war damals das Symbol des freisinnigen Frankreich. Ihre Mutter war eine sehr begabte Frau, ein Muster von Pflichterfüllung, aber steif und gezwungen, für welche die Erziehung Alles und die Natur Wenig bedeutete, auf Kleinigkeiten legte sie ein pedantisches Gewicht, da es nach ihrer Auffassung in moralischer Hinsicht nichts Unbedeutendes gab. Selbstverständlich war ihr daher Rousseaus Erziehungsmethode in höchstem Grade zuwider, und in Folge dessen wurde Rousseau mit seinem Glauben an die Natur und die angeborenen Tugenden das Ideal ihrer jungen Tochter. Sie wuchs als munteres, freimüthiges Kind auf, welches sich bald zu einer lebhaften, geistvollen Brünette entwickelte, deren schwarze Augen von Witz und Herzensgüte leuchteten. Während die Mutter die Vernunft und die Selbstbetrachtung pries, kam die Tochter,

welche unter der beständigen häuslichen Aufsicht und der Eifersucht der Mutter auf ihre reichen Fähigkeiten litt, immer mehr dahin, all' jene Eigenschaften und Tugenden zu lieben, welche ohne künstliche Pflege von selbst einer gesunden, reichen und schönen Natur entspringen. Schon als Kind war sie im elterlichen Hause von den berühmtesten Männern jener Zeit umringt, welche von ihren schnellen Antworten und überraschenden Einfällen ergötzt und angezogen wurden.

Das seelenvolle und feurige Wunderkind wurde des Vaters Stolz, und sie vergalt seine Zärtlichkeit mit einer Liebe und Bewunderung ohne Grenzen, die sie sich ihr ganzes Leben hindurch erhielt, und die man auch in fast all' ihren Werken spürt.

Mit fünfzehn Jahren begann sie Abhandlungen, Novellen, Tragödien, darunter eine mit dem Titel „Montmorency" zu schreiben, welche durch die Wahl des Stoffes den Zeitpunkt verräth, an dem sie sich zu dem jungen Vicomte Mathieu de Montmorency, der mit Ehren im nordamerikanischen Freiheitskriege gekämpft hatte, hingezogen fühlte, auf dessen Hand sie jedoch Verzicht leisten mußte, da ihre Eltern einer Heirath mit einem Katholiken entgegen waren. Statt dessen vereinte sie eine treue Freundschaft fürs Leben. Auf Wunsch der Mutter wurde Germaine Necker im Jahre 1786 mit dem schwedischen Gesandten in Paris, Baron Erik Magnus Staël-Holstein, einem Günstling Gustavs III. vermählt, dem der König, um ihm zu einer so angesehenen und reichen Partie zu verhelfen, den Gesandtschaftsposten in Paris auf eine lange Reihe von Jahren zusicherte, während er selbst seinen Schwiegereltern das Versprechen gab, seine Gattin nie gegen ihren Willen nach Schweden führen zu wollen. Er scheint einer jener damaligen nordischen Durchschnittsmenschen gewesen zu sein, ein Edelmann mit guten Manieren, mit Halbbildung, verschwenderisch und dem Spiele fröhnend; er war noch einmal so alt wie seine Braut.

Unmittelbar vor Ausbruch der Revolution gab Frau von Staël ihr erstes Werk „Briefe über Rousseau's Schriften" heraus, es ist eine Lobrede und eine warmherzige Vertheidigung. Am Ende des dritten Briefes sucht sie Rousseau's Ehren mit denen ihres Vaters zu verflechten, der gerade damals an die

Spitze Frankreichs berufen worden war, am Ende des vierten Briefes begrüßt sie mit begeisterten Worten die Einberufung der Stände und spricht mit jugendlicher Beredsamkeit die Hoffnung aus, daß es der großen französischen Nation glücken würde, auf dem Wege ruhiger Aufklärung, auf dem Wege der Vernunft und des Friedens, jene Güter zu erlangen, welche andere Völker nur durch Ströme von Blut erworben hätten. Sie fleht das Volk an, seine Ehre darin zu setzen, das Ziel nicht zu überschreiten, welches zu erreichen Alle einig wären, und sie schließt, unter Hinlenkung auf Rousseau, indem sie beklagt, daß er das bevorstehende, ehrfurchtgebietende Schauspiel nicht mehr erleben könne, daß er nicht lange genug gelebt habe, um Necker, „der es verdiente, einen Beurtheiler, einen Bewunderer, einen Mitbürger wie ihn zu haben“ mit Rath und That aufzumuntern.

Die Revolution brach aus, sie ließ sich weder auf dem Wege von Frau von Staëls Hoffnungen und Wünschen, einer Constitution nach englischem Muster, halten noch begrenzen. Schnell war Necker verjagt, während seine Tochter, durch ihres Mannes einflußreiche Stellung beschützt, unter der Schreckensherrschaft in Paris verblieb und mehr als ein unschuldiges Opfer errettete. Sie entwarf sogar einen Plan zur Flucht der königlichen Familie. Nun wandte sich der Haß der Herrschenden gegen sie. Mit Mühe und Noth entkam sie im September des Jahres 1792 der rachsüchtigen Menge. Von ihrem Freund Montmorency begleitet, der als Aristokrat verfolgt wurde und sich als ihr Lakai verkleidet hatte, flüchtete sie nach Coppet. Darauf reiste sie nach England, wo sie ihre Vertheidigungsschrift für Marie-Antoinette herausgab, die sie zwar nicht persönlich kannte, deren Geschick sie jedoch tief rührte. Kurz darauf erschien ihre durch die Zeitverhältnisse hervorgerufene Schrift „Vom Einfluß der Leidenschaften auf das Glück der Individuen und Völker.“

Da Schweden nach Robespierres Sturz die französische Republik anerkannt hatte, kam sie nach Paris zurück und entfaltete unter dem Direktorium eine hervorragende politische Thätigkeit, deren Ziel eine parlamentarische Verfassung und

Frieden mit Europa war. Nur durch ihren Einfluß wurde Talleyrand Minister des Aeußern. Ihr Salon bildete den Mittelpunkt für die „gemäßigte“ Partei, war aber außerdem auch ein politischer Sammelpunkt ersten Ranges, und hier war es, wo Benjamin Constant schnell die Hauptperson in den politischen Intriguen, aber auch in der Gunst der Herrin des Hauses wurde.

In diesen Zeitpunkt fällt der Beginn ihrer Opposition gegen Bonaparte, der sie zum zweiten Mal aus Frankreich, und zwar für länger als 10 Jahre verbannen sollte. Sie hatte nach dem italienischen Feldzug in ihm einen Beschützer der Freiheit zu sehen vermeint, hatte ihm begeisterte Briefe geschrieben und ihn bewogen, den Namen ihres Vaters von der Emigrantenliste zu streichen. Als er aber Erster Konsul wurde, sah sie in ihm nur „einen Robespierre zu Pferde“, und mit Recht klagt Bonaparte darüber, daß sie die Geister gegen ihn in Aufregung versetzte. Alle fremden Diplomaten verbrachten nach ihren eigenen Worten „ihr Leben bei ihr“, sie sprach täglich mit einer großen Anzahl einflußreicher Personen; denn Gespräche bildeten den größten Genuß, den sie kannte, und Bonaparte sagte: Jeder, der mit ihr gesprochen habe, halte weniger von ihm. Er ließ sie fragen, was sie eigentlich wolle, ob sie zufrieden wäre, wenn er ihr die 2 Millionen auslieferte, welche Necker in der Staatskasse deponirt hatte, die man zu Unrecht zurückhielt. Sie antwortete nur, es käme wenig darauf an, was sie wollte, als was sie dächte. Von dem Augenblick an, daß Benjamin Constant zum ersten Mal im Tribunal gegen einen Vorschlag Bonapartes gesprochen hatte, wurde ihr Haus in Paris leer und alle Einladungen mit Absagen beantwortet. Schließlich wurde sie, nachdem ihr Vater sein Buch „Les dernières vûes de politique et de finances“ herausgegeben hätte, auf ausdrücklichen Befehl Bonapartes aus Paris verwiesen.

Kein Schlag hätte sie härter treffen können! Sie vergleicht ihn mit einem Todesurtheil; sie, die nur in der Hauptstadt gelebt, die so schlecht ihre Freunde, geistvolle und bildende Gespräche, Theilnahme an großen Begebenheiten entbehren konnte, litt ganz besonders unter der unfreiwilligen Trennung vom

Vaterlande und der Heimstätte. „Jeder Schritt, den die Postpferde vorwärts machten, schmerzte mich, und wenn mich die Postillone frugen, ob sie nicht schnell gefahren seien, konnte ich nicht umhin, über die traurigen Dienste zu seufzen, die sie mir geleistet hatten." (Dix années d'exil. 1829. pag. 84.)

Benjamin Constant begleitete sie auf dieser Fahrt; als sie aber von der Krankheit ihres Mannes hörte, reiste sie zu ihm und pflegte ihn bis zu seinem Tode.

Ein Jahr darauf erschien „Delphine". Es lassen sich ohne Schwierigkeit der Eindruck und die Erinnerungen aus ihrem eignen Leben nachweisen, welche diesem Roman zu Grunde liegen. Das Buch behandelt das pflichttreue Verzichtleisten einer Frau auf eine glückliche Ehe — die Erinnerung an den Verzicht, den die Autorin in ihrer Jugend auf Montmorencys Hand geleistet, gab hier den realen Hintergrund ab. Aber den eigentlichen Inhalt bildet doch der Kampf des liebenden Weibes um sein Glück gegen die Gesellschaft und die brutale Vernichtung des Friedens des Individuums durch das Urtheil der Gesellschaft — und hier lagen die frischen Eindrücke aus der Verfasserin letzten Lebensjahren, ihr Verhältnis zu ihrem Manne und zu Benjamin Constant, augenfällig zu Grunde. Die Scheidung von Baron Staël-Holstein hatte ihrem Ansehen nicht minder als ihr Verhältnis zu Benjamin Constant geschadet, welch' Letzterer unzweifelhaft der Vater ihrer 1797 geborenen Tochter Albertine, der späteren Herzogin von Broglie war. Frau von Staël zweifelte, als sie „Delphine" schrieb, sicher keinen Augenblick daran, daß Constant diese Tochter durch eine baldige Ehe legitimiren würde, aber wie reich und hochgestellt sie auch war, und wie viel Rücksicht die öffentliche Meinung auch auf Reichthum und sociale Unabhängigkeit zu nehmen pflegt, so fühlte sie doch bitter die schleichende Verfolgung der Verleumder und die wohlüberlegten Attentate der Pharisäer auf ihren Ruf.

Frau von Staël's „Delphine" trägt das muthlose und resignirte Motto: „Ein Mann muß der öffentlichen Meinung zu trotzen verstehen, ein Weib, sich ihr unterzuordnen", — ein Motto, welchem der Inhalt des Buches entspricht, zu welchem aber der Geist und selbst die Veröffentlichung desselben in

Widerspruch steht. Ich habe schon bemerkt, daß es im Jahre des Konkordates erschien; es greift die Unauflöslichkeit der Ehe und die kirchlichen Gelübde in demselben Augenblicke an, wo die Ehegesetze verschärft wurden und die Kirche ihre alte Macht wiedergewann.

Das Buch entspricht seinem Motto, sofern es durch das Schicksal seiner Heldin lehrt, daß die Frau, welche selbst nach einem so edelmüthigen und noch so langwierigen Aufopfern ihres eigenen Wohles, und geschähe es auch nur, um den Untergang ihres Geliebten zu verhindern, in Opposition zur Gesellschaft tritt, rettungslos zu Grunde gehen muß. Es widerspricht jenem Motto, sofern die schreiende Ungerechtigkeit dieses Schicksals stärker, als irgend eine Deklamation wider das Bestehende, die Schlechtigkeit der Gesellschaft und die Unvernunft der Macht, zu unterdrücken und unglücklich zu machen, bekundet, welche die Kurzsichtigkeit und Feigheit der Menschen veralteten Institutionen verlieh, unter deren Druck Delphine zermalmt wird. Sie wird gleich von Anfang an als ein höheres Wesen geschildert, rein, voll Herzensgüte und Leben, und durch ihre Reinheit selbst erhaben über die pharisäische Moral der Gesellschaft. Keine Scene malt schöner Delphinens Charakter, als die, wo sie, als die unglückliche, schlecht beleumundete Frau v. R. in den Tuilerien-Saal tritt, und als alle Damen sich augenblicklich von ihren Sesseln erheben und auf die andere Seite hinüber gehen, so daß ein großer offener Raum sich um die schnöd Beschimpfte bildet, allein über den Estrich schreitet und neben derjenigen Platz nimmt, auf welche alle anderen Frauen wetteiferten, den ersten Stein zu werfen.

Durch eine Reihe fast teuflischer Erfindungen und Intriguen gelingt es einer der Hauptpersonen des Buches, einem weiblichen Talleyrand, Delphine von ihrem Geliebten zu entfernen und ihn mit einem Delphine antipodischen Wesen, der kalten und frömmelnden Mathilde, zu verbinden, welche von der Verrathenen obendrein, ohne daß es Jemand ahnt, die enorme Mitgift erhält, mit deren Hilfe die Ehe zu Stande kommt. Als der Betrug entdeckt wird und alle Intriguen klar zu Tage liegen, sind Mathilde und Leonce schon vereinigt, und zu dem

unnatürlichsten Paare verbunden, das Wirklichkeit und Roman jemals aufweisen kann. Um dies Paar gruppiren sich einige andere eben so abscheuliche Ehen und eben so unglückliche Liebesgeschichten, um dem Hauptgedanken das rechte Relief zu geben: Henri von Lebensei, dessen Gestalt ein idealisirtes Portrait von Constant ist, kann mit seiner Geliebten nicht vor ihrer Scheidung von einem Manne vereinigt werden, mit dem sie nach ihren eigenen Worten nicht zusammenleben könnte, ohne allem Gutem und Edlen in ihrer Seele Valet zu sagen, und Herr von Serbellane steht in einem eben so hoffnungslosen Verhältnisse zu Therese d'Ervins, wie Delphine zum Gemahl Mathildens.

Als ein so reines und aufopferndes Wesen ist Delphine geschildert, daß sie den Gedanken an die Möglichkeit einer Verbindung mit Leonce, welche nothwendiger Weise eine Schädigung des Glückes seiner Gattin involviren würde, mit einer Energie zurückweist, die nicht einmal dulden will, daß er je nur bei diesem Gedanken verweile. Im Gegentheil, sie beschwichtigt ihn, sie verweist ihn an eine tiefere Moral und Religion, als diejenige, in welcher er als ein Kind des kürzlich abgelaufenen achtzehnten Jahrhunderts lebt: „Leonce! ich glaubte nicht, bei Ihnen eine solche Gleichgültigkeit für die religiösen Ideen zu finden; ich wage Ihnen Vorwürfe darüber zu machen. Ihre Moral ist nur auf der Ehre begründet; Sie würden viel glücklicher gewesen sein, wenn Sie die einfachen und wahren Principien angenommen hätten, welche unsere Handlungen unserm Gewissen unterwerfen und uns von jedem anderen Joche befreien. Sie wissen es, die Erziehung, welche ich genossen, hat weit entfernt davon, meinen Geist zu knechten, ihn eher allzu unabhängig gemacht. Es ist möglich, daß sogar abergläubische Vorstellungen besser mit der Bestimmung des Weibes überein stimmen, als Geistesfreiheit; die schwachen und schwankenden Geschöpfe bedürfen nach allen Richtungen der Stützen und die Liebe ist eine Art Leichtgläubigkeit, welche vielleicht geneigt ist, sich mit allen anderen Arten von Leichtgläubigkeit und Aberglauben zu verbinden; aber der edle Beschützer meiner Jugend hatte Achtung genug vor meinem Charakter, um meine Vernunft entwickeln zu wollen, und nie hat er von mir verlangt, daß

ich eine Ansicht annehmen solle, ohne von derselben durchdrungen zu sein, oder sie mir meiner Vernunft zu eigen gemacht zu haben. Ich kann also über die Religion, welche ich liebe, mit Ihnen wie über jeden anderen Gegenstand reden, den mein Herz und mein Verstand frei geprüft haben, und Sie können Das, was ich Ihnen sagen will, nicht aufgedrungenen Gewohnheiten oder den unreflektirten Einflüssen der Kindheit zuschreiben . . . Verstocken Sie sich darum nicht, Leonce, dem Troste, welchen die natürliche Religion uns gewährt." Hören wir nicht den Nachklang Rousseau's, die Reaktion gegen Voltaire in diesen Worten, welche die Tochter Necker's ihrem anderen Ich in den Mund legt?

Aber die Handlung entwickelt sich, und bald läßt die naturwidrige Verbindung sich nicht mehr aufrecht erhalten, das naturwidrige Unglück sich nicht mehr ertragen. Henri von Lebensei schreibt jenen, die Scheidung anrathenden Brief, welcher dem Romane so unheilvoll ward, und welcher wie eine Brandfackel mitten ins klerikale Lager fiel. Er spricht zu Delphine: „Der, welchen Sie lieben, ist Ihrer immer noch würdig, Madame; allein weder sein noch Ihr Gefühl vermag Etwas wider die Lage, in welche ein unseliges Schicksal Sie Beide versetzt hat. Es bleibt nur ein Mittel übrig, um ihren Ruf wieder herzustellen und das Glück wieder zu gewinnen. Sammeln Sie all' Ihre Kräfte, um mich anzuhören. Leonce ist nicht unwiderruflich an Mathilden geknüpft. Leonce kann noch ihr Gatte werden; die Ehescheidung wird innerhalb eines Monats von der konstituirenden Versammlung zum Gesetz erhoben werden." Man erinnere sich, daß der Roman zu einer Zeit erschien, als die katholische Ehe in Frankreich wieder eingeführt wurde. Ich führe noch einige Stellen seines Briefes an: „Die, welche die Scheidung verdammen, behaupten, ihre Anschauungsweise sei am sittlichsten; wäre dem so, dann müßten die wahren Philosophen sie annehmen; denn der erste Zweck des Gedankens ist, uns unsere Pflichten in ihrem ganzen Umfang erkennen zu lehren; aber ich will gemeinschaftlich mit Ihnen untersuchen, ob die Grundsätze, welche mich dahin führen, der Scheidung beizupflichten, nicht mehr der Natur des Menschen und mit den

menschenfreundlichen Absichten, die wir der Gottheit zuschreiben müssen, übereinstimmen. Die Unauflöslichkeit disharmonischer Ehen macht das Leben zu einer Reihe hoffnungsloser Leiden. Man sagt freilich, es gelte hier nur jugendliche Neigungen nieder zu kämpfen; aber man vergißt, daß die niedergekämpften Neigungen der Jugend der ewige Kummer des Alters werden. Ich leugne nicht all' die Mißhelligkeiten, welche mit einer Scheidung verbunden sind, oder vielmehr all' die Unvollkommenheiten der menschlichen Natur, welche die Scheidung nothwendig machen; aber inmitten einer civilisirten Gesellschaft, welche Nichts gegen Konvenienz-Ehen oder gegen Ehen einwendet, die in einem Alter geschlossen werden, wo man unmöglich die Zukunft voraussehen kann, — einer Gesellschaft, deren Gesetze weder die Eltern strafen können, die ihre Autorität mißbrauchen, noch die Gatten, die sich schlecht gegen einander betragen, — in einer solchen Gesellschaft ist das Gesetz, indem es die Scheidung untersagt, nur hart gegen die Opfer, deren Fesseln es fester schnürt, ohne doch auf die Umstände einwirken zu können, welche dieselben leicht oder schwer erträglich machen. Es scheint zu sagen: Ich kann euer Glück nicht sichern, aber ich will wenigstens die Dauer eures Unglücks garantiren."

In so beredten Ausdrücken formulirt dieser Roman, was man damals und in späterer Zeit Frau von Staël's Angriff auf die Ehe genannt hat. In Wirklichkeit ist er, wie man sehen wird, nur ein Angriff auf die bindende und zermalmende Macht, welche die Gesellschaft, die ja seit Anbeginn von der Geistlichkeit zu einer Zeit civilisirt wurde, als alle geistige Macht Kirchenmacht war, den ersten Gefühlseindrücken der Jugend in den katholischen Ländern durch die Gesetzgebung, in den protestantischen Ländern durch die öffentliche Meinung gegeben hat, deren strenge Justiz hier dieselbe Rolle spielt, wie dort die Ehegesetze. Der Protest geht davon aus, daß die Ehe nur dann, wofür man sie ausgiebt, ein sittliches Ideal ist, wenn die zwei Menschen, welche in einem bestimmten Augenblicke ihres Lebens einander Treue und ununterbrochenes Zusammenleben für den Rest ihrer Tage geloben, wirklich einander kennen und lieben, und er nimmt Rücksicht auf die ungeheure

Schwierigkeit, die es dem Menschen verursacht, sich selbst und einen anderen Menschen von Grund aus kennen zu lernen. Wenn eine Ehe das gegenseitige Verständniß zur Grundlage haben muß, so existirt sie ja in Wirklichkeit nicht, wenn dieses fehlt. Soll nicht jedes Verhältniß ein Sinnbild für ein Lebendiges sein, nicht ein Grabmal über einem Todten? Läßt sich ein ganzes Leben bald auf einem Rausche, bald auf einem durch die Angst erpreßten Ja erbauen? In allen Fällen, wo die Ehe keine bessere Grundlage hat ist ihre Heiligkeit chimärisch und beruht darauf, daß man ein Ideal für eine Wirklichkeit ausgiebt.

Delphine läßt sich indeß nicht überreden; der Losung des Buches getreu, daß ein Weib sich der öffentlichen Meinung unterwerfen müsse, beschließt sie sogar, ein, abgesehen von Leonce's Ehe, entscheidendes Hinderniß zwischen sich und ihn zu legen. Als seine Frau stirbt, hat sie den Schleier genommen. Derselbe Kampf wider ein als heilig betrachtetes Gelübde kehrt also jetzt abermals wieder, nur in einer anderen Gestalt. Wieder ist es diesmal Henri, welcher der Opposition das Wort redet, aber jetzt zu Leonce: „Sind Sie im Stande, einen muthigen, heilsamen, energischen Rath zu hören, einen Rath, welcher Sie aus dem Abgrunde des Elends retten kann? Vermöchten Sie einen Entschluß zu fassen, der zweifelsohne Alles verletzt, was Sie bis jetzt in ihrem Leben geschont haben, die öffentliche Meinung und das Herkommen, der aber mit Sittlichkeit, Vernunft und Menschlichkeit übereinstimmt? Ich bin geborener Protestant, ich bin, — das räume ich ein — nicht in Ehrfurcht vor den wahnwitzigen und barbarischen Institutionen erzogen worden, die von so vielen schuldlosen Geschöpfen die Aufopferung aller natürlichen Neigungen fordern; aber muß man weniger Vertrauen zu meinem Urtheile haben, weil keine Voreingenommenheit dasselbe beeinflußt? Der stolze, der edle Mann darf nur der universellen Moral gehorchen. Was bedeuten diese Pflichten, welche ihren Ursprung in zufälligen Umständen haben, welche von den Launen der Gesetze oder von dem Willen der Priester abhängen, und welche das Gewissen eines Menschen dem Urtheile anderer Menschen, die schon lange unter dem Joche gemeinsamer Vorurtheile und namentlich gemeinsamer Interessen

einhergegangen sind? Frankreichs Gesetze lösen Delphine von dem Gelübde, das unselige Umstände ihr abgedrungen haben; kommen Sie und leben Sie mit ihr auf der väterlichen Erde! Was trennt euch? Ein Gelübde, das sie Gott geleistet? Glauben Sie mir, das höchste Wesen kennt zu gut unsere Natur, um jemals unwiderrufliche Verpflichtungen annehmen zu wollen. Vielleicht ist Etwas in Ihrem Herzen, das sich dagegen sträubt, die französischen Gesetze zu benutzen, Gesetze, die aus einer Revolution hervorgegangen sind, welche Sie nicht lieben? Mein Freund, diese Revolution, welche leider manche Gewaltthat befleckte, wird von der Nachwelt wegen der Freiheit geschätzt werden, die sie Frankreich geschenkt hat; wenn auf dieselbe nur verschiedene Formen der Knechtschaft folgen sollten, dann würde die Herrschaftszeit dieser Formen die schmachvollste Periode in der Weltgeschichte bilden; aber wenn Freiheit aus derselben hervorgeht, dann sind Glück, Ehre, Tugend, Alles, was edel ist im Menschengeschlechte, so innig mit der Freiheit verknüpft, daß die künftigen Jahrhunderte die Ereignisse, welche zum neuen Zeitalter der Freiheit hinführten, stets ohne Strenge beurtheilen werden."

So weit kämpft das Buch wider bestimmte Institutionen. Auf jeder Seite kämpft es außerdem wider das ganze weitverzweigte Gewebe herkömmlicher und fester Meinungen, Vorurtheile, mit denen die meisten Menschen vom Kopf bis zu den Füßen gepanzert sind, Anschauungen, die nicht angetastet werden dürfen, weil sie innerhalb des Umfanges von so und so vielen Quadratmeilen für heilig gelten. In seiner frühesten Jugend findet in der modernen Gesellschaft jeder Einzelne gleichsam ein höchst komplicirtes Kostüm von Vorurtheilen vor, das er anlegen soll. „Wie?" fragt er, „ist es nöthig, daß ich diesen zerlöcherten Mantel umhänge? kann ich mir nicht das alte Lumpengewand ersparen? ist es unvermeidlich, daß ich mir das Gesicht schwärzen oder diese fromme Schafsmaske tragen soll? — Muß ich mich verpflichten, zu glauben, daß Polichinell keinen Buckel hat, muß ich Pierrot für hochehrwürdig und Harlekin für einen ernsten Mann halten? Darf ich absolut keinem von ihnen ins Gesicht blicken und in seine Hand schreiben: „Ich kenne Dich,

schöne Maske!"? Giebt es gar keine Gnade? Es giebt keine Gnade, wenn Du nicht von Polichinell geprügelt, von Pierrot mit Fußtritten regalirt werden und Harlekin's Pritsche fühlen willst.

Nehmen wir ein einzelnes Vorurtheil, dasjenige, welches in allen Ländern ohne Ausnahme es dem Individuum zum Verbrechen macht, seiner Nation den Inbegriff von Tugenden abzusprechen, den sie, wie so und so viele kanonisirte Polichinelle ihr tagtäglich zu eigenem Nutzen vorschwatzen, besitzen soll. Solche Vorurtheile vermag ein einzelnes Individuum schwer zu überwinden. Mit solchen Vorurtheilen nahm Frau von Staël den Kampf auf.

Es giebt eine einzige große Idee, die am gefährlichsten von allen für die despotische Macht ist, welche die festgewurzelten Anschauungen und Gebräuche jeder einzelnen Gesellschaft ausüben. Es ist nicht die Idee des Logischen. Denn obschon man glauben sollte, daß die Logik, wenn man sie in das ganze Magazin von Vorurtheilen herein ließe, die zu einer bestimmten Zeit ein bestimmtes Land regieren, unter ihnen eine eben so große Verwüstung anrichten müßte, wie ein Stier in einem Glaswaarenladen, so wirkt die absolute Logik doch ganz und gar nicht auf die Mehrzahl der Menschen. Nein, mehr als alles Andere weckt und verblüfft es die Menge, wenn man im Stande ist, Dasjenige, was ihr absolut schien, relativ für sie zu machen, d. h. ihr nachzuweisen, daß das Ideal, welches sie von Allen anerkannt wähnt, nur von so und so vielen gleichgestimmten Gemüthern als Ideal betrachtet wird, während andere Völker oder Volksstämme einen ganz verschiedenen Begriff von dem Schicklichen und Schönen haben, daß ferner die Kunst und Poesie, welche ihr mißfällt, bei ganzen Racen für die vorzüglichste gilt, während ihre eigene, welche sie für die erste der Welt hält, von allen anderen Volksstämmen sehr niedrig gestellt wird, und daß es endlich Nichts frommt, zu wähnen, daß alle anderen Völker in ihrem Urtheil irrten, da eben alle anderen Völker, jedes für sich, wähnen, daß alle übrigen in ihrem Urtheil irren. Sollte ich daher das Verdienst der Frau von Staël um die französische Gesellschaft, um ihre und damit zugleich um Europas Kultur und Litteratur, mit

einem einzigen Worte bezeichnen, so würde ich mich so ausdrücken: sie machte, zumal in ihren beiden Hauptwerken „Corinna" und „Ueber Deutschland", Frankreichs, Englands, Deutschlands und Italiens humane und litterarische Anschauungen und Auffassungsweisen relativ für die Bewohner der verschiedenen Länder.

Man gestatte mir, wieder durch ein Beispiel zu verdeutlichen, was ich hiermit meine. Man findet z. B. bei einer Nation eine Gruppe verschiedener Ideale, Pflichten und Tugenden, welche alle von dieser Nation als absolut gültig betrachtet werden. Sieht man jedoch genauer zu, so ist man im Stande, alles dies auf eine einzige Grundanschauung zurück zu führen, und ihren rein lokalen Ursprung nachzuweisen. Bleiben wir zum Exempel bei der dänischen Nation stehen, so finden wir dort ein Ideal des Wohlbefindens vor, das an den Begriff „Heimstätte" gebunden ist, ein echt nordisch-germanischer Begriff, dessen englische Benennung „home" als Bezeichnungswort in die romanischen Sprachen übergegangen ist, welche selbst kein entsprechendes Wort dafür besitzen. Der Heimstätte entspricht der Begriff „Behaglichkeit", ein unübersetzbares Wort, das seinen Ursprung in der Freude darüber hat, geschützt und traulich innerhalb seiner vier Wände sitzen zu können. Der Entstehungsgrund dieses Ideals ist leicht genug zu entdecken; eine Nation, welche unter rauhen klimatischen Verhältnissen in einer kalten und stürmischen Natur lebt, findet dieselbe Freude daran, warm am Herde zu sitzen, während Regen und Schnee an die wohlgeschlossenen Fensterscheiben schlagen, welche eine südeuropäische oder orientalische Race an dem Gedanken findet unter offenem Himmel, d. h. unter dem hehren und prächtigen Sternenhimmel zu schlafen und die kühle Nacht unter Tanz, Spiel und Gesang im Freien zu verbringen. Für Den, welcher in der kalten Natur lebt, knüpft die Vorstellung des Hauses sich schneckenhaft an die Vorstellung vom Menschen. Das schwedische Wort „Varelse", welches „ein Wesen" (oder Anwesen) bedeutet, ist dasselbe wie das dänische „Värelse", das die Stätte bezeichnet, wo man sich aufhält. Man kann sich das Wesen nicht ohne seinen Aufenthaltsort denken. So bedeutet das deutsche Wort

„Frauenzimmer" dem Wortlaute nach nicht ein weibliches Wesen, sondern das Gemach, welches demselben als Wohnstätte dient, und der Ausdruck „ein Wesen" bezeichnet auch hier das Besitzthum und die häusliche Einrichtung eines Menschen.

Aber jetzt tritt die interessante Erscheinung hervor, daß eine Nation sich nicht damit begnügt, solchergestalt ihr Ideal von menschlichem Dasein, Wohlbefinden und Glück als ein rein lokales zu bilden, sondern hieraus einen ganzen großen Inbegriff von Pflichten und Tugenden ableitet, welche sie als allgemeingültig betrachtet, sie hält sich selbst für die erste Nation, weil sie diese Pflichten erfüllt und diese Tugenden besitzt — was natürlich genug ist, da sie von ihren besonderen Eigenthümlichkeiten abgeleitet sind, — und sie tadelt außerdem alle Nationen, bei welchen sie fehlen. Die Heimstätte hält z. B. die Familie zusammen, folglich preist die Nation, welche eine solche „Heimstätte" besitzt, das Familienleben vor Allem, und tadelt die Bewohner südlicher Länder, weil das Familienleben bei ihnen nicht dieselbe Rolle spielt, das Wort „häuslich" bezeichnet bei ihr die höchste Tugend und die strengste Pflicht des Weibes, und diese Race will sich am allerwenigsten sagen lassen, daß all' diese ihre großen Ideale, Heimstätte, Behaglichkeit, Häuslichkeit, Familienleben — sich aus einer einfachen klimatischen Nothwendigkeit herleiten lassen, aus der Nothwendigkeit, sich gegen ein unfreundliches Klima zu wehren. In der vollen Pracht des Sonnenlichtes erweisen sich all' jene schönen Ideale, Pflichten und Tugenden — nicht als unwahr, aber als relativ.

Man wird jetzt verstehen, was ich damit meine, daß Frau von Staël die Vorurtheile der verschiedenen Nationen relativ für dieselben machte.

XIV.

Frau von Staël und Voltaire.

Frau von Staël war wie geschaffen für ihre geschichtliche Sendung. Sie besaß den höchsten Grad von Lebendigkeit. Man kann im Allgemeinen die reformatorischen Geister in zwei Klassen eintheilen. Zur ersten gehört diejenige Art von Ent-

deckern oder Erfindern, welche ein einzelnes bedeutendes Werk hervorbringen und es sich dann ruhig selbst überlassen, bis es, vielleicht erst nach ihrem Tode, verstanden und anerkannt wird. Zur anderen Klasse gehören die Geister, denen das Vermögen inne wohnt, zu elektrisiren, deren mündliche Begabung noch größer als ihre schriftliche ist, deren Worte sich wie Lichtströme über Das ergießen, wovon sie reden, und die nicht blos Eindruck auf Andere, sondern die Andere produktiv machen. Männer wie Henrik Steffens und Orla Lehmann gehören zu dieser Klasse. Diejenigen, welche Frau von Staël gekannt haben, haben immer dem Bewunderer ihrer Schriften erklärt: „Ihre Schriften sind Nichts, Sie hätten sie reden hören sollen." Ihre Stärke bestand in der Konversation; in diesem Punkte wenigstens war sie echt französisch. Einer ihrer Kritiker endet mit den Worten: „Wenn man sie hört, ist es unmöglich, ihr nicht beizupflichten; hätte sie Dies gesagt und nicht geschrieben, so hätte ich sie nie kritisiren können," und eine große Dame, Madame de Tessé, sagt von ihr: „Wenn ich Königin wäre, würde ich Frau von Staël befehlen, immer zu mir zu reden."*)

Und an die Fähigkeit, zu elektrisiren, knüpft sich ihre zweite große Fähigkeit, nämlich die, zu beherrschen. Sie war eine Herrschernatur. Nicht ohne Grund wurde sie Bonaparte's Rivalin. Gerade wie er, erweiterte sie unablässig ihr Reich durch eine stets zunehmende Mannigfaltigkeit hoher Ideen, gesunder und tiefer Gefühle und beneidenswerther Freundschaftsverbindungen. In Coppet hielt sie förmlich Hof. Von allen Ländern her versammelte sich eine Schaar auserlesener Geister um sie. Dort konnte man, wenn man Glück hatte, zu gleicher Zeit Constant treffen, den sie „le premier esprit du monde" nennt, A. W. Schlegel, den berühmten Stifter der romantischen Schule in Deutschland, den bekannten Geschichtschreiber Sismondi, dessen schriftstellerische Thätigkeit von denselben Ideen getragen ist, für welche die romantische Schule in Frankreich später kämpfte, den deutschen Dichter Zacharias Werner, den Erfinder der Schicksalstragödie, den dänischen Dichter Adam

*) Sainte-Beuve: Madame de Staël.

Oehlenschläger, kurz gesagt, die ersten Männer des Zeitalters. Jeder wallfahrtete nach Coppet, wie man ein halbes Jahrhundert vorher nach dem benachbarten Ferney gewallfahrtet war. Denn hier hatte ja Voltaire, eben so wie Frau von Staël verbannt, außerhalb der französischen Grenze, aber so nahe dieser Grenze wie möglich wohnhaft, in seiner letzten Lebensperiode ganz Europa um sich versammelt. Es hat etwas Verlockendes für die Phantasie, die Wirksamkeit, welche von dem Patriarchen in Ferney ausstrahlte, mit derjenigen zu vergleichen, welche sich von Coppet's junger und geistvoller Herrscherin über Frankreich und die übrige Welt ergoß. Die Zeit in Ferney war in jeder Beziehung die glänzendste Periode in Voltaire's Leben, von Ferney aus vollbrachte er als Apostel und Fürsprecher der Freiheit, Gerechtigkeit und Toleranz so große Thaten, wie sie noch nie zuvor ein Privatmann vollbracht hatte, dessen einzige Waffe die Feder war. Hier verwandte er drei Jahre seines Lebens auf den Prozeß zur Ehrenrettung des Jean Calas; hier nahm er die eben so schuldlos zum Tode verurtheilte Familie Sirven und ein anderes Opfer pfäffischer Verfolgungssucht, den jungen d'Etallonde, bei sich auf und verhalf ihnen zu ihrem Rechte; hier entriß er durch sein Einschreiten die Frau Montbailli dem gewissen Feuertode und erzwang die Revision der Proceßakten in Sachen des an dem General Lally verübten Justizmordes.*) Und in derselben Periode, wo sich Voltaire so aufopferungsvoll des Lebens der unschuldig Angeklagten und der Ehre der Todten annahm, fand er noch Zeit, von Ferney aus leidenschaftlich für die Aufhebung der Leibeigenschaft in Frankreich zu wirken, fand Zeit, die elternlose Nichte Corneille's, welche er zu sich ins Haus nahm, zu erziehen und ihr ein reiches Heirathsgut zu verschaffen, Zeit, Ferney aus einem elenden Flecken in eine thätige und wohlhabende Stadt zu verwandeln, welcher das Wohlwollen der fremden Monarchen auf seine Empfehlung zu ungeahnter Blüthe verhalf, und Zeit, seine Abhandlung über den Geist und die Sitten der Völker, seinen Bibel-Kommentar

*) Vgl. H. Hettner's Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, Bd. II., S. 157 ff.

seine Geschichte der Einführung des Christenthums, sein philosophisches Wörterbuch und all' jene anderen Hauptwerke zu schreiben, in welchen er das eine Ziel verfolgte, die christliche Dogmatik zu untergraben, die ihm als die Wurzel alles Aberglaubens, aller Macht der Geistlichkeit und aller Nichtswürdigkeiten erschien, welche dieselbe im Gefolge hatte. In Ferney war es auch, wo er die Kirche mit der berühmten Inschrift erbaute: „Deo erexit Voltaire.“ Dabei vernachlässigte er nicht das Gesellschaftsleben. Er ließ in Ferney ein Haustheater aufführen und ließ die ersten Schauspieler zu sich kommen. Alles, was Europa an Geist und Tüchtigkeit besaß, drängte sich zu ihm hin.

So ruhmvoll glänzt der Name Ferney in der Geschichte! Der Ruf welcher von Coppet ausgeht, kann sich freilich damit nicht messen, hat aber doch nicht minder seine Größe und Schönheit. Auch diesmal waren es Gerechtigkeit, Wahrheit und eine Freiheitsliebe der edelsten Art, welche vom Exile herkamen. Während dieses ganzen Jahrhunderts hat ja jedes der drei großen Hauptländer seinen größten Schriftsteller in die Verbannung geschickt. Schweifte nicht Byron heimathslos in Europa umher? Starb nicht Heinrich Heine in Paris? Verbrachte Victor Hugo nicht zwanzig Jahre auf Jersey? Die Macht des Genius wächst unter der Verfolgung.

Frau von Staël hatte ihr Theil davon zu tragen. Auch sie lernte die Verlassenheit kennen, welche das Loos Derer wird, welche sich zur Opposition halten. Ich habe bereits erwähnt, wie schon in Paris eines Tages, als sie eine Mittagsgesellschaft bei sich erwartete, nachdem Morgens Constant die Regierung angegriffen hatte, eine Absage nach der andern einlief, bis sie mit all' ihrem Essen allein saß. Und wie verlassen war sie nicht später in der Verbannung, welche politische Größe wagte sie zu besuchen? Jeder hatte eine Abhaltung, bald durch Geschäfte, bald durch Krankheit. „Ach“, sagte sie einmal, „wie müde bin ich all dieser Feigheit, die sich als Brustkrankheit vermummt!“ Talleyrand, dessen Name in den Tagen ihrer Macht durch ihre Fürsprache von der Liste der Emigranten getilgt worden war, bewies sich zu undankbar, als daß er einen

Finger hätte rühren mögen, um ihr zu einer Zeit, wo sie vor Heimweh ganz in Verzweiflung war, die Erlaubniß zur Rückkehr nach Paris zu erwirken. Sie haßte ihn nicht, sie haßte Niemand, sie verzieh Allen, aber sie hat ein wahres und treffendes Bild von ihm geliefert, indem sie seinen Charakter als den der Frau von Vernon in „Delphine“ schilderte. Ihre tiefe Melancholie macht sich Luft am Schlusse eines ihrer Briefe an ihn: „Leben Sie wohl! Sind Sie glücklich? Dringen Sie mit einem so überlegenen Geiste nicht zuweilen bis zum Grunde von Allem, d. h. zum Unglück hinab?“ Unter dem Unglück brach ihr Stoicismus zusammen: ein Klageton entschlüpft ihr über das Schicksal, verleumdet und verfolgt zu sein, sie wünscht zu sterben.

„Von allen Fähigkeiten, die ich von der Natur empfing,“ läßt sie Corinna sagen, „ist die Fähigkeit, zu leiden, die einzige, von welcher ich vollen Gebrauch gemacht habe.“ Und es ist die Schwermuth des Exiles, mit welcher ihre Lebhaftigkeit beständig im Kampfe liegt. Auf ihrem Todtenbette sagte sie: „Ich bin immer die Selbe gewesen, lebhaft und schwermüthig, ich habe Gott, meinen Vater und die Freiheit geliebt.“

Denn mit der Freiheitsliebe eines andern Zeitalters ist sie freiheitsliebend wie Voltaire. Indem sie wider ihn reagirt, setzt sie sein Werk fort. Ihre erste Schrift: „Die Litteratur, in ihrem Verhältnisse zur Gesellschaft betrachtet“, welche im Jahre 1800 erschien, hat den Grundgedanken, daß die soziale Freiheit nothwendiger Weise zu einer litterarischen Reform führen müsse, und daß es eine Absurdität sein würde, wenn die Gesellschaft, in welcher die politische Freiheit erobert worden, eine von Regeln gefesselte Litteratur besitzen sollte. „Möchten wir,“ ruft sie im glühenden Eifer ihrer Jugend aus, „ein philosophisches System, eine Begeisterung für das Gute, eine kräftige und redliche Gesetzgebung finden, die für uns sein könnte, was die christliche Religion für die Vergangenheit war!“ Eifersüchtig auf ihren beginnenden Ruhm, aufmerksam als Ritter des Glaubens, war Chateaubriand sofort auf seinem Posten, und zeigte ihr Buch an. Die anderen Kritiker hatten ihre Melancholie verspottet und unter Anderm sie mit den Griechen zu schlagen versucht, die ja nicht melancholisch gewesen. Chateaubriand be-

nutzte die Gelegenheit, eine Schlacht für die positive Religion zu schlagen. „Frau von Staël," sagt er, „schreibt der Philosophie zu, was ich der Religion zuschreibe." Und sich an sie selbst wendend, fährt er fort: „Ihr Talent ist nur halb entwickelt, die Philosophie erstickt dasselbe. Sie scheinen nicht glücklich zu sein; aber wie sollte die Philosophie die Schwermuth Ihrer Seele zu heilen im Stande sein? Kann man eine Wüste fruchtbar machen mit einer anderen Wüste?" Und er erschöpft sich in ähnlichen albernen Floskeln, welche früh genug jene Furcht, durch Frau von Staël überstrahlt zu werden, verrathen, die ihn mit gutem Grunde niemals verließ.

„Delphine" erschien, die Opposition ward stärker. Der bekannteste Kritiker der Zeit schrieb: „Nichts ist gefährlicher und unmoralischer, als die Grundsätze, welche in diesem Werke entwickelt werden Die Anschauungen, in welchen sie erzogen ward, und die protestantische Lehre ihrer Familie vergessend, verachtet Necker's Tochter die Offenbarung und hat in diesem sehr schlechten Buche, das mit viel Geist und Talent abgefaßt ist, eine lange Vertheidigung der Ehescheidung geschrieben. Delphine spricht von der Liebe wie eine Bacchantin, von Gott wie ein Quäker, von dem Tode wie ein Grenadier, und von der Moral wie ein Sophist." — Groß klingende Worte, aber dieselben groß klingenden Worte, welche die Zukunft beständig von der zahnlosen Vergangenheit hören muß, deren schweres Geschütz stets bis zur Mündung mit dem nassen Pulver der Orthodoxie und den Papierkugeln der Bornirtheit geladen ist! Sie tödten nicht das Werk, können aber leicht dem Verfasser den Garaus machen. 1803 wurde Frau von Staël gezwungen, Paris zu verlassen. Sie ging zuerst nach Deutschland, dann nach Italien. Darauf ließ sie sich in der Schweiz nieder, sie, das Pariser Kind, das, als sie zum ersten Male den Genfersee erblickte, ausrief: „O, wie viel schöner war nicht der Rinnstein in der Rue du Bac!"

Zuerst erschien jetzt in Frankreich ein Dekret betreffs der Preßfreiheit, welches bestimmte, daß kein Werk gedruckt werden dürfe, ohne von der Censur geprüft zu sein; aber hierauf folgte mit besonderer Rücksicht auf Frau von Staël ein zweites Dekret, welches

verfügte, daß, wenn die Censoren die Veröffentlichung eines Werkes gestattet hätten, der Polizeiminister dasselbe ganz und gar unterdrücken könne, falls er Solches für gut befinde, ein Gesetz, das geradezu alles Gesetz aufhebt. Als das Buch „Ueber Deutschland" gedruckt werden sollte, erhielt Frau von Staël Erlaubniß, sich Paris in einem Umkreise von vierzig Lieues zu nähern, um die Herausgabe zu überwachen. Sie flatterte um ihr geliebtes Paris in der vorgeschriebenen Entfernung herum, wie eine Motte um das Licht flattert. Ein Mal wagte sie sich mit Lebensgefahr sogar hinein. Sie wollte vielleicht den theuern Rinnstein wiedersehen. Inzwischen durchlasen die Censoren das Werk, korrigirten und strichen, und ertheilten dem verstümmelten Buche ihr Imprimatur. Zehntausend Exemplare wurden gedruckt. Allein in dem Augenblicke, als das Werk erscheinen sollte, sandte der Polizeiminister seine Gensdarmen in das Buchhändlermagazin, nachdem er Schildwachen an jeden Ausgang postirt hatte, und vollbrachte auf Napoleon's Befehl die Heldenthat, die zehntausend Exemplare zerhacken zu lassen, worauf man die Masse zu einem Teig einstampfte und dem Buchhändler zwanzig Louisd'or als Entschädigung gab. Gleichzeitig erhielt Frau von Staël die Weisung, ihr Manuskript, d. h. die Studien und Hoffnungen von sechs vollen Jahren, auszuliefern und Frankreich binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen. In dem Briefe, welchen ihr der Polizeiminister bei diesem Anlasse übersandte, heißt es: „Sie dürfen die Ursache des Befehls, den ich Ihnen mitgetheilt, nicht in dem Schweigen suchen, das Sie hinsichtlich des Kaisers in Ihrem letzten Werke beobachtet haben, das würde ein Irrthum sein; er konnte keinen Platz darin finden, der seiner würdig wäre. Allein Ihre Verbannung ist eine natürliche Folge der Richtung, welche Sie beständig in den letzten Jahren eingeschlogen haben. Es hat mich bedünkt, als gefiele Ihnen nicht die Luft dieses Landes, und wir sind, gottlob! noch nicht darauf reducirt, unsere Vorbilder bei den Völkerstämmen suchen zu müssen, welche Sie bewundern. Ihr letztes Werk ist nicht französisch."

Da haben wir das Wort das ihr zum Verderben wird, „nicht französisch". Es ist dies Werk, das Buch „Ueber

Deutschland", von welchem die ganze neue Epoche der französischen Litteratur datirt werden kann, dies Werk, das zum ersten Male grundsätzlich und nicht blos gelegentlich mit der veralteten Tradition in der französischen Litteratur bricht und an jedem Punkte neue Lebensquellen erschließt, dies Werk ist es, das der geistige Polizeidiener des Landes „nicht französisch" zu nennen sich erdreistet. Und fühlt man die Ironie? „Die Luft dieses Landes scheint Ihnen nicht zu behagen", also müssen Sie fort. Das heißt: Weil Du gewagt hast, die Freiheit mehr als die Despotie zu lieben, selbst wenn der Despot ein Weltbeherrscher ist, weil Du Dich erfrecht hast, zu einer Zeit, wo Alles Unterdrückung war, in „Corinna" die souveraine Unabhängigkeit des Genies zu schildern, und, von Paris verbannt, Dein Ideal auf dem Kapitol krönen ließest, weil Du endlich, Du, ein schwaches Geschöpf, ein Weib, den tollkühnen Muth besessen hast, zu einer Zeit, wo Frankreichs Name die ganze Welt erfüllt, wo seine Adler im Glorienschein von tausend Siegen schimmern und die Nationen gefesselt zu seinen Füßen liegen, zu einer Zeit, wo die französische Nationaleitelkeit bis zum Wahnwitze berauscht ist, diesem Volke ins Gesicht zu erklären, daß sein geistiges Leben verdorrt, daß seine Poesie schlecht und seine Philosophie welk ist, weil Du aus glühender Liebe zu Deinem Vaterlande, aus brennendem Eifer, es aus seiner geistigen Erniedrigung zu erheben, ihm das tief verachtete Deutschland als ein Land zeigst, dessen Poesie seine eigene weit überstrahlt, das verhaßte England, Napoleon's „treuloses Albion", als ein Land, das eine ganz anders gesunde und echte Liebe zur Freiheit als Frankreich besitzt, und das sterbende Italien, die unterworfene französische Provinz, als ein Land, dessen Natürlichkeit in den Sitten und dessen gewaltige Ueberlegenheit in der Kunst Muster sind, welche der Entwicklung neuere und edlere Ziele stellen, als die, welche eine alberne Selbstvergötterung und geistige Trägheit sich stellt, deshalb sollst Du als unnational gestempelt, die Kokarde Deines Vaterlandes soll Dir von der Stirn gerissen, Deine Bücher sollen vernichtet, Deine Manuskripte sogar verbrannt und Du selbst mit einer Meute von Angebern und Spionen auf Deinen Fersen wie ein wildes

Thier über die Grenze gejagt werden und binnen vierundzwanzig Stunden uns aus den Augen sein."

Sie entfloh. Sie begab sich nach ihrem Gute bei Genf, aber man glaube nur nicht, daß sie hier frei war. Der Präfekt von Genf bedeutete ihr, daß es ihr verboten sei, sich weiter als in dem Umkreise von vier Lieues von Genf zu entfernen. Und so gut wurde sie bewacht, daß sie, als sie einmal die Ordre vergaß, augenblicklich von Gensdarmen eingeholt und zurück geführt wurde. Aber, wenn auch sonst eine Gefangene, in Coppet war sie eine Königin. Oehlenschläger beschreibt in seiner Selbstbiographie seinen Besuch bei Frau von Staël im Jahre 1808. Obschon Oehlenschläger keine rechte Vorstellung von der eigentlichen Seelengröße dieser Frau gehabt zu haben scheint, deren Gast er war, schildert er doch sehr hübsch seinen Aufenthalt und die Person seiner Wirthin. „Wie lebendig, geistreich, witzig und liebenswürdig die Frau von Staël war," schreibt er, „ist der Welt bekannt. Ich wüßte kein Weib, das so viel Genie verrathen hätte. Darum hatte sie auch etwas Männliches in ihrem Wesen, war stark untersetzt und hatte ein markirtes Gesicht. Schön war sie nicht, aber ihr brillantes braunes Auge hatte doch so viel Anziehendes, und das weibliche Talent, Männer zu gewinnen und durch Anmuth und Feinheit die verschiedenartigsten Charaktere zu beherrschen und gesellig zu vereinen, besaß sie in hohem Grade. Ihr Genie und ihr Gesicht, selbst beinahe ihre Stimme, waren männlich; ihre Seele aber war in hohem Grade weiblich, das hat sie in „Delphine" und „Corinna" bewiesen. Rousseau hat nicht feuriger die Liebe geschildert. Wo sie sich zeigte, zog sie, trotz der Anwesenheit schöner und junger Damen, alle Männer von Kopf und Herz in ihren Kreis. Nimmt man nun hinzu, daß sie sehr reich, sehr gastfrei war und alle Tage prächtige Diners gab, so wundert man sich nicht darüber, daß sie wie eine Königin, wie eine Art von Fee in ihrem Zauberschlosse die Männer an sich zog und beherrschte. Man sollte fast glauben, daß sie, um diese Herrschaft anzudeuten, bei Tische immer den kleinen Blätterzweig in der Hand hielt, mit dem sie während des Gesprächs unaufhörlich spielte, und den der Diener täglich neben ihr Kouvert legen mußte, weil er ihr eben so unentbehrlich wie Löffel, Messer und Gabel war."

Man sieht, wie diese kleine Hand sich für das Scepter geschaffen fühlte. Und sie war stolz wie eine Königin. Als nach so langen Jahren der Verfolgung, der Gefangenschaft und Verbannung dienstwillige Geister sich ihr näherten und ihr unter der Hand zu verstehen gaben, daß eine noch so geringe Wandlung ihrer Ansichten oder ihrer Ueberzeugung ihr die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich erwirken würde, und als man ihr in bestimmterer Form rieth: „Schreiben Sie nur, sprechen Sie nur ein paar Worte über den König von Rom, und alle Hauptstädte werden sich Ihnen öffnen," da antwortete sie: „Ich wünsche ihm eine gute Amme."

Und doch war sie damals nahe daran, zu unterliegen. Nicht genug daß sie die Trauer empfand, selbst verbannt oder von so vielen ehemaligen Freunden verrathen zu sein, erlitt sie auch noch die Qual, jeden ihrer wirklichen Freunde, der sie zu besuchen wagte, dafür mit Landesverweisung bestraft und solchermaßen sich selber, gleich einem Orest des Exiles, wie sie sich nennt, Unglück wie eine ansteckende Seuche um sich verbreiten zu sehen. Gewiß darf also die Burgfrau von Coppet eben so edel in ihrer Thätigkeit genannt werden, wie der Philosoph von Ferney; sie war minder glücklich und mächtig in ihren Bestrebungen, aber durch ihr Geschlecht und ihre Leiden fast noch interessanter. Er vermochte mehr für Andere auszurichten, sie hatte ihre liebe Noth, sich selbst zu wehren.

Isolirt und eingesperrt, beschloß sie Alles daran zu setzen, um von Coppet zu entfliehen. Sie wollte nach Amerika reisen, das war aber ohne Paß eine Unmöglichkeit und wie sollte sie zu einem solchen gelangen? Zudem fürchtete sie, auf dem Wege zum Hafen unter dem Vorwande, daß sie nach England zu reisen beabsichtige, worauf Gefängnißstrafe stand, verhaftet zu werden. Und sie war sich recht wohl bewußt, daß, wenn der erste Skandal hierüber verflogen wäre, die Regierung sie ruhig im Gefängniß schmachten lassen könnte, sie würde schnell vollständig vergessen worden sein. Sie malte sich die Möglichkeit aus, durch Rußland nach Schweden gehen zu können, da ganz Norddeutschland in der Gewalt der Franzosen war. Sie hoffte durch Tyrol flüchten zu können, ohne von Oesterreich ausge-

liefert zu werden. Aber ein Paß für Rußland mußte aus St. Petersburg beschafft werden; schrieb sie von Coppet darum, so mußte sie befürchten, dem französischen Gesandten in Rußland denuncirt zu werden; sie mußte deshalb vor allem nach Wien zu entkommen suchen und sich von dort aus einen Paß erwirken. Ein halbes Jahr lang saß sie über die Karte von Europa gebeugt, und studirte dieselbe, um einen Fluchtweg zu finden, mit derselben Leidenschaft, mit der auch Napoleon sie betrachtete, um zu untersuchen, auf welchem Wege sich das Weltkaiserreich erobern und errichten ließe. Als ein letztes Ansuchen um einen Paß nach Amerika nach Verlauf eines Monates abschlägig beschieden ward, obschon das Gesuch das Versprechen enthielt, daß Frau von Staël, wenn es bewilligt würde, sich verpflichten wolle, nirgends das Geringste drucken zu lassen, da beschloß das schwache aber muthige Weib einen entscheidenden Fluchtversuch zu wagen. Eines Tages im Jahre 1812 fuhr sie mit ihrer Tochter ohne einen einzigen Koffer oder Gepäck, mit einem Fächer in der Hand auf einem Wagen aus Coppet fort, kam glücklich nach Wien und schrieb nach St. Petersburg um einen russischen Paß. So ängstlich scheute jedoch die österreichische Regierung sich französischen Ungelegenheiten auszusetzen, daß man sie auf der galizischen Grenze anhielt, und sie durch ganz oesterreichisch Polen von Spionen verfolgen ließ; als sie auf der Reise einen Tag Halt machte, um die fürstlich Lubomirskische Familie zu besuchen, folgte ihr sogar ein österreichischer Polizeiagent in solcher Nähe, daß der Fürst sich gezwungen sah, ihm an seinem Tische einen Platz einzuräumen, und Frau von Staëls Sohn konnte ihn nur durch Drohungen verhindern, sein Nachtquartier in ihrem Schlafgemach aufzuschlagen. Erst als sie die russische Grenze überschritten hatte, athmete sie freier auf. Doch dies Freiheitsgefühl sollte nur von kurzer Dauer sein. Kaum hatte sie Moskau erreicht, als sie das Gerücht von der Annäherung des französischen Heeres aufs neue zur Flucht zwang und in St. Petersburg erst konnte sie sich als außer Gefahr betrachten.

Ein Jahr vor ihrer Abreise aus Coppet war sie eine heimliche Ehe eingegangen; bereits 45 Jahre alt, hatte sie einen

jungen französischen Offizier, Albert de Rocca, geheirathet, der als schwerverwundeter und durch Blutverlust erschöpfter Invalide nach der Schweiz gekommen war. Frau von Staël's Mitgefühl erweckte im Herzen des jungen Kranken eine heftige Liebe und diese führte zur heimlichen Vereinigung. Mit Rocca war Frau von Staël auf der russischen Grenze zusammengetroffen. Sie hegte den Plan, nach Konstantinopel und Griechenland zu gehen, um die rechten Lokalfarben zu einem Gedicht „Richard Löwenherz" zu studiren, das ihr vorschwebte und zu welchem ihr Lord Byron's Auftreten die Idee gegeben zu haben scheint; es sollte, sagte sie, ein „Lara" werden, in welchem derjenige Byron's nicht wiederzuerkennen sein würde. Aber die Furcht, daß ihre junge Tochter und Rocca die Strapazen der Reise nicht aushalten könnten, bewog sie, ihre Zuflucht nach Stockholm zu nehmen. Sie erneuerte dort ihre Freundschaft mit Bernadotte, traf daselbst Schlegel, den Bernadotte geadelt und zu seinem Privatsekretär gemacht hatte. Durch Schlegel machte Carl Johann auch Constant's Bekanntschaft, suchte — übrigens ohne Glück — ihn für seine ehrgeizigen auf den französischen Thron gerichteten Pläne zu gewinnen und ernannte ihn vorläufig zum Ritter des Nordsterns. Frau von Staël war Bernadotte's Charakter gegenüber weniger skeptisch als Constant; sie spricht von ihm stets mit Wärme; ihr gemeinsamer Haß gegen Napoleon war hierbei wohl das vereinende Element. Dieser Haß verstummte jedoch bei ihr von dem Augenblick an, als die verbündeten Heere gegen Frankreich zogen; sie klagt darüber, Napoleon's Glück wünschen zu müssen, aber sie kann seine Sache nicht mehr von der Frankreichs trennen. Charakterfester als Constant wies sie die Annäherungsversuche, welche Napoleon in den 100 Tagen ihr gegenüber machte, von sich. Sie erlebte seinen endlichen Sturz und sah mit Trauer die Bourbonen zurückkehren, welche schlimmere Freiheitsfeinde waren als der Despot, auf den sie folgten. Noch einmal trifft sie Constant im Jahre 1816 in Paris und stirbt dann ein Jahr später.

XV.
Die italienische Poesie und Frau von Staël's Poetik.

Frau von Staël begann wie gesagt, ihre Schriftstellerthätigkeit mit einer Reihe enthusiastischer Briefe über Jean Jacques, die mit demselben Gefühl einer leidenschaftlichen kindlichen Liebe für Rousseau geschrieben waren, das sie ihr Leben lang für ihren Vater hegte. Sie selbst führt hier ihre geistige Abstammung auf denselben großen Mann zurück, dessen Einfluß auf so viele bedeutende Geister wir nachgespürt haben. Bald darauf entwickelt sie in ihrem „Essay sur les fictions" ihre Poetik. Diese Poetik hat folgendes Programm: Keine Mythologie, keine Allegorie, keine phantastische oder übernatürliche Feenwelt, nein, was in der Poesie herrschen soll, ist die reine Natur. Sie scheint hier noch nicht recht im Klaren zu sein über den großen Gegensatz zwischen der Poesie als Psychologie und der Poesie als Phantasie, sowie über die verschiedenartige Auffassung der Poesie bei den verschiedenen Völkerstämmen, — ein Unterschied, welcher ihr später so einleuchtend ward, daß man das Verständnis desselben als einen der wichtigsten Gedanken ihrer Schriftstellerei bezeichnen kann; denn er trug ganz besonders dazu bei, die nationale Poetik der Franzosen für dies Volk relativ zu machen. Die Franzosen sind nämlich gewohnt, das Wesen der Poesie in die auf Beobachtung gegründete tiefe Kenntnis des Menschenherzens zu setzen, welche sich in Werken wie Molière's „Misanthrop" und „Tartüffe" offenbart. Und wie die Franzosen die Poesie auf die Beobachtung basiren, so basiren die Deutschen sie auf die Innigkeit des Gefühls, und die Engländer auf eine unregelmäßige, sprunghafte, zwischen Schrecken und sittlichen Idealen umherschweifende Phantasie, welche nicht mehr Vorliebe für die Natur, als für das Uebernatürliche hat, aber welche Letzteres stets nur als tiefsinniges Symbol gebraucht.

Eine Poesie, wie die, welche von der Natur und dem Volke Italiens ausstrahlt, fällt ganz außerhalb dieser Auffassungen. In Corinna, der Improvisatrice, will Frau von Staël die eigentlich poetische Poesie im Gegensatze zur psychologischen inkarniren, d. h. die Poesie, wie Ariost sie versteht, im Gegen-

satze zu der Shakespeare's, Molière's und Goethe's. Unfreiwillig gelangt sie mittlerweile dazu, Corinna trotzdem halb nordisch zu machen. Wer nicht den mühevollen Kampf gekämpft hat, sich die Anschauungsweise einer durchaus fremden Race zum Verständnisse zu bringen, der weiß nicht, wie schwer es ist, sich in diesem Punkte von den angeborenen Stammesvorurtheilen loszureißen. Es ist dazu nöthig, dieselbe Luft einzuathmen, eine Zeitlang in denselben Naturumgebungen wie die fremde Race zu leben. Ohne die Reisen, zu welchen Frau von Staël durch ihre Verbannung gezwungen ward, würde es ihr unmöglich geworden sein, ihre Intelligenz zu erweitern.

Ich glaube in aller Bescheidenheit, aus Erfahrung darüber mitsprechen zu können. Ich darf sagen, daß es mir erst auf einsamen Spaziergängen in der Umgegend von Sorrent gelang, Shakespeare soweit von mir zu entfernen, daß ich ihn überschauen und ihn, und dadurch auch seinen Gegensatz, verstehen konnte. Ich erinnere mich eines bestimmten, in dieser Hinsicht für mich bedeutungsvollen Tages. Ich hatte drei Tage in Pompeji verbracht. Von den Tempeln daselbst interessirte mich der Isistempel am meisten. Hier, dachte ich, stand das Götterhaupt, das jetzt nach dem Museo nationale geschafft worden ist, dessen Lippen geöffnet sind, und in dessen Nacken sich ein Loch befindet. Ich ging in den unterirdischen Gang hinter dem Altar hinab, von wo die Priester durch ein nach dem Haupte führendes Rohr die Göttin Orakelsprüche ertheilen ließen. Es drängte sich mir die Bemerkung auf, daß es trotz all' ihrer List und trotz des Aberglaubens der Menge sehr schwierig gewesen sein müsse, dem Tempel in diesem Klima einen mystischen Charakter zu verleihen. Denn der Tempel ist ein kleiner hübscher Bau der in hellem Sonnenlichte glänzt; nirgends Abgründe, Finsterniß, Grauen. Selbst zur Nachtzeit stand der Tempel hell im Monden- oder Sternenschein. Das Klima selbst hindert das Aufkommen jeder Mystik und Romantik. Ich kam nach Sorrent; der Weg führt, in die Bergwand gehauen, am Meere hin; bald schlängelt er sich bis ins Meer hinaus, bald wieder zurück, und dann bildet die Bucht drunten eine mächtige Schlucht, mit Oelbäumen bewachsen. Die Gegend ist zugleich groß und

lächelnd, wild und friedlich. Die kahlen Felswände verlieren ihre Strenge in der Beleuchtung eines so grellen Sonnenlichts, und in allen Schluchten schimmert bald das glänzendgrüne Laub der Orangenbäume, bald das feine, sammtgrüne Laub der Oliven um weiße Häuser, Villen und Städtchen. Auf der anderen Seite liegen dann die weißen Städte, wie mit einem Zuckerlöffel über die waldbewachsenen Bergabhänge bis zum obersten Rande hinauf verstreut. Das Meer war indigoblau, an einigen Stellen stahlblau, und kein Wölkchen am Himmel. Und gegenüber im Meere lag die entzückend schöne Felseninsel Capri. Nirgends erblickt man ein solches Zusammenspiel von Linien und Farben. Anderswo kann man selbst am Schönsten etwas auszusetzen haben; die Linien des Vesuvs z. B. steigen ein wenig zu weich, ein wenig zu eingesunken empor. Aber Capri! Welche rythmische Musik liegt nicht in den Kontouren des zackigen Felsens! Welches Gleichgewicht in all' diesen Linien! Wie ist Alles zugleich stolz und zart, kühn und anmuthig! Das ist die griechische Schönheit. Nichts Gigantisches, Nichts dem großen Haufen Imponirendes, aber die vollendete Harmonie in dem scharf Begrenzten. Von Capri aus erblickt man die Inseln der Sirenen, an welchen Odysseus vorüberfuhr. So sah Homer's Ithaka aus, nur war es vielleicht minder schön; denn das von Griechen bevölkerte Neapel ist das einzige lebende Zeugnis vom Klima des alten Griechenlands. Griechenlands eigene Natur ist jetzt nur die Leiche dessen, was es einstmals war. Es begann zu dunkeln, Venus leuchtete hell, und die steilen Bergwände und Schluchten nahmen allmählich den phantastischen Charakter an, welchen das Dunkel zu verleihen pflegt. Aber der Charakter wurde nicht, was wir Nordländer romantisch nennen. Durch das feine Olivenlaub blinkte noch das Meer, von Blättern und Aesten durchtheilt, mit seiner kräftigen blauen Farbe. Da fühlte ich, daß hier eine Welt sei, die, welche der Golf Neapel's repräsentirt, welche Shakespeare nicht kennt, weil sie groß ohne Schrecken und schön ohne romantische Nebel und ohne Elfenspuk ist. Ich verstand jetzt erst recht Maler wie Claude Lorrain und Poussin, verstand, daß ihre klassische Kunst einer klassischen Natur entspricht, und

verstand, durch den Gegensatz noch tiefer ein Werk wie Rembrandt's Radirung „Die drei Bäume", welche wie beseelte Wesen, wie nordische Persönlichkeiten im niederklatschenden Regen auf dem sumpfigen Felde stehen. Ich verstand, wie natürlich es ist, daß ein Land wie dies nicht einen Shakespeare erzeugt noch eines Shakespeare bedurft hat, weil die Natur selber hier die Aufgabe übernommen hat, welche die Dichter im Norden erfüllen mußten. Poesie von der tiefen, psychologischen Art, ist, wie künstliche Wärme, ein Lebensbedürfnis, wo die Natur unfreundlich und rauh ist. Hier im Süden hat die Poesie von Homer bis Ariost sich damit begnügen können, ein klarer, schlichter, Nichts verdoppelnder Spiegel der klaren Natur zu sein. Sie hat sich nicht bemüht, in die Abgründe des Menschenherzens hinab zu dringen. Sie war nicht bestrebt, in Tiefen und Höhlen die Edelsteine zu finden, welche Aladdin suchte, welche Shakespeare zu Tage förderte, aber welche der Sonnengott hier mit vollen Händen über die Oberfläche der Erde ausstreut.

„Corinna, oder Italien" ist Frau von Staël's vorzüglichstes poetisches Werk. In dieser paradiesischen Natur wurde ihr Auge für die Natur erschlossen. Sie zog ihren Rinnstein in Paris nicht mehr dem Remisee vor. Und hier in diesem Lande, wo an so mancher Stelle, z. B. auf dem Forum, eine Quadratelle eine größere Geschichte hat als das ganze russische Reich, hier ward ihr moderner, revolutionärer und melancholischer Sinn für die Geschichte, für die Antike mit ihrer einfachen und strengen Ruhe erschlossen. Hier endlich in Rom, das gleichsam Europas Karavanserai ist, gingen ihr die Eigenthümlichkeiten und Einseitigkeiten der verschiedenen Nationen vollständig auf. Durch sie wurde ihre Nation sich zum ersten Male ihrer Besonderheit und ihrer Begrenzung bewußt. Denn in ihrem Buche begegnen sich England, Frankreich und Italien und verstehen einander — nicht wechselseitig, aber in der Verfasserin und in ihrer Heldin Corinna, welche halb Engländerin und halb Italienerin ist. Corinna erscheint in der Welt der Dichtkunst gleichsam wie ein Vorbild dessen, was Elisabeth Browning in der wirklichen Welt geworden ist. Als ich eines Tages

in Florenz vor einem Hause stehen blieb, das in italienischer Sprache die Inschrift trägt: „Hier wohnte Elisabeth Barett-Browning, die mit ihren Gedichten ein goldenes Band zwischen England und Italien knüpfte", da rief die Verfasserin von „Aurora Leigh" den Gedanken an Corinna in mir wach.

Corinna's Leben verfließt unter der doppelten Inspiration des Genies und der Liebe. Aber von dem Augenblick an, wo die Leidenschaft sie mit ihrer Geierkralle erfaßt, nützt das Genie ihr Nichts, und sie wird die wehrlose Beute der Leidenschaft. Sie liebt einen jungen Engländer, Oswald Lord Nelvil, einen ausgebildeten Typus aller Vorurtheile und Tugenden des Nordens. Er liebt sie ebenfalls. Allein er findet in Corinna nicht das schwache, furchtsame Weib, das an Allem außer an ihren Pflichten und ihren Gefühlen zweifelt, wie er es in England, wo die häuslichen Tugenden den Ruhm und das Glück der Frauen ausmachen, von seiner Braut verlangte. Er sagt wie Thomas Walpole: „Was sollte man mit solch Einer im Hause beginnen!" Im Uebrigen besitzt er alle Tugenden, die glänzendste Unerschrockenheit und die zärtlichste Hingebung. Rom wird der Rahmen dieser Liebesgeschichte. Sein Marmor, sein Horizont entsprechen diesen tiefen Gefühlen und großen Gedanken. Die Schilderung Rom's flicht sich ganz natürlich ein, denn um ihren Geliebten zurück zu halten, um seine Abreise hinaus zu schieben, macht Corinna sich zu seinem Führer durch alle Wunder der ewigen Stadt. Und hierdurch gewinnt die Erzählung eine neue Größe, denn die Namen dieser beiden Liebenden, welche, wie Sainte-Beuve gesagt hat, nicht gleich den anderer Liebespaare in die Rinde der Bäume geritzt, sondern auf den Wänden der ewigen Ruinen eingegraben sind, verknüpfen sich mit der Weltgeschichte und werden ein lebendiger Theil ihrer Unsterblichkeit.

XVI.

Neue Betrachtung der Antike.

Rom ist der einzige Ort auf dem Erdballe, wo die Weltgeschichte gleichsam sichtbar hervor tritt, indem die auf einander

folgenden Epochen ihre Denkmale schichtweise über einander abgesetzt haben. Man sieht zuweilen ein einzelnes Gebäude, zum Beispiel eins der Häuser in der Nähe des Vestatempels, wo das Fundament und die verschiedenen Stockwerke vier verschiedenen Zeitaltern angehören, der altrömischen Urzeit, der römischen Kaiserzeit, der Renaissance und unserer eigenen Zeit. Das eigentliche antike Zeitalter ist dasjenige, in welches Corinna ihren Freund zuerst einführt; nur wolle man bemerken, daß sie auf die Ruinen, er aber auf sie blickt. Auf diesem Punkte jedoch hat das Buch die Bedeutung, eine neue Betrachtung der Antike in die französische Litteratur einzuführen.

Von den zwei klassischen Hauptvölkern waren eigentlich nur die Römer in Frankreich verstanden worden. Es fließt römisches Blut in den Adern der Franzosen. Es geht ein wahrhaft römischer Hauch durch Corneille's Tragödien. Es war also kein Wunder, daß die große Revolution römische Gewohnheiten, Benennungen und Kostüme annahm. Madame Roland bildete ihren Geist an der Lektüre des Tacitus. Worte, welche Corneille einem seiner Helden in den Mund gelegt hat, waren die letzten, welche Charlotte Corday schrieb. Die Schlußzeilen ihres letzten Briefes an ihren Vater, der im Archive zu Paris ausliegt, lauten, wie folgt: Vergieb mir, lieber Vater, daß ich ohne Deine Erlaubnis über mein Schicksal verfügt habe. Ich habe manches unschuldige Opfer gerächt. Denke an den Vers von Corneille:

Le crime fait la honte, et non pas l'échafaud.

Morgen um acht Uhr wird der Urtheilsspruch an mir vollstreckt." Und was die Kunst betrifft, so rief der große Maler der Revolutionszeit, David, in seinen Bildern das alte Rom wieder hervor: Brutus, Manlius sind seine Helden.

Aber am rechten Verständnisse der Griechen hatte es stets gefehlt; die Franzosen selbst schwebten zwar noch in dem Wahne, daß ihre klassische Litteratur die griechische fortsetzte und überträfe; seit jedoch Lessing seine „Hamburgische Dramaturgie" schrieb, war es für das übrige Europa kein Geheimniß mehr, daß Racine's Griechen mit Nichts Aehnlichkeit hatten als mit Franzosen, daß Racine's galanter und ritterlicher Achill, welcher

Iphigenien Madame titulirt und sich über die Wunden beklagt, die ihre schönen Augen geschlagen, weit näher mit dem jungen Prinzen von Condé als mit seinem hellenischen Namensvetter verwandt war: man hatte schließlich in der ewigen Familie jenes Agamemnon eine Menge verkleideter Marquis und Marquisen entdeckt, und es half Nichts, daß man im Théâtre français das Kostüm wechselte und seit Talma's Zeit die Griechen in antiken Trachten, statt mit Perücke, Puder und Galanteriedegen, auftreten ließ; von dem Augenblicke an, wo die Kritik in Deutschland erwachte, ward die französische Auffassung der Antike ein Gegenstand des Spottes für Europa.

Frau von Staël hat die Ehre in ihrem Buche „Ueber Deutschland" Frankreich von dem kühnen Spötter Lessing erzählt zu haben, welcher gewagt hatte, selbst an dem großen Spottvogel Voltaire, seinen eigenen Lehrer und Meister, seinen Witz zu versuchen, einen Witz, dessen Stachel eine persönliche Kränkung, wie man aus der Schrift von Strauß über Voltaire ersehen kann, noch schärfer als gewöhnlich machte. In „Corinna" bahnt sie den Weg dazu, indem sie, noch ohne alle Polemik, den Franzosen die Resultate mittheilt, welche das neue Studium der Antike in Deutschland herbeigeführt hatte.

Auch in diesem Lande hatte eine rein französische Auffassung sich geltend gemacht, die Anschauung des Hellenismus, welche in Wieland's feinen und leichtfertigen Romanen „Agathon" und „Aristipp" zu Tage tritt. Aber die neue Zeit erschien. Es war ein armer deutscher Schullehrer, Winckelmann, der, ausschließlich von der reinsten und originalsten Begeisterung gelenkt, nach zahllosen Mühen und Widerwärtigkeiten sich bis nach Rom hinarbeitete, um die Antike studiren zu können, der sodann gegen seine Ueberzeugung und trotz des Unwillens seiner Freunde die katholische Religion annahm, um dort bleiben zu können, und der endlich seiner Kunstliebe zum Opfer fiel, indem er auf scheußliche Art von einem Schurken ermordet ward, welcher sich seiner Sammlung kostbarer Medaillen und edler Steine bemächtigen wollte, — er war es, der in einer langen Reihe von Schriften, von seinem Sendschreiben an den deutschen Adel bis zu seiner großen Kunstgeschichte, seinen Landsleuten

die Augen für die griechische Harmonie öffnete. Seine ganze Schriftstellerthätigkeit ist ein großer Hymnus auf die wiedergefundene, wiederentdeckte Antike. Bei seinen mannigfachen Irrthümern will ich nicht verweilen, wer seine Schriften kennt, der weiß, daß der Apoll von Belvedere und die mediceische Venus im Verein mit der Laokoonsgruppe ihm nothwendiger Weise als der Kulminationspunkt der griechischen Kunst erscheinen mußten, da zu jener Zeit noch kein Kunstwerk des großen Stiles entdeckt war. Die ganze germanische antikisirende Kunst fällt ja nämlich in die Zeit vor der Entdeckung der Venus von Milo. Selbst Thorwaldsen sah dieselbe erst, als er schon alt war. Allein trotz dieses Mangels und zahlreicher historischer Ungenauigkeiten steht Winckelmann als Derjenige da, von welchem der große Hauch ausging, der Lessing, Goethe und Schiller beseelte. Lessing folgt ihm mit seiner Kritik. Ausgerüstet mit einem kritischen Sinne, der seines Gleichen sucht, entwirft dieser bewundernswerthe Mann die ersten Grundzüge einer Wissenschaft der Kunst und Poesie auf der Basis der Winckelmannschen Kunstanschauung. Jeder, der mit Goethe's Leben vertraut ist, weiß, welchen gewaltigen Einfluß diese beiden Zwillingsgeister, Winckelmann und Lessing, auf seine künstlerische Erziehung übten. Man erinnere sich der unbeschreiblichen Begeisterung, welche sein Herz und die Herzen seiner Altersgenossen durchstürmte, als Lessing's „Laokoon" erschien. Man gedenke des Ausrufs: „Wir hielten uns aller Uebel erlöst", und zum ersten Mal bricht die neue Auffassung der Antike mit großartiger Genialität in Goethe's kleinem, von Geist sprudelndem Meisterwerke „Götter, Helden und Wieland" hervor. Ich citire beispielsweis einige Repliken; Wieland's Schatten steht in der Nachtmütze da und ist eben im Gespräch mit Admet und Alceste windelweich geschlagen worden, als Herkules auftritt.

Herkules. Wo ist Wieland?

Admet. Da steht er.

Herkules. Der? Nun, der ist klein genug. Hab' ich mir ihn doch so vorgestellt. Seid ihr der Mann, der den Herkules immer im Munde führt?

Wieland (zurückweichend). Ich habe Nichts mit Euch zu schaffen, Koloß.

Herkules. Nun, wie dann? Bleibt nur!

Wieland. Ich vermuthete einen stattlichen Mann mittlerer Größe.

Herkules. Mittlerer Größe? Ich?

Wieland. Wenn Ihr Herkules seid, so seid Ihr's nicht gemeint.

Herkules. Es ist mein Name, und auf den bin ich stolz. Ich weiß wohl, wenn eine Fratze keinen Schildhalter unter den Bären, Greifen und Schweinen finden kann, so nimmt er einen Herkules dazu. Denn meine Gottheit ist Dir niemals im Traum erschienen.

Wieland. Ich gestehe, das ist der erste Traum, den ich so habe.

Herkules. So geh in Dich, und bitte den Göttern ab Deine Noten übern Homer, wo wir Dir zu groß sind. Das glaub' ich, zu groß.

Wieland. Wahrhaftig, ihr seid ungeheuer. Ich hab' euch mir niemals so imaginirt.

Herkules. Was kann ich davor, daß Er eine so engbrüstige Imagination hat? Wer ist denn Sein Herkules, auf den Er sich soviel zu Gute thut? Und was will Er? Für die Tugend? Was heißt die Devise? Hast Du die Tugend gesehen, Wieland? Ich bin doch auch in der Welt herumgekommen, und ist mir Nichts so begegnet.

Wieland. Die Tugend, für die mein Herkules Alles thut, Alles wagt, Ihr kennt sie nicht?

Herkules. Tugend! Ich hab' das Wort erst hier unten von ein paar albernen Kerls gehört, die keine Rechenschaft davon zu geben wußten.

Wieland. Ich bin's eben so wenig im Stande. Doch laßt uns darüber keine Worte verderben. Ich wollte, Ihr hättet meine Gedichte gelesen, und Ihr würdet finden, daß ich selbst die Tugend wenig achte. Sie ist ein zweideutiges Ding.

Herkules. Ein Unding ist sie, wie alle Phantasie, die mit dem Gang der Welt nicht bestehen kann. Eure Tugend kommt mir vor wie ein Centaur; so lang der vor eurer Imagination herum trabt, wie herrlich, wie kräftig! und wenn der

Bildhauer ihn euch hinstellt, welch übermenschliche Form! — Anatomirt ihn, und findet vier Lungen, zwei Herzen, zwei Mägen. Er stirbt in dem Augenblicke der Geburt, wie ein anderes Mißgeschöpf, oder ist nie außer eurem Kopf gezeugt worden.

Wieland. Tugend muß doch was sein, sie muß wo sein.

Herkules. Bei meines Vaters ewigem Bart! Wer hat daran gezweifelt? Und mich dünkt, bei uns wohnte sie in Halbgöttern und Helden. Meinst Du, wir lebten wie das Vieh, weil eure Bürger sich vor den Faustrechtszeiten kreuzigen? Wir hatten die bravsten Kerls unter uns.

Wieland. Was nennt ihr brave Kerls?

Herkules. Einen, der mittheilt, was er hat. Und der Reichste ist der Bravste. Hatte einer Ueberfluß an Kräften, so prügelt er den Andern aus. Und versteht sich, ein echter Mann giebt sich nie mit Geringern ab, nur mit seines Gleichen, auch Größern wohl. Hatte einer denn Ueberfluß an Säften, machte er den Weibern so viel' Kinder, als sie begehrten, wie ich denn selbst in einer Nacht funfzig Buben ausgearbeitet habe. Fehlt' es Einem denn an beiden und der Himmel hatte ihm, oder auch wohl dazu, Erb' und Hab' vor Tausenden gegeben, eröffnete er seine Thüren und hieß Tausend willkommen, mit ihm zu genießen. Und da steht Admet, der wohl der Bravste in diesem Stück genannt werden kann.

Wieland. Das Meiste davon wird zu unsern Zeiten für Laster gerechnet.

Herkules. Laster? Das ist wieder ein schönes Wort. Dadurch wird eben Alles so halb bei euch, daß ihr euch Tugend und Laster als zwei Extreme vorstellt, zwischen denen ihr schwankt, anstatt euren Mittelstand als den positiven anzusehen und den besten, wie's eure Bauern und Knechte und Mägde noch thun.

Wieland. Wenn Ihr diese Gesinnungen in meinem Jahrhunderte merken ließet, man würde Euch steinigen. Haben sie mich wegen meiner kleinen Angriffe an Tugend und Religion so entsetzlich verketzert.

Herkules. Was ist da viel anzugreifen? Die Pferde, Menschenfresser und Drachen, mit denen hab' ich's aufgenommen,

mit Wolken niemals, sie wollten eine Gestalt haben, wie sie mochten. Die überläßt ein gescheiter Mann dem Winde, der sie zusammen geführt hat, wieder zu verwehen.

Wieland. Ihr seid ein Unmensch, ein Gotteslästerer.

Herkules. Will Dir das nicht in den Kopf? Aber des Prodikus Herkules, das ist Dein Mann. Euer Herkules Grandison, eines Schulmeisters Herkules. Ein unbärtiger Sylvio am Scheidewege. Wären mir die Weiber begegnet, siehst Du, Eine unter den Arm, Eine unter den, und alle Beide hätten mit fortgemußt.*)

Da haben wir aus Goethe's erster Kraftperiode die neue Auffassung der Antike, als Gegensatz zu der französirten Wieland's hingestellt, und wir haben gleichzeitig das poetische Glaubensbekenntniß Dessen, der von seinen Zeitgenossen der große Heide genannt wurde. Es ist die Philosophie Spinoza's als kühner Scherz vorgetragen. Man kann jedoch keineswegs sagen, daß Goethe bei dieser derb naturalistischen Auffassung der Antike stehen blieb. Nachdem er erst seine jugendliche Leidenschaft in „Werther", in „Götz" und in seiner begeisterten Abhandlung über die gothische Baukunst hatte austoben lassen, wandte er sogar mit einer heftigen Reaktion der Gothik und der Leidenschaftlichkeit den Rücken, und indem er jetzt zu den Griechen zurück kehrt, sind es ihre Ruhe und ihre Klarheit, die schlichte und gesunde Vernunft Griechenlands, welche ihn begeistern. Mit einem steigenden Unmuthe wider das Christenthum, der sich besonders in den venetianischen Epigrammen Luft macht, verbindet sich ein so ins Extrem gehender Unmuth wider die Gothik und die ganze christliche Kunst, daß Goethe z. B. an einem Orte wie Assisi, der so reich an den schönsten und christlichen Denkmälern ist, nicht zum Besuch einer einzigen Kirche oder eines einzigen Klosters zu bewegen war, sondern ausschließ-

*) Man vergleiche hiemit Schiller's Epigramm:

Meine Antipathie.

Herzlich ist mir das Laster zuwider, und doppelt zuwider
Ist mir's, weil es so viel schwatzen von Tugend gemacht.
„Wie, Du hassest die Tugend?" — Ich wollte, wir übten sie Alle;
Und so spräche, will's Gott, ferner kein Mensch mehr davon.

lich sich in das Anschauen der wenigen und unbedeutenden antiken Ueberreste vertiefte. In diesem Gemüthszustande schrieb er seine „Iphigenie“, das Werk, welches man als den Typus der ganzen Reproduktion der Antike bei dem germanisch-gothischen Stamme betrachten kann. In diesem Werke, das eine so gewaltige Rolle in der Kunstanschauung unsres Jahrhunderts spielt, daß es sowohl der deutschen Aesthetik unter Hegel wie der französischen Aesthetik unter Taine als eine Art Musterwerk gilt, welchem Hegel nur die „Antigone“ des Sophokles gleichstellt, in diesem Werke begegnet uns derselbe Geist, wie in allen hellenisirenden Gedichten Schiller's: „Die Götter Griechenlands“, „Die Künstler“, „Die Ideale“, „Das Ideal und das Leben“. Denken wir nur an die Zeile:

„Auch ich war in Arkadien geboren“,

und an folgender Schilderung des Lebens der Götter:

„Ewig klar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.“

Es ist diese ganz einseitige Auffassung der Antike, welche sich aus der in „Götter, Helden und Wieland“ angedeuteten entwickelt, und es ist endlich dieser Geist, den wir in Thorwaldsen's sämmtlichen Werken wieder finden. Denn dieser Gruppe von Geistern und Ideen ist Thorwaldsen anzureihen. In einigen seiner ältesten Basreliefs, in „Achilles und Briseïs“ z. B., herrscht ein ähnliches kühneres Verhältniß zur Antike, wie das, mit welchem Goethe begann. Aber in allen späteren Werken findet man auch jenes selbe Ideal friedlicher und gedämpfter Harmonie, welches die kräftige Tendenz ablöste.

Der Kreis von Persönlichkeiten, unter dessen Einfluß Frau von Staël stand, die Häupter der romantischen Schule, nährten eine lebhafte Ueberzeugung von der Unfruchtbarkeit litterarischer und künstlerischer Versuche, die Antike wieder herzustellen. A. W. Schlegel hatte Lessings Kampf gegen die sogenannte klassische Dichtkunst Frankreichs fortgesetzt und auf deren Kosten die Troubadourpoesie hervorgezogen, die keine Stütze in griechischer oder lateinischer Litteratur bedurfte. Er stellte sich auch zu Goethes hellenisirenden Dichtungen kühler, als zu jener,

welche mehr heimathliche und bunte Sujets behandelten. Deshalb heißt es in „Corinna" (pag. I. 321), daß, da die religiösen Gefühle der Griechen und Römer wie auch ihre geistigen Anlagen in jeder Beziehung nicht dieselben, wie die unsrigen sein könnten, so sei es auch uns unmöglich, etwas in ihrem Geist hervorzubringen oder gewissermaßen etwas Neues auf ihrem Boden zu erfinden. Man hätte nicht der Hinweisung auf eine Abhandlung Fr. Schlegels in der Europa bedurft, die in einer Anmerkung gegeben ist, um zu merken, welcher Eingebung die Verfasserin hier gefolgt ist. Und man glaubt fast, einen romantischen Kritiker zu lesen, wenn man in ihrem Werke „Ueber Deutschland" auf folgende Entwicklung desselben Themas stößt: „Wenn in unserer Zeit die schönen Künste zur Einfachheit der Alten beschränkt würden, so würden wir doch nicht die ursprüngliche Kraft erreichen, welche jene auszeichnet, und wir würden des innerlichen und zusammengesetzten Gefühlslebens verlustig gehen, welches nur bei uns angetroffen wird. Die Einfachheit in der Kunst würde bei den Modernen leicht zur Kälte und Verallgemeinerung werden, während sie bei den Alten voller Leben war.

Ich möchte mich indeß erkühnen, hier zum ersten Male die Ansicht auszusprechen, daß Winckelmann's, Goethe's und Thorwaldsen's Griechenland fast eben so ungriechisch ist wie das Griechenland, welches Racine und Barthélemy in seinem „Jungen Anacharsis" uns schildern. Denn während der Stil Racine's zu fein, zu salonmäßig und höfisch ist, um griechisch zu sein, ist der Stil Goethe's und Thorwaldsen's, welcher mit der Kunstanschauung Winckelmann's zusammenfällt, trotz der ihr ganzes Zeitalter überstrahlenden Genialität dieser beiden großen Männer, zu geläutert, zu wasserhell und zu kalt, um griechisch zu sein. Ich glaube, die Zeit wird kommen, wo man Goethe's Iphigenie nicht sehr viel griechischer als Racine's Iphigenie finden, wo man entdecken wird, daß die sittliche Würde der deutschen Iphigenie eben so deutsch wie die anmuthige Feinheit der französischen Iphigenie französisch ist. Und dann bleibt nur noch die Frage zurück, ob man griechischer ist, wenn man deutsch oder wenn man französisch ist. Ich weiß wohl,

es wird Manchem als eine himmelschreiende Paradoxie erscheinen, wenn man sich zu der letzten Ansicht bekennt; ich weiß wohl, daß ich mit der Stirn gegen eine Wand von germanischen und gothischen Vorurtheilen renne, ich kenne die feststehende Ueberzeugung, daß von den zwei europäischen Kulturströmungen die eine lateinisch, französisch, spanisch, die andere griechisch, deutsch, nordisch ist, und ich weiß, wie man sich durch die Ansicht bestechen läßt, daß die deutsche Poesie, mit Goethe an der Spitze, antikisirend und zum Theil griechisch sei, daß die Deutschen Winckelmann gehabt, der die Antike entdeckt habe, und daß die deutschen Philologen uns Griechenland erklärt hätten, während Frankreich dagegen Racine gehabt, der die griechischen Helden zu Hofmännern machte, und Voltaire, der Aristophanes für nicht viel Besseres als einen Possenreißer ansah.

Aber dennoch habe ich, wenn ich mir in Betreff der beiden Iphigenien die Frage stellte: Wer ist den Griechen ähnlicher, Franzosen oder Deutsche? — dennoch habe ich mir geantwortet: die Franzosen.

Man ähnelt einem Volke, nicht wenn man dasselbe nachahmt, sondern wenn man sich wie dasselbe gebahrt. Ich räume die Schwierigkeit ein, Analogien zwischen modernen und antiken Völkerstämmen aufzustellen. Aber doch scheint mir das Verhältniß zwischen den modernen Engländern und Franzosen in Etwas an das Verhältniß zwischen den alten Aegyptern und Griechen zu erinnern. England und Aegypten haben dieselbe Art starren und ruhigen Fortschritts, denn es ist durchaus thöricht zu glauben, wie so oft behauptet wird, Aegypten habe still gestanden; die leichte Beweglichkeit der Franzosen dagegen, ja sogar ihre inneren haßentbrannten und aufreibenden Kämpfe erinnern an die Griechen, welche stets in wechselseitiger Fehde mit einander lagen. Und vergleichen wir die Franzosen mit den Deutschen, so finden wir, daß Frankreich einen Volksgeist hat, welcher wie der der Griechen niemals schwerfällig (lourd) ist, wir finden eine ausgeprägte Vorliebe für Form und Farbe, und auf der einen Seite für Leichtigkeit und Eleganz, auf der anderen für Passion und Leidenschaft. Ich bin weit davon entfernt, die Franzosen den Griechen an Rang gleichstellen zu

wollen. Der Abstand ist so groß, daß ich für mein Theil fast geneigt bin, ihn als unermeßlich zu bezeichnen. Ich erkenne nur den Franzosen einen Ehrenplatz in der Nähe der Griechen zu, wenn man behaupten will, daß die Deutschen ihnen näher stünden. Frankreich ist kein Hellas, das weiß ich, aber Deutschland ist es noch minder. Wie könnte man das räucherige, biertrinkende, altjüngferliche Deutschland, das sich nur Eine der griechischen Gottheiten, Pallas Athene, anzueignen vermocht und ihr Brillen auf die Nase gesetzt hat, Deutschland, das nie ein vollendetes Kunstwerk, ausgenommen in der Musik, hervorgebracht, denn selbst „Faust" ist bei allem Reichthum poetischer Schönheiten kein solches, sondern ein Agglomerat ungleichmäßiger Bestandtheile, — wie könnte man Deutschland mit dem anmuthigen, klaren und formvollendeten Hellas vergleichen? Die Deutschen lieben Maß und Begrenzungen in allen praktischen Dingen, dagegen lieben sie es weder, den Gedanken, noch die Phantasie zu begrenzen. Deshalb triumphiren sie, wo die plastische Form verschwindet, in der Metaphysik, in der lyrischen Poesie und in der Musik, aber deshalb haben sie auch Hypothesen in der Wissenschaft, Formlosigkeit in der Kunst, kein Drama ersten Ranges in ihrer Litteratur und keine Farbe in ihrer Malerei. Frankreich dagegen, das praktisch nie sich zu beschränken weiß, hat die hellenische Liebe und Form und Schranke in allem Geistigen. Die Franzosen ähneln den Griechen, indem sie sich gebahren, wie jene es gethan. Man gleicht nie weniger einer originalen Natur, als wenn man dieselbe nachahmt. Der germanische Stamm bietet das einzig dastehende Beispiel einer poetischen Litteratur, die aus Kritik und Aesthetik entsprungen ist; unsere dänische Litteratur trägt ganz dasselbe Charakterzeichen. Wir hatten Metriker bevor wir Dichter hatten. Holberg gab uns eine kritische Poesie, ehe Oehlenschläger uns eine poetische gab, Wessel gab uns eine negative Tragödie, ehe wir eine wirklich tragische Litteratur erhielten, und man bewies uns kritisch und philosophisch, daß das Vaudeville ungefähr die höchste Kunstform sei, zur selben Zeit, als wir die ersten zwei, drei Vaudevilles empfingen. Aus diesem Hange der germanischen Race, zu verstehen, bevor sie produ-

cirt, erklärt es sich leicht, daß die Deutschen die Griechen weit besser als die Franzosen verstanden und sie kraft dieses Verhältnisses nachahmten, ohne ihnen darum ähnlich geworden zu sein.

Und — beiläufig bemerkt — wie die deutsche Reproduktion der Antike deutsch ist, so ist die dänische Wiedergeburt der Antike dänisch und nicht griechisch, — zu dänisch, um wahrhaft griechisch zu sein, und zu griechisch, um echt dänisch und wirklich modern zu sein. Man fühlt das niemals stärker, als wenn man eine Arbeit Thorwaldsen's neben einem antiken Basrelief hängen sieht, wenn man z. B. im Figurensaale auf Charlottenborg die Medaillons vom Christiansborger Schlosse mit den Parthenons-Metopen vergleicht oder wenn man im Museum von Neapel ein Basrelief aus der frühesten griechischen Zeit neben dem schönsten Basrelief Thorwaldsen's, seiner „Nacht" angebracht sieht.

Stellt man sich dann vor diese „Nacht" und bemüht sich einen Augenblick, wie ich es gethan habe, die fünfzehn Jahre lang gehegte begeisterte, aber auch fast blinde Schwärmerei für Thorwaldsen zu vergessen, so wird es vielleicht dem Einen und Anderen wie mir ergehen, er wird sich selbst bekennen müssen, daß diese weibliche Figur, deren sanfter Liebreiz so ansprechend ist, keineswegs ganz ihrem Namen entspricht. Der Stil, in welchem sie gehalten ist, ist das Produkt einer Abneigung des Künstlers, er selbst, d. h. modern zu sein, und seines Bestrebens, etwas Unmögliches, nämlich antik zu sein, und das Resultat ist eine Art verfeinerten und schmächtigeren Atticismus geworden, durch welchen der Nationalcharakter des Künstlers schwach und unbewußt hindurch leuchtet. Thorwaldsen's „Nacht" ist nur die Nacht, in welcher man schläft; sie müßte der Schlaf, nicht die Nacht, die nächtliche Stille, nicht die Nacht heißen. Denn die Nacht, wie ein Südländer sie sich denken würde, die Nacht, in welcher man liebt, und die Nacht, in welcher man mordet, die Nacht, welche alle Wonnen und alle Verbrechen unter ihrem Mantel birgt, diese Nacht ist es nicht. Es ist die Nacht, die milde Sommernacht, auf dem Lande. Und dieser idyllische Hauch, die sanfte und friedliche Stimmung ist es, welche in diesem Produkte der gemeinsam-germanischen Renaissance der Antike zumeist das eigenthümlich Dänische ausmacht. Die eigen-

artige ländliche Schönheit, welche über dieser Figur liegt, ist eben so dänisch, wie die strenge Würde und Sittlichkeit bei Goethe's Iphigenie deutsch ist. Thorwaldsen's Kunst ist, wie die Kunst Goethe's hier der Ausdruck einer Reaktion gegen den französisch-italienischen Barockstil, aber einer trotz all' ihrer Berechtigung einseitigen und nicht fruchtbaren Reaktion. Denn selbst wo der Rokoko-Stil am abgeschmacktesten ist, hat er doch den Vorzug, daß er vor Allem nicht das Alte, das Antike wiederholen, nicht das einmal Geschaffene wieder umschaffen, sondern daß er, oft häßlich und verzerrt, aber stets heftig, persönlich, voll Feuer, etwas Neues ersinnen, selbst Etwas ersinnen, etwas Originales hervorbringen will. Deshalb ist Bernini trotz all' seiner Sünden gegen Wahrheit und Schönheit, doch in seinen besten Werken, wie „die heilige Therese" in Santa Maria della Vittoria in Rom und wie „San Benedetto" in Subiaco, so groß, daß man die Begeisterung begreift, welche er erweckte, und daß er manchen modernen antikisirenden Bildhauer weit überstrahlt, der nie etwas Verzerrtes, aber auch nie etwas Originales erschaffen hat.

Thorwaldsen schnitt durch die gewaltsame Rückkehr zur Antike die ganze Entwicklung der Kunst seit der Griechenzeit ab. Es ist unmöglich, aus seiner Kunst zu ersehen, daß es je einen Bildhauer Namens Michel Angelo gab. Das aber, welchem Thorwaldsen sich in der Antike verwandt fühlte, war Dasselbe, was den älteren Goethe in der griechischen Kunstform anzog: ihre sanfte Ruhe und stille Hoheit.

Wir wissen nun, welche Auffassung des Griechenthumes in Frankreich durch Frau von Staël's „Corinna" zu Worte kam. Es war natürlich und nothwendig, daß sie nach der französischen Verzerrung des antiken Regelsystemes hervortrat; aber was ich zu erweisen gesucht habe, ist, daß auch diese neue Auffassung der Antike nur einen relativen, keinen absoluten Werth besitzt.

Die großen Nationen gelangen verhältnißmäßig leicht zum Selbstverständnisse; denn sie erfahren von fremden Völkerstämmen jenes unbefangene Urtheil, welches man so schwer über seine eigene Nation fällen kann. Die Fremden sind, wie Frau

von Staël sich ausdrückt, „la postérité contemporaine" die Nachwelt schon in der Mitwelt. Aber in einer kleinen Nation, wie die dänische, ist es noch viel dringender nöthig, als sonst, daß der Kritiker selbst das, mit welchem er aufgewachsen ist, ohne angeborenes Vorurtheil betrachten könne, während er sich zugleich jene vertraute Bekanntschaft mit dem Gegenstande bewahrt, die so leicht kein fremder Beurtheiler sich zu erwerben vermag.

XVII.
Frau von Staël's „Ueber Deutschland".

Das so lange unterdrückte und gewaltsam verfolgte Buch „Ueber Deutschland" ist als das gereifteste Werk von Frau von Staëls Bildung und Intelligenz anzusehen. Es ist die erste ihrer größeren Schriften, in welcher sie sich so vollständig in den Gegenstand vertieft, daß sie ihre eigene Persönlichkeit vergessen zu haben scheint. Sie schildert in diesem Werke nicht mehr sich selbst, sie tritt nur insofern hervor, als sie von ihren Reisen in Deutschland spricht und ihre Gespräche mit den bedeutendsten Menschen dieses Landes wiedergiebt — statt einer Selbstvertheidigung oder einer Apotheose ihres persönlichen Ideals gab sie hier ihren Landsleuten einen Ueberblick über eine diesen ganz neue Welt. Das Letzte, was die Franzosen von Deutschlands Geistesleben erfahren hatten, war, daß in Berlin ein König lebe, der täglich mit französischen Philosophen und Dichtern zu Tische saß, daß er seine mittelmäßigen französischen Verse an Voltaire sandte, der sie ihm verbessert zurückschickte und welcher das Vorhandensein irgendwelcher deutschen Litteratur nicht anerkannte. Nicht viele Jahre darauf erfuhren sie nun, daß in diesem Lande, welches sich ihre siegreichen Heere gerade unterwarfen, seit jener Zeit wie durch ein Zauberwort im Laufe nur einer einzigen Generation eine ungeheuer große und äußerst lehrreiche Litteratur aufgeschossen sei, welche man sogar ihrer eigenen an die Seite, wenn nicht über dieselbe, zu stellen wagte. Und das Buch gab ein vollständiges, allseitiges Bild dieses fremden Geisteslebens und dieser fremden Litteratur.

Es begann mit einer Schilderung der äußeren Physiognomie des Landes und der Städte, es skizzirte den Gegensatz zwischen dem Charakter Nord- und Süddeutschlands, zwischen dem Ton und den Sitten in Wien und Berlin; es ließ sich sogar auf eine Darstellung der deutschen Universitätsbildung wie des neuen Lebens ein, welches das Auftreten Pestalozzis der Erziehung mitgetheilt hatte.

Ferner brachte es eine Uebersicht über die damalige deutsche Dichtung, welche für die Franzosen um so anschaulicher wurde, als sie viele Gedichte und dramatische Bruchstücke übersetzt hatte. Um ihr Werk zu krönen, weicht die Verfasserin schließlich auch nicht davor zurück, ein Resumé über die Entwicklung der deutschen Philosophie von Kant bis Schelling zu geben.

Die Vorstellungen von der Naivetät, der Guthmüthigkeit und Geradheit der Deutschen, welche bis zum Jahre 1870 die herrschenden in Frankreich waren, sind Frau von Staël zu verdanken. Da sie das deutsche Volk in der Zeit seiner Erniedrigung kennen gelernt hatte, so bekam sie über den scheinbar friedlichen und idyllischen Charakter desselben eine falsche Vorstellung. Die Kachelofenwärme, das Bier und der Tabak schienen ihr eine eigne schwere und dumpfe Athmosphäre um dies Volk zu verbreiten, und sie suchte dessen ausschließliche Stärke in seinem moralischen Ernst und in seiner intellectuellen Unabhängigkeit.

Sie wurde nicht müde, die Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit der deutschen Männer zu preisen und nur hin und wieder giebt sie einen Wink über ihren häufigen Mangel an Feinheit und Takt.

Die deutschen Frauen schildert sie mit Wärme, doch nicht ohne Laune folgendermaßen:

Sie besitzen einen ganz eigenthümlichen Reiz, einen rührenden Klang in der Stimme, blondes Haar, eine blendend weiße Hautfarbe; sie sind bescheiden, aber nicht so ängstlich wie die Engländerinnen; man sieht es ihnen an, daß sie minder häufig Männer getroffen haben, die ihnen überlegen waren. Sie suchen durch ihr Gemüth zu gefallen, durch ihre Einbildungskraft zu fesseln, sie sind vertraut mit der Sprache der

Poesie und der schönen Künste. Sie kokettiren mit ihrer Begeisterung, wie die französischen Frauen mit ihrem Witz und ihrem Geiste. Die vollkommene Rechtlichkeit, welche den Charakter der Deutschen ausmacht, macht die Liebe weniger gefährlich für das Glück der Frauen, und vielleicht geben sie sich diesem Gefühl mit größerem Zutrauen hin, weil man es ihnen mit romantischen Farben umhüllt hat, und weil Geringschätzung und Untreue dort weniger als anderwärts zu befürchten sind. Die Liebe ist eine Religion in Deutschland, aber eine poetische Religion, die nur allzugern alles gestattet, was das Herz zu entschuldigen vermag."

„Man kann sich mit Grund über die Lächerlichkeiten einiger deutschen Frauen lustig machen, da sie sich unaufhörlich bis zur Affektation erhitzen und exaltiren, so daß ihre süßlichen Aeußerungen Alles verwischen, was ein Charakter an Pikantem und scharf Ausgeprägtem haben kann. Sie sind nicht freimüthig wie die französischen Frauen, aber sie sind darum nicht falsch, nur vermögen sie weder Etwas richtig zu sehen noch zu beurtheilen, es fehlt ihnen an jedem Sinn für die Wirklichkeit, und die wirklichen Ereignisse schwirren an ihren Augen wie eine Phantasmagorie vorüber. Wenn sie einmal leichtfertig sind, so bewahren sie noch einen Schimmer jener Sentimentalität, welche in diesem Lande besonders in Ehren gehalten wird. Eine deutsche Dame sagte mir mit melancholischem Ausdruck: „Ich weiß nicht, woher es kommt, aber die Abwesenden entschwinden mir gleichsam aus der Erinnerung." Ein französisches Mädchen hätte denselben Gedanken munterer ausgedrückt, aber der Sinn wäre derselbe gewesen.

„Ihre sorgfältige Erziehung und ihre natürliche Seelenreinheit machen die Herrschaft, welche sie ausüben, leicht und sanft. Nichtsdestoweniger trifft man nicht selten bei deutschen Frauen die geistige Gewandtheit, welche ein Gespräch beseelt und das Spiel der Ideen in Bewegung setzt".

Der Eindruck, welchen das deutsche Geistesleben auf Frau von Staël machte, mußte naturgemäß ein mächtiger sein. In ihrem Vaterland war Alles in Regeln und hergebrachten Formen erstarrt; dort rang eine ausgelebte Poesie und Philosophie mit

dem Tode, während hier Alles in Gährung und neuer Bewegung, lebens- und hoffnungsvoll war.

Der erste Kontrast zum französischen Geist und Wesen, den sie verspürte, war dieser: In Frankreich war die Herrschaft, welche die Gesellschaft ausübte, eine absolute; das französische Volk war von Natur so gesellig, daß sich ein Jeder zu jeder Zeit verpflichtet fühlte, wie die Anderen zu handeln, zu denken, zu schreiben, wie die Andern und für dieselben zu dichten. Es war im Jahre 1789 in Frankreich möglich gewesen, die Revolution von Distrikt zu Distrikt nur dadurch zu verpflanzen, daß man eine Stafette mit der Nachricht sandte, das nächste Dorf habe zu den Waffen gegriffen. In Deutschland hingegen gab es keine Gesellschaft; es gab dort keine allgemein beobachteten Regeln bezüglich des Benehmens, keine Neigung, dem Nächsten nachzuahmen, keine tyrannischen Gesetze für die Behandlung der Sprache oder für den Zuschnitt der Dichtkunst. Die Herrschaft, welche in ihrem Vaterland die öffentliche Meinung in der Gesellschaft ausübte, vermochte hier der Geist des Einzelnen zu gewinnen; denn während ein Philosoph in Frankreich ein in der Gesellschaft lebender Mann war, der besonderes Gewicht auf die gesellschaftlichen Umgangsformen legte, hatte man es in Deutschland erlebt, daß ein einsamer Denker, welcher vollständig außerhalb des Kulturlebens oben in Königsberg lebte, mit ein paar dicken Büchern, die in einer fast unverständlichen, metaphysischen Ausdrucksweise geschrieben waren, die ganze Bildung seiner Zeit umgestaltete. Eine Frau, welche ihr ganzes Leben hindurch unter dem Druck eines beschränkten Gesellschaftsgeistes geseufzt hatte, mußte bei solchem Schauspiel naturgemäß hohe Begeisterung fühlen.

Der zweite Kontrast zum französischen Geistesleben, den Frau von Staël beim Studium der aufblühenden deutschen Litteratur verspürte, war der vorherrschende Idealismus. Die Philosophie, welche in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts die herrschende in Frankreich gewesen war, leitete alle menschlichen Vorstellungen und Gedanken von Sinneseindrücken ab, sie stellte also den menschlichen Geist als abhängig und bedingt von der sie umgebenden Welt dar. Das Wesen und die Trag-

weite dieser Lehre zu beurtheilen, vermochte Frau von Staël allerdings nicht; doch als ächtes Kind des neuen Jahrhunderts verabscheute sie dieselbe. Sie beurtheilte sie als Frau mehr mit dem Herzen als mit dem Verstande, und leitete daraus all' jenen Materialismus ab, den sie in den Sitten, und all' jene Unterwerfung unter die Macht, welche sie bei den Individuen in Frankreich gefunden hatte. Sie vereinte Condillacs Sensualismus mit Helvetius' Interessenmoral und meinte, daß keine Lehre fähiger sei, den begeisterten Aufschwung der Seele zu lähmen, als eben diese Theorie, welche das Gute auf das wohlverstandene Interesse gründe. Mit welchem Entzücken sah sie nicht eine entgegengesetzte Lehre allgemein in Deutschland anerkannt! Kant und Fichte's Pflichtlehre, sowie Schiller's idealistisches Pathos verkündeten ja gerade jene Souveränität, an die sie ihr ganzes Leben hindurch geglaubt hatte. Wie sehr sprachen ihr diese Männer nicht aus dem Herzen! Und aus diesem Enthusiasmus heraus schrieb sie, ganz wie Tacitus seiner Zeit seine „Germania" geschrieben hatte, ihr Buch „De l'Allemagne", um dadurch ihren Landsleuten an einem großen Beispiel sittliche Reinheit und geistige Frische zu zeigen.

XVIII.
Frau von Staëls Corinna.

Die schriftstellerische Thätigkeit Frau von Staëls läßt sich beständig von zwei Seiten betrachten. Sie zerfällt gleichsam in zwei Theile, eine männliche und eine weibliche Thätigkeit, die philosophische und die dichterische, die Ideen und die Gefühle. Eine eigenthümliche Innigkeit in der Behandlung des Gefühls verräth überall, daß der Verfasser eine Frau ist. Wenn einmal der Augenblick kommt, wo man die Psychologie des Weibes zu schreiben unternimmt, und wenn man versuchen wird, die Eigenthümlichkeit der weiblichen Phantasie und des weiblichen Geistes im Unterschied von dem männlichen zu bestimmen — denn soweit ist die Psychologie zurück, daß man hiezu noch nicht den geringsten Versuch gemacht hat —, dann werden die Schriften der Frau von Staël eine der werthvollsten Quellen

abgeben. Das Weibliche verräth sich vielleicht zuerst durch die Weise, auf welche die männliche Hauptfigur gezeichnet ist. Bei jeder von Oswald's hervortretenden Eigenschaften führt die Verfasserin deren Ursache an; sein edler Charakter wird durch seine Erziehung, durch seine aristokratische Herkunft und seinen Stolz erklärt, seine Schwermuth durch den „Spleen" der Engländer und durch sein unglückliches Verhältniß zu einem Vater, den er anbetet wie Frau von Staël den ihrigen anbetete, und zu dessen Schatten er in demselben Abhängigkeitsverhältnisse steht, in welchem Sören Kierkegaard zu dem Schatten seines verstorbenen Vaters stand: nur Eins läßt die Verfasserin ganz unerklärt, und das ist sein physischer Muth. Sein Leben aufs Spiel zu setzen, ist ihm so leicht und elementar, wie uns Anderen, orthographisch zu schreiben. Es ist ein kurioser und durchgehender Zug, daß weibliche Romanschriftsteller fast unabänderlich ihre Helden mit dem verwegensten Muthe ausrüsten, einem Muthe, der niemals erkämpft ist, sondern gleichsam abstrakt außerhalb der Persönlichkeit steht, zu gleicher Zeit, wo es eine von zahlreichen großen Schriftstellern bemerkte Thatsache ist, daß es in der modernen Gesellschaft vor Allem die Frauen sind, welche die Männer an kühnen Wagnissen verhindern, und wo die Frauen eben so durchgehendes den feigsten öffentlichen Persönlichkeiten (den Priestern, die ihr Leben bei Epidemien salviren, den Kriegshelden, welche den Feind auf dem Papiere angreifen) die größte, oftmals hysterischeste Bewunderung und Huldigung erweisen. Die Erklärung scheint die zu sein, daß der Mannesmuth die Eigenschaft ist, welche als die höchste Potenz des Männlichen eine Art Ideal für das Weib wird, aber ein Ideal, das sie nicht versteht, das sie in der Wirklichkeit nicht wieder erkennt, und das sie deshalb am liebsten und schlechtesten schildert.

Was ich hier gesagt habe, gilt von Oswald's heldenmüthigem Benehmen bei dem Brande von Ancona, wo er unter den schreckvollsten Umständen zum Retter der ganzen Stadt wird. Er allein versucht mit seinen Engländern kaltblütig denselben zu löschen, und es gelingt ihm. Er befreit die im Ghetto eingesperrten Juden, welche die Bevölkerung in ihrem Fanatismus als Sühnopfer verbrennen lassen will. Er wagt

sich in das brennende Irrenhaus, in das Zimmer, wo die tobsüchtigsten Gefangenen sich aufhalten, er beherrscht und befreit die von Flammen umloderten Wahnsinnigen, löst ihre Bande und läßt keinen Einzigen der Widerstrebenden zurück. Die ganze Szene wird mit einer wahrhaft grandiosen Phantasie erzählt. Aber, wie gesagt, in dem Psychologischen verspürt man einige Schwäche. Als es jedoch gilt, den Eindruck dieser Handlung auf Corinna's weibliches Gemüth zu schildern, hält Frau von Staël uns vollständig schadlos. Oswald hat sich durch eine Abreise über Hals und Kopf jeder Danksagung entzogen, aber als er auf dem Rückwege mit Corinna wieder nach Ancona kommt, wird er wiedererkannt, und Corinna wird Morgens durch die Rufe: „Es lebe Lord Nelvil, es lebe unser Wohlthäter!“ geweckt. Sie tritt auf den Platz hinaus, und sie, die Dichterin, deren Name in ganz Italien berühmt ist, wird schnell erkannt und von der versammelten Menge mit Entzücken begrüßt. Die Menge bittet sie stürmisch, ihr Wortführer zu sein und Oswald ihr Dankgefühl zu verdolmetschen. Wie erstaunt ist er, als er auf den Platz hinaus tritt und Corinna an der Spitze des Volkshaufens erblickt! „Sie dankte Lord Nelvil im Namen des Volkes und entzückte alle Einwohner Ancona's durch die edle Anmuth, mit der sie es that.“ „Und,“ fügte die Verfasserin mit weiblicher Feinheit hinzu, „sich mit den Bürgern identificirend, sagte sie ‚Wir‘. ‚Sie haben uns gerettet wir schulden ihnen das Leben‘.“ Dies „wir“ ist eine Perle. „Und,“ heißt es weiter, „als sie vortrat, um Lord Nelvil einen für ihn geflochtenen Kranz aus Lorbeer und Eichenlaub zu überreichen, wurde sie von unbeschreiblicher Bewegung ergriffen; in diesem Augenblick empfand sie tiefe Scheu vor Oswald, und als das in Italien so leicht bewegliche und enthusiastische Volk sich jetzt vor ihm nieder warf, da beugte auch sie unwillkürlich das Knie und reichte ihm in dieser Stellung den Kranz.“ In der Schilderung der weiblichen Gefühle hat Frau von Staël ihre Stärke, der Gefühle eines weiblichen Genies, welches das ganze Märtyrerthum des Genies erleidet.

Von Allem rührt das häusliche Glück und die weibliche Reinheit ihr am tiefsten das Herz. Wie sehr fühlt sie sich er-

11*

griffen, als sie auf dem Sarkophage einer römischen Gattin die Inschrift liest: „Kein Makel hat mein Leben von der Hochzeit bis zum Scheiterhausen befleckt, ich lebte rein zwischen der Hochzeitsfackel und der Fackel des Scheiterhaufens.“ Aber dies Glück Hymen's war ihr nicht vergönnt, Corinnen so wenig wie Mignon, diesen zwei Kindern der Sehnsucht, welche, Jede für sich, in der französischen und deutschen Litteratur Italien personificiren. Corinna ist der letzte Abkömmling jener edlen und einsamen Sibyllen Italiens, von welchen die Tradition so viel erzählt. Sie ward geschaffen, um zu leiden, sie, welche selbst sagt, daß unsere arme menschliche Natur das Unendliche nur mittels des Leidens kennt. Allein ehe sie als das letzte Opfer auf der antiken Arena untergeht, wird sie als Opfer geschmückt und im Triumph einhergeführt.

Als wir ihre Bekanntschaft machen, treffen wir sie auf dem Festzuge zum Kapitol, einfach aber malerisch gekleidet, mit antiken Kameen im Haare, den feinen rothen Shawl turbanähnlich ums Haupt gewunden, wie auf Gérard's bekanntem, schönen Portrait der Frau von Staël. Dies ist das Kostüm, welches für Corinna paßt; sie, das Kind der farbenreichen Gegenden, hat noch nicht den Farbensinn verloren, hat selbst in dem steifen, regelrechten England frische Sinne und die Liebe zu jener Dreieinigkeit schöner Dinge: Gold, Purpur und Marmor, bewahrt.

Und wie alle andern großen Typen des Zeitalters wollen wir sie in die Umgebungen versetzen, welche ihr entsprechen und in welchen sie zu Hause ist, wie René in den Urwäldern, Obermann in den Hochalpen und Saint-Preux am Genfersee. Corinna's Gestalt ist der Nachwelt in dem bekannten Bilde aufbewahrt, von welchem man Kupferstiche in allen Kunstläden sieht: Corinna als Improvisatrice auf dem Kap Misene.

Ihre vulkanische und strahlende Natur ist in dieser strahlenden und vulkanischen Gegend zu Hause. Der Golf von Neapel scheint ein großer, versunkener Krater zu sein, von lachenden Städten und waldbekleideten Bergen umringt. Sein Meer umschließend, das noch viel blauer als der Himmel ist, gleicht er einem smaragdgrünen Becher, mit schäumendem Wein

gefüllt, und am Rande und auf den Seiten mit Weinlaub und Ranken geschmückt. Zunächst dem Lande blinkt das Meer in tiefstem Azurblau, weiter hinaus ist es weinfarben, wie schon Homer es genannt hat, und darüber leuchtet ein Himmel, der nicht, wie man zu glauben pflegt, blauer, sondern eher blässer als der unsrige ist, nur daß sein Blau gleichsam auf einem Grunde von hellem Feuer ruht, das in weißlicher und bläulicher Gluth schimmert. In diese Gegend versetzten die Alten ihre Hölle. In der Grotte des Avernussees war der Hinabgang zu derselben, Das nannten sie Hölle, dies Paradies! Sie meinten, der vulkanische Ursprung und die Umgebung zeigten an, daß der Tartaros nahe sei. Ueberall die vulkanischen Formen. Ein großer Berg sieht aus, als wäre die eine Seite mit einem Messer abgeschnitten. Der halbe Berg ist bei einem Erdbeben herabgestürzt. Kap Misene, die äußerste Landspitze, welche auf der einen Seite den Golf abschließt, während vor ihr die kleine Halbinsel Nisida, hinter ihr Procida und Ischia liegen, bestand vormals nicht, wie jetzt, aus zwei getrennten Anhöhen, sondern war ein Ganzes. Die beiden Krater des Vesuv entstanden bei dem Ausbruche, welcher Pompeji verschlang. Ueberall Fruchtbarkeit und Feuer. Wenige Schritte von Solfatara's Schwefeldämpfen, die zwischen dem Lavageröll aufsteigen, liegen Felder, welche ganz aus leuchtenden rothen Mohnblüthen bestehen, andere mit großen blauen Blumen, stark duftenden, rauhharigen Münzen und Kräutern, die Einem bis an den Leib heraufgehen, ein Reichthum, eine Fruchtbarkeit und Ueppigkeit, als könnte die strotzende Fülle in einer einzigen Nacht wieder emporschießen, wenn man das Ganze abmähte. Und dazu kommt der betäubende Wohlgeruch: ein würziger Hauch, den man im Norden niemals kennt, eine ungeheure Symphonie von den Düften Millionen verschiedener Pflanzen.

Gegen Abend zieht Corinna's Gesellschaft nach dem Kap Misene hinaus. Man schaut von dort nach der großen Stadt hinüber, man hört gleichsam in dem dumpfen Lärm ihr Herzklopfen. Ueberall funkeln Einem nach Sonnenuntergang Lichter vor Augen, auf den Spuren aller Wege liegen sie; quer über den Weg die Berghänge hinan hüpfen und fliegen die

hellen Flammen in der Luft, manche größer als ein Thaler- oder Zweithalerstück; die welche höher oben umher fliegen, sehen ganz wie losgerissene und bewegliche Sterne aus. All' diese Flammen, welche in langen Sprüngen hin und her schießen und eine Sekunde nach jedem Sprunge erlöschen, sind die leuchtenden Insekten des Südens. In der Dunkelheit versetzten diese tausende von Flammen Einen in die Märchenwelt von „Tausend und eine Nacht". Jenseits leuchtet, vom Kap Misene aus erblickt, der hochrothe Lavastrom an der dunklen Wand des Vesuvs hinab.

Hier bringt man Corinna ihre Leier, und sie besingt zuerst die Pracht dieser Natur, die Größe der Erinnerungen, welche sich an dieselbe knüpfen, an Cumä, wo die Sibylle wohnte, an Gaeta, das dahinter liegt, wo Cicero unter dem Dolche des Tyrannen seine Seele aushauchte, an Capri und Bajä, welche das Andenken von Nero's Schreckensthaten bewahren, an Nisida, wo Brutus und Portia einander das letzte Lebewohl sagten, an Sorrent, wo Tasso, dem Irrenhause entschlüpft, elend, verfolgt, mit wüstem Bart und zerrissenen Kleidern an die Thür seiner Schwester klopfte, die ihn nicht sogleich wiedererkannte, und dann vor Thränen nicht reden konnte. Hier endet sie mit einer elegischen Klage über alles Leid und alles Glück des Erdenlebens.

Und wollen wir hören, wie Corinna, wenn sie inspirirt ist, inmitten dieser Natur redet, wo die Schönheit auf dem Verderben gebaut ist, wo das Glück sich als eine fliegende, schnell erloschene Flamme offenbart, und wo der Vulkan beständig die Fruchtbarkeit bedroht?

Sie sagt: „Christus erlaubte einem schwachen und vielleicht reuevollen Weibe, seine Füße mit den kostbarsten Wohlgerüchen zu salben; und Denen, die für dieselben eine bessere Verwendung anriethen, verwies er Das: „Laßt sie gewähren", sagte er, „denn ihr habt mich nicht allezeit bei euch". Ach, Alles, was gut und erhaben ist auf dieser Erde, bleibt uns nur kurze Zeit. Alter, Gebrechlichkeit und der Tod werden bald den Thautropfen verzehren, der vom Himmel fällt und nur auf Blumen haftet. Theurer Oswald, lassen wir Alles in einander strömen: Liebe, Religion und Geist, Sonne und

Blüthenduft, Musik und Poesie! Es giebt keinen anderen Atheismus, als die Kälte des Gefühls, als Selbstsucht und Niedrigkeit. Christus sagt: „Wo Zwei oder Drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“. Und was, o mein Gott, heißt in Deinem Namen versammelt sein denn anders, als die erhabene Güte Deiner schönen Natur genießen, Dich dafür preisen, Dir für das Leben danken und vor Allem danken, wenn ein von Dir erschaffenes Herz ganz und voll dem unsern entgegenschlägt!“

So spricht sie unter ihrer doppelten Inspiration auf der Höhe ihres Lebens, indem sie das Glück des Genies und der Liebe in Eins zu verweben sucht. Aber nur einen Augenblick gelingt es ihr, die Myrte und den Lorbeerzweig mit einander zu verflechten, sie schnellen zurück, reißen sich von einander los und Corinna wird aus der begeisterten Sibylle in noch eines mehr der vielen verzweifelnden und gebrochenen Herzen verwandelt, durch welche der Genius des Jahrhunderts wider eine Gesellschaft protestirt, die, wie jene anscheinend so sicheren Städte von vulkanischen Flammen unterhöhlt ist, Flammen, die niemals beschwichtigt werden, sondern sich unser ganzes unruhiges und unglückliches Jahrhundert hindurch in einer Revolution oder Eruption nach der anderen Luft machen.

XIX.
Kampf gegen nationale und protestantische Vorurtheile.

Man könnte „Corinna“ ein Gedicht über Nationalvorurtheile nennen. Oswald repräsentirt alle diejenigen Englands, der Graf d'Erfeuil alle diejenigen Frankreichs, und gegen die Vorurtheile dieser beiden, zu jener Zeit stärksten und selbstbewußtesten Nationen Europas kämpft Corinna mit ihrer ganzen Seele und mit aller Begeisterung ihres poetischen Gemüthes. Dieser Kampf ist kein kaltblütiger, denn Corinna's ganzes Glück hängt davon ab, in wie fern es ihr gelingen wird, Oswald zum Aufgeben seiner angeborenen Vorurtheile so weit zu veranlassen, daß er mit einem Weibe gleich ihr glücklich werden kann, deren Leben nach jeder Richtung mit Dem in Fehde steht,

was man in England als das einzig Schickliche für eine Frau betrachtet. Aber indem Corinna solchermaßen den Blick Oswald's zu erweitern und seinen starren, beständig in die gewohnten Fugen zurückspringenden Geist geschmeidig zu machen sucht, bewerkstelligt sie zugleich die Erziehung des Lesers. Auf dem Gebiet der Gefühle setzt sie dieselbe Arbeit fort, welche wir sie auf dem Gebiet der Ideen vollbringen sahen. Sie skizzirt den ersten Grundriß zu einer Racenpsychologie, sogar in Betreff der intimsten Gefühle. Ihre Landsleute versuchten damals, in der eitlen Ueberzeugung, daß sie allein die Civilisation repräsentirten, die Nationalfarbe aller anderen Länder zu verwischen. Es ist ihr daher tiefst innerlich daran gelegen, ihnen zu zeigen, daß ihre Art und Weise der Gefühlsauffassung nur eine unter vielen gleich berechtigten und zuweilen mehr berechtigten sei.

Graf d'Erfeuil ist ein meisterlich ausgeführter Typus aller französischen Tugenden im Verein mit der ganzen nationalen Leichtfertigkeit und Hohlheit. Aber da Frau von Staël selbst Protestantin ist, und da die protestantische Geistesrichtung überhaupt fast zu allen Zeiten sich noch weit hoffährtiger und unverträglicher als die der katholischen Länder gezeigt hat, da endlich der Held des Buches ein starrer hochkirchlicher Engländer ist, so wendet der eigentliche Stachel des Buches sich gegen die ganze schwerfällige protestantische Bornirtheit.

Nehmen wir ein einzelnes Gefühl, z. B. die Liebe. Die nordische Auffassung derselben wird in Oswald's Person geschildert. Nichts gleicht seiner ersten Verdutztheit, als er Corinna, ohne die geringste Rücksicht auf ihr Geschlecht, in Italien als Genie geliebt und bewundert werden sieht. Diese Art öffentlicher Existenz erscheint ihm für eine Frau im höchsten Grade anstößig (shocking). Er ist gewohnt, das Weib wie eine Art Hausthier zu betrachten, und vermag sich Anfangs gar nicht mit dem Gedanken zu versöhnen, daß man einer Frau das Verbrechen, Genie zu besitzen, verzeihen könnte. Er fühlt sich dadurch gleichsam gedemüthigt und verletzt, sein Hochmuth begreift, daß man die eigentliche absolute Anbetung des Mannes, welche für einen rechten Engländer als höchste Tugend der Gattin gilt, und welche die eheliche Sorglosigkeit sichert, von einem so

freien Geiste schwerlich erwarten kann. Und als sie ihn endlich liebt und mit einer Leidenschaft liebt, im Vergleich zu welcher Alles erblaßt, was er jemals gesehen und gehört hat, und welche so uneigennützig ist, daß sie Alles um seinetwillen aufs Spiel setzen läßt, ohne das Mindeste zu fordern, da vergißt er sie, ihr Genie, ihren Seelenadel und ihre geistige Größe, so bald er wieder auf englischem Boden steht, von Neuem englische Nebel und Vorurtheile einathmet und ein junges unschuldiges Kind von sechzehn Jahren trifft, das wie zu einer Gattin nach englischem Recepte geschaffen ist, zugeknöpft, unwissend, unschuldig, schweigsam, die inkarnirte Familienpflicht mit blauen Augen und blondem Haar.

An einer anderen Stelle versetzt sie der französischen Auffassung der Liebe einen Hieb. Sie weist nach, wie alle zärtlichen Gefühle in Frankreich von einer krankhaften Schwäche inficirt werden, von der aus Eitelkeit entsprungenen Furcht vor dem Urtheile der Gesellschaft. Die französische Liebe ist, meint sie, fast lauter Eitelkeit. Alle Gefühle und das ganze Leben werden vom Witze, von der Lust, sich auszuzeichnen, und von der Furcht regiert, welche sich durch die Frage kennzeichnen läßt: „Was wird man dazu sagen?“ In diesem Punkte stimmt Frau von Staël vollständig mit einem ihr bald nachfolgenden Schriftsteller, dem scharfsinnigen und originellen Henri Beyle, überein, welcher die Franzosen als die Lebhaft-Eitlen (les vainvifs) zu bezeichnen pflegt, und welcher behauptet, all' ihre Handlungen würden durch die Erwägung des „Qu'en dira-t-on?“, d. h. durch die Furcht vor der Lächerlichkeit, bestimmt.

Das französische Volk ist, wie das dänische, gewohnt, sehr stolz auf seinen ausgebildeten Sinn für das Komische zu sein, so stolz, daß namentlich kraft dessen die Franzosen sich bescheidentlich selbst als das geistreichste Volk der Welt bezeichnen. Corinna behauptet, es sei dieser Sinn, und die entsprechende Furcht vor der Lächerlichkeit, was in Frankreich alle Originalität in Sitten, Trachten und Sprache ertödte, was die Phantasie jeder Freiheit und das Gefühl jeder natürlichen Kundgebung beraube. Alles angeborene Gefühl, aller angeborene Geist verwandle sich in Epigramme, statt in Poesie, in den Ländern, wo die Furcht,

ein Gegenstand des Witzes oder Spottes zu werden, Jeden veranlasse, selbst zuerst nach dieser Waffe zu greifen. „Soll man,“ wendet sie d'Erfeuil gegenüber ein, „denn beständig für Das leben, was die Gesellschaft über Einen sagt? Soll Das, was man denkt, und Das, was man fühlt, Einem denn nie der Leitstern sein? Wäre es so, sollten wir immer und ewig einander gegenseitig nachahmen, weshalb ist denn Jedem eine Seele und ein Geist zu Theil geworden? Die Vorsehung hätte sich dann diesen Luxus ersparen können“.

Sie freut sich nun also, den nordischen Puritanerhochmuth und die französische Eitelkeit und Lächerlichkeitsfurcht durch die ungeschminkte Natürlichkeit zu beschämen, welche das italienische Volk selbst in seiner Erniedrigung bewahrt hat. „Wie“, fragt Oswald Corinna, als er von England spricht, „wie haben Sie jenes Heiligthum der Keuschheit und Sittlichkeit verlassen und dies gesunkene Land zu Ihrem Adoptivvaterlande machen können?“ Corinna antwortet: „In diesem Lande sind wir bescheiden, weder stolz auf uns selbst wie die Engländer, noch selbstvergnügt wie die Franzosen“. Sie zeichnet mit feinen und wahren Zügen die rührende Naivetät, mit welcher das Gefühl sich in Italien kund giebt: keine steife Zurückhaltung wie in England, keine Koketterie wie in Frankreich. Das Weib will hier nur Dem, welchen sie liebt, gefallen und macht sich nichts daraus, ob die ganze Welt es erfährt. Einer der Freunde Corinnas kehrt nach längerer Abwesenheit nach Rom zurück und läßt sich bei einer vornehmen Dame melden. Der Diener kommt heraus mit der Erwiderung: „Die Fürstin kann Sie jetzt nicht empfangen, sie ist bei schlechter Laune, sie ist inamorata“, zu Deutsch: „sie ist verliebt.“ Sie zeigt, wie schonend, wie edel das Weib in Italien beurtheilt wird, und wie es selbst in der Galanterie eine gewisse Unschuld bewahrt. Ein armes Mädchen diktirt auf öffentlicher Straße einen Brief an ihren Geliebten, und der Schreiber schreibt ihn mit dem größten Ernste, jedoch nie ohne aus eigenem Antrieb all' jene officiellen Floskeln hinzuzufügen, deren Kenntniß sein Beruf mit sich bringt. Der arme Soldat oder Arbeiter empfängt solchermaßen einen Brief, in welchem viele zärtliche Liebesbetheuerungen von Ausdrücken wie

„Hochgeehrter Zeitgenosse! und „Achtungsvoll Ihre ehrerbietige“ rc. umrahmt sind. Corinna's Schilderung ist hier vollkommen wahr. Ich habe zufällig selbst derartige Briefe gesehen. Und auf der anderen Seite ist Gelehrsamkeit bei den italienischen Frauen nichts Ungewöhnliches. Ein Franzose, der eine kenntnißreiche Frau eine Pedantin nennt, erhält in dem Buche die Antwort: „Was ist Böses dabei, daß eine Frau Griechisch versteht?“

Es fehlt denn auch Corinna nicht der Blick dafür, daß das officielle Hervorheben von Pflicht und Moral im Norden hinsichtlich aller Fälle, wo das Gesellschaftsgesetz einmal durchbrochen ist, auf der größten Rohheit basirt. Sie weist nach, wie der Mann in England kein Versprechen und kein Verhältniß achtet, das nicht als staatsrechtlich zu Protokoll genommen ist, und wie in dem sittenstrengen England mit der Heiligkeit der Ehe, mit dem untadelhaften Leben in der Häuslichkeit die schamloseste und viehischste Prostitution Hand in Hand geht, gleichwie der persönliche Teufel dem persönlichen Gott entspricht. Im Gegensatze hiezu bemerkt sie mit weiblicher Behutsamkeit und Schamhaftigkeit: „Die häuslichen Tugenden machen in England den Ruhm und das Glück der Frauen aus; aber wenn es Länder giebt, in welchen man Liebe außerhalb der heiligen Bande der Ehe antrifft, so gehört zu diesen Ländern das, wo man am meisten Rücksicht auf das Glück des Weibes nimmt: Italien. Die Männer haben sich dort eine Art Moral für die Verhältnisse gebildet, welche eigentlich außerhalb der Moral fallen, ein Tribunal des Herzens.“ Es ist jenes Tribunal, welches durch die Liebeshöfe des Mittelalters Rechtskraft erhielt, es ist dasselbe, welches Byron so sehr frappirt, als er in Italien ein dem englischen durchaus entgegengesetztes, im Uebrigen aber vollständig ausgebildetes Moralsystem findet. Und, wie immer, sucht sie auch hier diese milderen Sitten auf die milden klimatischen Verhältnisse des Landes zurück zu führen. Sie wagt zu sagen: „Die Verirrungen des Herzens flößen hier mehr, als anderswo, ein nachsichtiges Mitgefühl ein. Sprach Jesus nicht zu Magdalena: „Ihr wird viel vergeben werden, denn sie hat viel geliebt“? Diese Worte wurden einst unter einem eben so

schönen Himmel wie dem unsern gesprochen, demselben Himmel, der uns, wie damals, das göttliche Erbarmen verheißt!"

Selbst Protestantin, lehrt Frau von Staël also ihre Glaubensgenossen den italienischen Katholicismus verstehen: „Da der Katholicismus hier keine andere Religion zu bekämpfen hatte, hat er einen Charakter der Sanftmuth und Nachsicht wie nirgendwo anders erhalten, während dagegen der Protestantismus in England, um den Katholicismus dort zu vernichten, sich mit der größten Strenge in Grundsätzen und Moral hat wappnen müssen. Unsere Religion vermag, gleich der antiken, die Künstler zu beseelen, die Dichter zu inspiriren, und bildet, so zu sagen einen Theil all' unsrer Lebensgenüsse, während die eurige, indem sie sich einem Lande einordnete, wo der Verstand eine viel größere Rolle als die Einbildungskraft spielt, einen Charakter moralischer Strenge angenommen hat, den sie stets behalten wird. Die unsre spricht im Namen der Liebe, die eure im Namen der Pflicht. Obschon unsere Dogmen absolut sind, sind unsere Grundsätze liberal, und unsere absoluten Dogmen passen sich den Umständen des Lebens an, während eure religiöse Freiheit ohne irgend eine Ausnahme ihren Gesetzen Achtung erzwingt." Sie zeigt, wie man daher in den protestantischen Ländern eine beständige Furcht vor dem Genie, vor der Ueberlegenheit des Geistes hegt. „Man thut das mit Unrecht, bemerkt sie, „denn diese Ueberlegenheit ist ihrem Wesen nach äußerst sittlich. Alles zu verstehen, macht sehr nachsichtsvoll, und aus tiefer Empfindungskraft geht große Güte hervor."

„Weshalb ist das Genie ein Unglück? Weshalb hat es mich verhindert, geliebt zu werden? Wird Oswald bei einer Anderen mehr Geist, mehr Verständniß, mehr Zärtlichkeit finden, als bei mir? Nein, er wird weniger finden und zufrieden sein, denn er wird sich in Uebereinstimmung mit der Gesellschaft wissen. Welche lügnerische Freuden, welche eingebildete Leiden sie uns giebt! Im Angesichte der Sonne und des Sternenhimmels empfindet man nur den Drang, zu lieben und sich einander werth zu fühlen. Aber die Gesellschaft, die Gesellschaft! Wie sie das Herz verhärtet und den Geist leichtfertig macht! Wie sie nur auf Das hinleben läßt, was man uns nachreden

könnte! Wie rein und leicht könnten wir athmen, wenn die Menschen sich eines Tages begegneten, Jeder von dem Drucke befreit, den Alle auf den Einzelnen üben! Wie viel' wahre Gefühle würden ihnen dann erfrischend zuströmen! — „Empfange denn meinen letzten Gruß, o mein Vaterland!“ ruft Corinna in ihrem Schwanengesange zu Rom's Ehren aus, und man fühlt die Bitterkeit und das Selbstgefühl der Verbannten Napoleon gegenüber in folgenden Worten: „Du freigebiges Volk, das mir den Ruhm vergönnte, aus dessen Tempeln Du die Frauen nicht verbannst, das die unsterbliche Begabung nicht einer vorübergehenden Eifersucht opfert, das dem Aufschwunge des Genius stets seinen Beifall schenkt, des Genius, der ein Sieger ist ohne Ueberwundene, ein Eroberer ohne Beute, der aus der Ewigkeit schöpft, um das Zeitliche zu bereichern!“

Auf der Basis dieses Grundrisses von Gegensätzen zwischen dem katholischen und dem protestantischen Gefühlsleben erhebt sich der Gegensatz zwischen einer zwiefachen Kunstanschauung. Und auf diesem Punkte ist die Bedeutung des Buches die, einen energischen Streich wider den ganzen protestantischen Hochmuth und den künstlerischen Unverstand zu führen, welche Oswald repräsentirt, bei dem jeder Blutstropfen von englischer Nationalbornirtheit durchdrungen ist.

Inmitten dieses plastischen und musikalischen Volkes, das so gutmüthig, so kindlich unbekümmert um seine Würde und so unmoralisch im englischen Sinne des Wortes ist, fühlt er, der so gewohnt ist, die Bedeutung des Lebens in die Erfüllung eines gewissen Inselbegriffs von Pflichten und Schicklichkeitsregeln zu setzen, sich völlig deplacirt. Ihm fehlt jeder artistische Sinn; er legt bald einen litterarischen, bald einen sittlichen, bald einen religiösen Maßstab an die Kunst, fühlt sich überall abgestoßen, und kann nichts verstehen. Er bemerkt einige Basreliefs an den Thüren der Peterskirche. Was gleicht seiner Verwunderung, als er sieht, daß sie Scenen aus Ovid's Metamorphosen darstellen! Das ist ja das reine Heidenthum! Corinna führt ihn in das Kolosseum, und sein einziger Eindruck ist, wie der Oehlenschläger's, das Gefühl, auf einer ungeheuren Richtstätte zu stehen, und die sittliche Entrüstung über die Unthaten,

welche hier gegen die Christen verübt wurden. Er tritt in die sixtinische Kapelle, und, durchaus unerfahren in der Geschichte der Kunst, ist er im höchsten Grade empört, zu sehen, daß Michel Angelo sich erdreistet hat, Gott Vater in eigner Person mit einem bestimmt begrenzten menschlichen Körper zu malen, als wäre es ein Jupiter oder ein Zeus. Er nimmt gleichfalls Aergerniß daran, daß er in Michel Angelo's Propheten und Sibyllen Nichts von dem demüthigen christlichen Geiste findet, den er in einer christlichen Kapelle zu finden erwartet.

Jeder dieser verschiedenen Züge ist dem Leben abgelauscht. Italien ist, wie die südlichen Länder Europas überhaupt, eine Stätte, welche eine artistische oder, wie man bei uns zu sagen pflegt, eine ästhetische Disposition bei dem Besucher voraussetzt. Man pflegt das menschliche Leben in drei verschiedene Sphären einzutheilen, in die praktische, die theoretische und die ästhetische. Die praktische Betrachtung des Waldes ist die, ob die Gegend gesund sei, oder die forstmäßige, welche den Werth an Brennholz taxirt; die theoretische ist die des Botanikers, welche den Charakter der Vegetation wissenschaftlich studirt; die ästhetische oder artistische endlich ist die, welche nur ein Auge dafür hat, wie der Wald sich ausnimmt. Dieser letzte Sinn geht Oswald gänzlich ab. Er hat keine Augen, sein Verstand und seine Moral haben seine Sinne aller Frische beraubt. Deshalb vermag er nicht den Inhalt über der Form zu vergessen, deshalb erweckt die Arena des Kolosseums ihm keinen andern Gedanken, als die praktisch-moralische Erinnerung an all das Blut, das hier unrechtmäßig vergossen ward. In Corinna's Hervorheben der entgegengesetzten Betrachtungsart spüren wir den Einfluß Deutschlands, die Einwirkung ihrer Umgangsfreunde, der Brüder Schlegel, den ersten Hauch des erwachenden romantischen Geistes in Deutschland. Denn was die Romantik, wie verschiedenartig sie auch in den verschiedenen Ländern aufgefaßt wurde, vollständig betont, ist der Satz, daß das Schöne nur sich selbst zum Ziele habe oder, wie man in Deutschland sagte, „Selbstzweck" sei, ein Gedanke, den man aus Kant's „Kritik der Urtheilskraft entnimmt, eine Bestimmung der Schönheit welche jetzt als Aufgabe der Kunst erfaßt wird. Im Französischen

wird Dies durch die „l'art pour l'art“ ausgedrückt, und im Dänischen sehen wir diese Anschauung zum ersten Mal in Oehlenschläger's Gedichten hervortreten, z. B. in „Die Poesie vertheidigt sich“ oder in dem Gedichte „Morgenwanderung“ in der „Reise auf Langeland.“

Aber nicht die Kunst allein, sondern auch die Bevölkerung und das Leben in Italien muß man, um sie zu verstehen, und nach ihrem richtigen Werthe zu schätzen, mit artistischem Auge betrachten. Nichts ist gewöhnlicher, als im Süden Engländer, Deutsche oder Franzosen zu treffen, welche von ihrem nationalen Gesichtspunkte aus Alles tadeln. Die Deutschen finden, daß den Frauen die schamhafte Schüchternheit, das Jungfräuliche fehle, das sie gewohnt sind, als Schönheitsideal zu betrachten. Die Engländer fühlen sich durch den Mangel an Reinlichkeit und Ordnung zurückgestoßen, die Franzosen durch die Dürftigkeit der Konversation und durch die Schlechtigkeit der Prosa.

Corinna weist darauf hin, daß die weibliche Schönheit, welche in Italien nicht von einer moralischen, sondern von einer plastischen und malerischen Art ist, ein Auge erfordere, das für Farbe und Form empfänglich und nicht durch Bücherlektüre geschwächt sei. Sie stellt die italienische Improvisation in Gegensatz zu der französischen Konversation und findet in derselben ein Aequivalent.

Ein verständiges Volk, wie die Engländer, kultivirt das Geschäftsleben und das praktische Leben, eine gefühlvolle Nation, wie die deutsche, pflegt die Musik, ein geistvoller Volksstamm, wie der französische, konversirt, d. h. bekommt seine Einfälle durch Unterhaltung und geselliges Leben mit Andern, ein phantasievolles Volk, wie die Italiener endlich, improvisirt, d. h. steigert naturgemäß die gewöhnlichen Gefühle zur Poesie. Corinna sagt: „Ich fühle mich als Dichterin, so bald mein Geist sich erhebt, so bald er in noch höherem Grade, als sonst, Eigenliebe und Niedrigkeit verachtet, kurz, so bald ich empfinde, daß eine schöne Handlung mir jetzt leicht sein würde; dann gerathen meine Verse am besten. Ich bin Dichterin, wenn ich bewundere, wenn ich verachte, wenn ich hasse, nicht aus persönlichen Ur-

sachen, sondern um der ganzen Menschheit willen.“ Und sie begnügt sich nicht damit, den leichten Nachtigallengesang in Schutz zu nehmen, welcher Das ausmacht, was die Italiener unter lyrischer Dichtung verstehen. Sie erklärt das übertriebene Gewicht, welches die italienische Prosa auf die Form und auf den ganzen rhetorischen Prunk legt. Einmal liebe man überhaupt die Form im Süden, sodann sei es natürlich, da man unter einem geistlichen Regiment schreibe, welches jede ernste Behandlung irgend eines Stoffes verbiete, da man also gewiß sei, durch seine Schriften keinen Einfluß auf den Gang der Dinge üben zu können, daß man schreibe, um seine Gewandtheit als Schriftsteller an den Tag zu legen, um mit seinen schönen Perioden zu glänzen, und daß der Weg schon das Ziel werde.

Der zweite Umstand, durch welchen sich Oswald verletzt fühlte, war Michel Angelo's Darstellung der Gottheit und der Propheten in der sixtinischen Kapelle.

Er findet nicht in Jehovah's kraftvoller Mannesgestalt die unsichtbare, rein geistige Macht, zu welcher der nordische Protestantismus den leidenschaftlichen Nationalgott der alten Asiaten umgewandelt hat; und wo findet man wohl in all' diesen stolzen Männer- und Frauengestalten, mit denen Michel Angelo in seiner prometheischen Lust, „Menschen zu formen“, die Decke bevölkert hat, wo findet man in diesen trotzigen, begeisterten, verzweifelten und kämpfenden Gestalten die Demuth, die Sanftmuth, welche er anzutreffen erwartete! Corinna ertheilt hier ihren Landsleuten eine Lektion, die nach so vielen Jahren auch außerhalb Frankreichs, ganz besonders außerhalb Frankreichs noth thun kann, zumal in Ländern wie den nordischen, wo so viel kindisches Geschwätz über christliche Kunst und christliche Aesthetik zu Markte gebracht worden ist.

Der leidenschaftliche und gewaltsame Angriff, den Sören Kierkegaard in seiner letzten Periode wider die sogenannte christliche Kunst richtete, war für einen Mann, dem, wie Kierkegaard, jede künstlerische Bildung abging, natürlich; er schiebt beständig den Malern der Renaissancezeit seine protestantische, ja seine individuelle Religionsauffassung unter, und nimmt dann Anstoß daran, daß sie, mit dieser Auffassung im Hintergrunde

ihres Bewußtseins, so malen können, wie sie es thun. Er weiß, wie Oswald, nicht, daß die Maler der Renaissancezeit in einem andern Verhältniß zu ihren Stoffen stehen, als das heutige ist, daß, während der Maler unserer Zeit in seinen Gegenstand einzudringen und ihn als Archäolog, als Psycholog oder als Ethnograph zu studiren sucht, der Maler der Renaissancezeit seinen Stoff hinnahm, wie er ihm vorlag, und daraus machte, was er Lust hatte, daraus zu machen, d. h. was mit seiner selbständigen und originellen Individualität übereinstimmte. Hierin liegt die Erklärung Dessen, was bei den alten Meistern den nordischen Beschauer so stark verwundert und verletzt. Denn gerade wie eine geringe Zahl von Stoffen, die aus der Ilias und der Odyssee entnommen waren, die ganze griechische Bildhauerkunst, Malerei und dramatische Kunst mit Vorwürfen versah (es ist immer dieselbe Geschichte von Helena und Paris, von Atreus und Thyestes oder von Iphigenia und Orest), so setzte auch ein Dutzend von Sujets aus dem alten und dem neuen Testamente (der Sündenfall, Loth und seine Töchter, Christi Geburt, die Flucht nach Aegypten, die Passionsgeschichte) dreihundert Jahre hindurch alle Meißel und Pinsel Italiens in Bewegung. Nur diese Gegenstände werden bestellt, nur in ihnen ist in der eigentlich strengen Zeit das Studium des Nackten gestattet. Und während nun die Entwickelung fortschreitet, bleiben die Stoffe dieselben. Der fromme und naive Glaube der alten Zeit wird von dem begeisterten Humanismus und dem freudig aufblühenden Heidenthume der Renaissancezeit abgelöst; aber noch immer malt man Madonnen und Magdalenen, nur mit dem Unterschiede, daß die steife Himmelskönigin des byzantinischen Zeitalters in ein idealisirtes Bauernkind von Albano, oder daß Andrea del Verrocchio's schreckhaft abgezehrte, lumpenbehangene, schluchzende und spindeldürre Magdalena in Correggio's üppiges und gesundes, lächelndes und verführerisches Mädchen verwandelt wird, dessen vorgebliche Reue noch als Koketterie erscheint, oder endlich, daß all' jene gekreuzigten und gesteinigten Märtyrer und Apostel, die aussehen, als seien sie lebendig begraben gewesen oder in Oel gekocht worden, sich in Figuren wie San Sebastian bei Giorgione oder Tizian

verwandeln, in den schönen, von Gesundheit und Schönheit strahlenden Pagen oder Cicisbeo, dessen blendende Hautfarbe noch mehr durch ein Paar Blutstropfen hervorgehoben wird, die von einer, zierlich zwischen den Rippen angebrachten Pfeilspitze herabtriefen.

Oswald muß also von Corinna lernen, daß jener ganze Chor junger Heroen, die Michel Angelo's große Deckengemälde umgeben — (Einer, welcher dem griechischen Achilles mit über dem Knie gefalteten Händen gleicht, Einer der sich bückt, wie um einem Schlag zu entgehen, Einer, der seinen Arm wie zur Abwehr eines Streiches erhebt, Einer, der mit Macht an der durch den Bronceschild geführten Schärpe zerrt, Mehrere, die mit Anstrengung all' ihrer Kräfte Hände und Füße wider ihren Rahmen stemmen, sich winden und gegen die Architektur der Decke strampeln), — er muß lernen, daß all' diese Figuren, welche, schön wie die homerischen Helden, mit der Schönheit eine wildere Energie und einen noch mannhafteren Willen vereinen, gleichsam Michel Angelo's menschgewordene Gedanken sind. Denn Michel Angelo dekorirt nicht mit Ornamenten oder mit Blumen, sondern mit Menschenleibern, und jeder seiner Gedanken nimmt die Gestalt eines leidenden Heros an, wie die Gedanken der antiken Künstler die Gestalt eines glücklichen Gottes. Ein leidender Heros gilt wohl eben so Viel wie ein seliger Gott. Oswald muß jene Liberalität des italienischen Katholicismus bewundern lernen, welche unter der Renaissance jedem Künstlergeiste gestattete, sich mit vollster Freiheit, mit ungehemmtester Originalität zu entfalten, selbst wenn der Künstler in seinen Werken ein ganz individuelles Menschenideal darstellte oder die christlichen und jüdischen Sujets als Formen, als Vorwände gebrauchte, um seine eigene, seine rein persönliche Religion darzustellen. Für die Künstler jener Zeit war die Kunst Religion, und Linien und Farben waren die Formen, unter denen sie anbeteten.

Und so gelangen wir denn zu dem dritten Umstande, welcher Oswald ein Aergerniß gab, als er Ovid's Metamorphosen auf den Thüren der Peterskirche abgebildet sah, das Aergerniß der Vermischung von Christlichem und Heidnischem in der katho-

lischen Kirche. Dieser Zug findet sich überall wieder; überall wurde das heidnische Material benutzt und beibehalten. All' die alten Basiliken und Kirchen sind aus lauter antiken Tempelsäulen erbaut, ein einfaches Kreuz wandelt oberflächlich die Obelisken, das Kolosseum und das Pantheon zu christlichen Bauwerken um. Einer alten, schlechten Statue des Jupiter Stator giebt man ein Paar Schlüssel in die Hand, tauft sie zu Sankt Peter um und küßt ihr die Zehen ab; die aufgefundenen Statuen des Menander und Posidippos werden das ganze Mittelalter hindurch als Heilige angebetet. Diesem bisweilen naiven, aber stets liberalen Verhalten zum Heidnischen und zum Humanen verdankt der Katholicismus den künstlerischen Glanz, mit welchem er ewig in der Weltgeschichte strahlen wird, ein Glanz, den die künstlerischen Leistungen des Protestantismus nicht verdunkeln werden.

Man kann Neapel als Italiens Natur, Rom als Italiens alte Zeit, und Toskana als Italiens Renaissance betrachten. In Toskana wurde der Mensch nach seinem Sündenfalle, der Naturverleugnung, wiedergeboren. Hier bildeten sich die ersten italienischen Republiken. Hier erstarkte der Mensch aufs Neue zur Willenskraft, und die Häuser schoben sich zusammen und bildeten einen kleinen, stolzen, unbezwinglich freisinnigen Staat, eine Stadt und deren Umgegend. Dann stiegen die Thürme und Thurmspitzen empor, schlank wie die Haltung eines freien Mannes, die Paläste wurden begonnen und befestigt, die Kirchen wurden vollendet, und die Kirche war ein Nationalschatz, ein Zeuge von Reichthum, Ausdauer und Kunstsinn, eine enorme Werthsache in dem Wettkampfe um den Vorzug zwischen Staat und Staat, zwischen der Stadt Siena und der Stadt Florenz, weit mehr noch als eine Wohnstätte für „unsere allerheiligste Frau". Man that unendlich viel Mehr zur Ehre Siena's, als zur Ehre des lieben Gottes.

Eine Kirche in Toskana ist mit ihren Mosaiken auf Goldgrund, wie die zu Orvieto, oder mit ihrer Façade von weißem, durchbrochenem Marmor, welche dem Spitzengewande einer jungen Schönheit gleicht, wie die Kirche zu Siena, mit ihrer attischen und eleganten, zierlichen und zarten Form und ihrem

Reichthum von Kunstschätzen im Innern, noch weit mehr ein Juwelenschrein, als eine Kirche. Erst spät lernt ein Nordländer, wie Oswald, eine Kirche als ein Kunstwerk genießen, erst spät vermag er ihre Schönheit durch alle Poren einzusaugen und, wenn die Priester die Weihrauchfässer schwingen, oder wenn die eine oder andere Opernmelodie üppig zu den Gewölben empor schallt, sich daran zu erfreuen, wie eine junge Italienerin, die sich nirgends so amüsirt oder erfreut wie in der Kirche.

Aber dann versteht er auch, woher es kam, daß Italien während der Renaissancezeit seine große Kunst hervorbrachte. Das Italien jener Zeit nimmt das Christenthum, entkleidet es seiner Askese, seiner Schrecken, seines ganzen jüdisch-asiatischen Wesens, und schafft es um zu einer blumengeschmückten, myrrhenduftenden Mythologie, und wie Rom einst den griechischen Eros in das Kind Amor verwandelte, so verwandelt Italien jetzt zum anderen Male den erwachsenen orientalischen Gott in ein Kind; es giebt der rein geistigen Religion einen sinnlichen Körper; spannt ihn vor die Kunst und läßt ihn alle bildenden Künste im Triumphzuge durch die Welt ziehen. Der Protestantismus dagegen, welcher bei nördlichen Stämmen entsteht, deren Verstand scharf ist und deren Sinne stumpfer sind, welcher sich daher auch unter keinem romanischen oder südgermanischen Volke hat ausbreiten können — denn die romanischen Völker machen ohne Uebergang den Sprung vom Katholicismus zum Humanismus, — der Protestantismus fegt all' die schönen Albanerinnen welche ein lächelndes Kind an die Brust drückten, von seinen Altären herab unter dem Vorwande, daß es Madonnen seien, überkalkt all' die bunten Bilder, und feiert den Triumph der kalkbestrichenen Wände. Er erweist sich machtlos, einige originale religiöse Architektur zu erzeugen, denn all' die großen Kirchen stammen selbst in den protestantischen Ländern noch aus der katholischen Zeit. Wenn daher, wie es heut zu Tage in den romanischen Ländern geschieht, der katholische Glaube aus der katholischen Kirche entschwindet, wenn Inquisition und Fanatismus zur Sage werden, wenn das häßliche Thier im Schneckenhause stirbt, so bleibt noch die Schale, schön gewunden, zurück. Es bleiben doch prachtvolle Kirchen, Statuen, Gemälde zu

Hunderttausenden übrig; es bleiben doch immer Michel Angelo's Kapelle und Rafael's sixtinische Madonna und Kirchen wie die Peterskirche oder wie die Dome in Mailand und Pisa. Aber wenn wir — bei aller Achtung vor Dem, was der Protestantismus als Uebergangsglied in der Geschichte des Menschengeistes für das ganze innere und sittliche Leben geleistet hat, und mit Ehrfurcht vor vielen seiner Monumente, die nicht für das äußere Auge sind — wenn wir, sei es auch nur per impossibile, die Möglichkeit setzten, daß dem Protestantismus einst dasselbe Schicksal widerführe, das jetzt dem Katholicismus in Italien zu Theil wird, welche dekorative oder architektonische Sehenswürdigkeiten bleiben dann übrig? Die merkwürdigste wird ein Tintenfleck auf der Wartburg sein, die abschreckendste Sehenswürdigkeit Kirchen, so häßlich wie die Johanniskirche an der Norderbrücke in Kopenhagen, welche dann vielleicht durch das ehrwürdige Moos des Alters verschönert sein wird.

Um dies liberale Verhältniß des Katholicismus zur Kunst näher zu erklären, welches einer der Hauptpunkte ist, zu denen Corinna bei ihren Gesprächen mit Oswald beständig zurückkehrt, führe ich ein bestimmtes Beispiel an. Ich verweile etwas bei diesem Thema, weil wir hier bei dem zweiten Hauptpunkte stehen, in welchem die Einwirkung ihres deutschen Umgangskreises auf Frau von Staël sich geltend macht, und wo wir abermals, aber diesmal stärker, das Wehen des herannahenden romantischen Geistes, mit seinem Widerwillen gegen den Protestantismus als phantasielos und kunstlos, als kalt und nüchtern, und mit seiner stets zunehmenden Vorliebe für den Katholicismus verspüren, dessen vertrauliches Verhältniß zur Kunst und Phantasie so ganz nach seinem Herzen ist.

Ich nehme also als Beispiel und Beweis für meine Behauptung ein einzelnes katholisches Kunstwerk, die Markuskirche in Venedig. Wenn man sie zum ersten Male erblickt, so stutzt man draußen einen Augenblick über ihre orientalische Façade, ihre blinkenden Kuppeln, ihre wunderlichen Bogen, die auf kurzen, über einander aufgethürmten Säulenbündeln von rothem und grünem Marmor ruhen, man wirft von der Piazza aus einen Blick auf die Außenwände mit den buntfarbigen Mosaiken

auf Goldgrund, und tritt dann ein. Der erste Eindruck ist: „Was in aller Welt ist doch das? Das ist ja lauter Gold, Goldkuppeln und goldene Wände!“ Die feinsten Goldmosaikstifte, aus welchen der Hintergrund aller Bilder besteht, bilden eine einzige Goldfläche. Fällt ein Sonnenstrahl herab, so erzeugt er helle, schimmernde Goldflecke auf dem dunkleren Goldgrunde, und die ganze Kirche funkelt und flammt. Der vom Alter wellenförmig gewordene Estrich ist aus Mosaik von rothem, grünem, weißem und schwarzem Marmor zusammengefügt. Die röthlichen Marmorsäulen haben Kapitäler von vergoldeter Bronce. Die kleinen Bogenfenster haben weißes, nicht buntfarbiges Glas; denn buntes Glas würde zu dieser Pracht nicht stimmen; es ist gut für ärmliche Kirchen. Die Säulen werden durch ungeheure, viereckige, wohl sechs Ellen dicke Pfeiler von grünlichem Marmor unterbrochen, welche vergoldete Halbbogen tragen, und jede Kuppel ruht auf vier solcher goldenen Halbbogen. Die kleineren Säulen, welche die Altäre, Chöre u. s. w. tragen, sind von grünem und rothgefleckten Marmor, zuweilen von Alabaster, und dann durchsichtig. Aller niedriger liegende Marmor ist größtentheils hochroth, z. B. alle Sitze oder Bänke, die rund um die Pfeiler und an den Seiten entlang gehen. Die ganze Kirche hat, was natürlich in dieser Stadt ist, deren Malerschule die Form so ganz der Farbe unterwirft, einen rein malerischen, keinen architektonischen Charakter. Wie sie dasteht mit ihren vergoldeten Ornamenten, ihren zierlich eingelegten Stühlen, ihren vollendet schönen Broncen, ihren goldenen Statuetten, Kandelabern und Kapitälern, gleicht San Marco einer anmuthigen, auf ihr Lager hingestreckten Haremsschönheit, schwer beladen mit Gold, Perlen und blitzenden Diamanten und mit dem reichsten Brokat, der ihr maurisches Ruhebett überdeckt.

Aber ist meinem Berichte zu trauen? Bin nicht ich es, der profane Beschauer, welcher alles mit profanen Augen anblickt? Ist die Kunst hier nicht trotzdem nur Mittel? Ein Kritiker stellt sich selbst diese Fragen, und ich sah mich nach einer verläßlichen Antwort um, als ich gerade über dem Haupteingang der Kirche eine Inschrift, die einzige, welche vorhanden ist, entdeckte. Ich las sie mit Spannung; sie ist in lateinischer

Sprache, und lautet, wie folgt: „Ubi diligenter inspexeris artemque ac laborem Francisci et Valerii Zucati venetorum fratrum agnoveris, tum tandem judicato.“ Zu Deutsch: „Wenn Du all' die Kunst und Arbeit, die wir zwei venetianischen Brüder, Fanciskus und Valerius Zucatus, hier ausgeführt, aufmerksam betrachtet und geprüft hast, dann erst beurtheile uns.“

Was besagt Das? Es ist eine Warnung der Mosaikarbeiter vor übereilter Kritik. Man denke sich einen Augenblick diese Inschrift über einer protestantischen Kirche und ziehe dann den Vergleich. So ganz, so vollständig ist eine Kirche hier als Kunstwerk aufgefaßt, daß die Inschrift über ihrem Hauptportale, statt einer Aufforderung an den Betenden, ein Gruß an den Gläubigen, ein Segensspruch oder eine Bibelstelle zu sein, eine Bitte an den Beschauer ist, mit würdigen, mit geweihten Blicken die heilige, von der Religion geheiligte Kunst zu betrachten

---

XX.
Barante.

Frau von Staëls „Ueber Deutschland“ gab einen Blick in die Zukunft hinein und über Frankreichs Grenzen heraus; es prophezeite in mancher Beziehung den Charakter der aufwachsenden Litteratur des 19. Jahrhunderts. Aber die Gruppe von Geistern, zu welcher seine Verfasserin gehört, hätte ihren Auftrag nicht vollendet, wenn sie ihre Zukunftsprophezeiungen nicht mit einem umfassenden Rückblick über das geistige Leben des 18. Jahrhunderts ergänzt hätte.

Dieser Rückblick wurde ganz gleichzeitig (1809) von Barante in seinem merkwürdigen Buche „Ueber die französische Litteratur im 18. Jahrhundert“ gegeben.

Prosper de Barante, im Jahre 1782 in der Auvergne als Sprößling einer alten und vornehmen Beamtenfamilie geboren, ist der einzige Schriftsteller dieser Gruppe, der nicht als Emigrant bezeichnet werden kann; denn er hatte in der Vendée ein kaiserliches Amt als Präfekt angenommen.

Sein Buch jedoch hat vollständig das allgemeine Gepräge der Emigrantenlitteratur, und das ist kein Wunder. Er lebte außerhalb Paris, er verkehrte viel mit den Verbannten, besonders mit Frau von Staël, und die Regierung vermerkte seine häufigen Besuche in Coppet übel genug. Er theilte auch ihre, unter dem Kaiserreich für ketzerisch angesehenen Sympathieen für fremde, besonders deutsche Litteratur und übersetzte später Schiller's sämmtliche Theaterstücke. Während der Restauration bekam er als Mitglied der gemäßigt-liberalen Partei politischen Einfluß.

Sein Werk über Frankreich im 18. Jahrhundert, mit dem er, 27 Jahre alt, in der Litteratur auftrat, verräth eine Reife und ein Maßhalten, die bei einem so jungen Schriftsteller überraschen, die sich jedoch theils aus einem gewissen Mangel an feurigem Charakter, theils durch sein würdevolles Auftreten als obrigkeitliche Persönlichkeit erklären. In allen Büchern, die wir Revue passiren ließen, lag eingeschlossen ein Urtheil über das 18. Jahrhundert, in diesem Werke jedoch tritt uns die erste zusammenhängende Uebersicht und Werthschätzung desselben entgegen. Die Uebersicht ist kurzgefaßt, aber ausgezeichnet, die Auffassung philosophisch begründet, die Darstellung klar und leidenschaftslos, die Schätzung selbst jedoch ist höchst mangelhaft, überall eine bedingte, und durch jene Grenzen beschränkt, welche die Emigrantenlitteratur nun einmal nicht zu überschreiten vermochte. Diese Abrechnung mit dem vergangenen Jahrhundert, in welcher sich die neue Generation endgültig von der alten lossagt, ist an sich keine definitive, und durchaus nicht so unparteiisch als sie leidenschaftlos ist. Wohl hat Barante den redlichen Willen, unparteiisch zu urtheilen, aber seine Fähigkeiten sind nicht so unbefangen als sein Wille: seine ganze Entwicklung wird ihm selbst unbewußt, von der Reaktion gegen das Jahrhundert, dessen Wesen er als Zuschauer und Denker erklären will, getragen.

Barante's eigentlicher Gesichtspunkt ist ein fruchtbarer und war damals originell. Er hört rund um sich herum Behauptungen, welche darauf ausgehen, die Schriftsteller des 18. Jahrhunderts für die Umwälzungen verantwortlich zu machen, welche Frankreich am Schluß des Jahrhunderts in seinen Grundpfeilern

erschüttert hatten, und findet diese Behauptungen grundlos; sie thun, scheint ihm, jenen Schriftstellern großes Unrecht, weil sie denselben eine zu große Bedeutung beilegen. Wäre das Gebäude nicht baufällig gewesen, so hätte ein Hauch der Litteratur es nicht umstürzen können. Gleichzeitig mit Nodier und Frau von Staël stellt er folgenden Satz auf und erklärt ihn: Die Litteratur ist ein Ausdruck für den Zustand der Gesellschaft — und nicht dessen Ursprung. Der siebenjährige Krieg hat nach seiner Auffassung einen ganz anderen Einfluß auf die Schwächung der Autorität in Frankreich ausgeübt, als die Encyklopädie, und die Irreligiosität, welche zur selben Zeit am Hofe des alternden vierzehnten Ludwig herrschte, als der König in grausamer Weise Protestanten und Jansenisten verfolgen ließ, hat auf weit schlimmere Weise den Respekt vor der Religion untergraben, als der Angriff und die Spöttereien der Philosophen. Er will der Litteratur des vergangenen Jahrhunderts durchaus keine besonderen Verdienste zuschreiben, er betrachtet sie nur „als ein Symptom der allgemeinen Krankheit.“ Mit philosophischem Scharfblick forscht er nach den ersten Gründen des Zusammenbruches der Monarchie. Er findet sie bereits im Nachspiele der Kämpfe der Fronde gegen Mazarin. Gebändigt von Richelieu's Eisenfaust, hatten sich die Fürsten, der Adel, die Beamten, alle Großen, wechselweise um Hilfe an die große Bevölkerung gewandt und dadurch allmählich alle an Werth und Ansehen verloren. Die Autorität des Königs allein blieb unberührt stehen. Gleichwohl gingen die Wogen der Opposition bis zu den Füßen des Thrones, dort aber verliefen sie, und während der ersten Hälfte von Ludwigs XIV. Regierungszeit wurde der Thron in noch größerer einsamer Majestät über das gewöhnliche Niveau erhoben; Richelieu's Werk war vollbracht: jede Autorität im Lande, mit Ausnahme der Krone, war vernichtet. Es brauchte jetzt nur die allein zurückgebliebene Autorität gestürzt zu werden, um alle gesellschaftlichen Obrigkeiten des Respektes zu berauben, der ihre Stärke ausmachte, und dies geschah zur Genüge unter dem jämmerlichen, alternden vierzehnten Ludwig, unter dem frechen und frivol-stupiden Regiment der Regentschaft und Ludwigs XV.

Die Philosophie des 18. Jahrhunderts war daher nach Barante's Auffassung nicht das willkürliche Werk des Einzelnen, sondern einer universellen Geistesrichtung im Volke; sie wurde sozusagen nach dem Diktate des Volkes niedergeschrieben. Aber dadurch war sie nicht mehr werth geworden; für Barante steht es fest, daß ihre Arbeit nur darin bestand, eine frivole und ungerechte Gesellschaftsordnung auf frivole und ungerechte Weise zu stürzen. Was aber auf diese Art geschah, war unumgänglich nothwendig gewesen. Ein überaus fester Glaube an historische Gesetze ist der Kern in Barante's Buch. „Der menschliche Geist," sagt er, „scheint unwiderruflich dazu bestimmt zu sein, wie die Sterne, eine vorgeschriebene Bahn zu durchlaufen." Er weiß, daß zu allen Zeiten eine Verbindung zwischen Litteratur und dem Gesellschaftszustande nothwendig ist; während dies Verhältniß aber zu Zeiten dunkel ist, mit Scharfsinn aufgespürt und mit Umsicht nachgewiesen werden muß, damit es anschaulich und klar werde, scheint ihm dies Verhältniß in jenem Zeitalter ein so direktes und unmittelbares zu sein, daß es gar keiner feinen Beobachtung bedürfe, um das zu unterscheiden.

Den Grund hierfür findet er zuerst im Verhältniß der Schriftsteller zu ihrem Publikum: in früheren Zeiten war ihre Anzahl nur klein gewesen; dünn zerstreut über ganz Europa, hatten sie in einer todten Sprache geschrieben; eine Gesellschaft gab es damals nicht und die Konversation war keine Macht; sie arbeiteten für keine Gesellschaft, sondern für einander und zum Entgeld hierfür wurden sie von der Gesellschaft als abschreckende Pedanten angesehen. Nach und nach verbreiteten sich Bildung und Aufklärung bei den höchsten Klassen und die Schriftsteller traten mit denselben in Verbindung; sie schrieben für Fürsten, Hofleute, Vornehme, für jenen kleinen Kreis, der nicht zu arbeiten nöthig hatte. Zu Ludwigs XIV. Zeit suchten die Schriftsteller diesem Kreise zu gefallen und fühlten sich durch seinen Beifall geschmeichelt. Allmählich schritt dann die Civilisation soweit vorwärts, daß sich ein wirkliches Publikum für die Litteratur bildete, ein Publikum, welches die Schriftsteller von den Mächtigen unabhängig machte. Friedrich der Große, welcher Voltaire an seinen Hof berufen hatte, um Preußens

Glanz zu erhöhen, behandelte ihn keineswegs mit jener Ueberlegenheit, mit welcher sich Ludwig XIV. Molière gegenübergestellt hatte; er schien ihn sich an die Seite gestellt zu haben; die höchste politische Macht und die größte geistige Ueberlegenheit jener Zeit standen einen Augenblick auf gleichem Niveau, und keiner fühlte die Zeit nahen, wo sich diese beiden Mächte den Krieg erklären sollten. Auch in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts standen die Schriftsteller in fortlaufendem Wechselverhältniß zur ganzen weitausgedehnten Gesellschaft. Im Alterthum war ein Philosoph ein strenger und systematischer Denker gewesen, der, für den ihm gezollten Beifall gleichgültig, eine zusammenhängende Lehre entwickelte; jetzt hatte das Wort seine Bedeutung gewechselt. Der Philosoph war kein einsamer Denker mehr, sondern ein Weltmann, der noch viel mehr sprach als er schrieb und lehrte, der beständig seiner Umgebung zu gefallen und ihren Beifall zu gewinnen strebte, und dies nur erreichen konnte, wenn er sich zu ihrem Sprecher machte.

Nachdem Barante dergestalt die ganze Gesellschaft für die Fehlgriffe der Litteratur im 18. Jahrhundert verantwortlich gemacht hatte — und ihre Thaten scheinen ihm durchgängig Fehlgriffe zu sein — bereitet er sich eine sichere Grundlage zur leidenschaftslosen Würdigung der einzelnen hervorragenden Schriftsteller. Seine Urtheile sammeln die in der Emigrantenlitteratur zerstreuten Ansichten wie in einem Brennpunkte.

Voltaire, um dessen Ruhm nach seinem Tode ein ebenso hitziger Kampf wie um Patroklus' Leiche geführt wurde, charakterisirt er kalt, doch ohne Haß und Zorn. Er bewundert Voltaires Naturbegabung, das leichtbewegliche, stürmische Gefühlsleben, welches sein Pathos erzeugte, jenes unwiderstehlich Hinreißende in seiner Beredsamkeit und seinem Witz, seine stetige Anmuth, welche seiner unbeschreiblichen Gewandtheit, Alles zu gestalten und künstlerisch auszudrücken, entspringt. Die Art und Weise aber, wie Voltaire sein Talent nach der Zeitströmung, nach dem Drange, zu gefallen, steuerte, beklagt er ebenso sehr, als dessen Hang zu cynischem Spott, der ihm sogar noch als Greis treu blieb. Und damit schließt er. Für das Große, das Berechtigte in Voltaires Lebenskampf hat er weder Blick noch

Worte. Er will Voltaire kritisch erklären und läßt die Entrüstung, diesen seinen Lebensnerv, aus seiner Seele verschwinden; er schildert die gegen ihn angewandten Verfolgungen als Dummheiten, aber er stempelt sie nicht als schlechte Handlungen; er entschuldigt endlich — nicht die Flecken an Voltaires Größe, aber gewissermaßen diese Größe selbst, und er glaubt wirklich, unparteiisch zu sein, weil er entschuldigt.

Montesquieu allein, lockt Barante von den Größen des vorigen Jahrhunderts eine warme und lebendige Anerkennung ab. Und das ist natürlich, denn er fand im Wesen desselben etwas von seinem eignen. Montesquieu war kein gewöhnlicher Skribent, der schreiben konnte, was ihm gerade in die Feder kam, er war wie Barante Beamter, sogar ein hochgestellter, ein bedeutender Rechtsgelehrter, der seines Standes Würde und das Beispiel, das er gab, bedenken mußte. „Der Präsident von Montesquieu", sagt Barante, „besaß nicht jene Unabhängigkeit, welche die Schriftsteller so hoch schätzen, die vielleicht ihrem Talent wie ihrem Charakter Abbruch thut." Man fühlt in diesem gutgesagten Paradoxon den vorsichtigen Versuch einer Selbstvertheidigung des kaiserlichen und doch Napoleon feindlichen Beamten. Mit Recht jedoch stellt Barante Montesquieu sehr hoch. Wohl hatten andere Schriftsteller jener Zeit mehr Geist; aber Montesquieus genaue Kenntniß des praktischen Lebens, der Verwaltung und Regierung, gaben ihm eine Einsicht, welche den Anderen mangelte, und ein Maßhalten, welches gerade zu Anfang des neuen Jahrhunderts von größtem Werthe war. Bei Montesquieu zollt Barante daher auch Manchem Beifall, das er bei Anderen empfindlich tadelt. Er fordert seine Leser auf, Montesquieus Werk über den Geist der Gesetze mit einer älteren Schrift Domats über dasselbe Thema zu vergleichen, um daran die Fortschritte der Wissenschaft bei ihm zu erkennen, indem er, ohne den Respekt vor der Religion bei Seite zu schieben, es versteht, dieselbe als untergeordnete Ursache zu betrachten.

Diderot ist derjenige der großen Schriftsteller, dem Barante am befangensten gegenübersteht; sein Urtheil über ihn ist ein durchaus beschränktes. Das Uebereilte und Gewaltsame

in diesem Geist, verbirgt seinem Blick dessen Genialität. Ein Genie, dessen Rücksichtslosigkeit zuweilen an diejenigen einer Naturkraft erinnert, konnte von Barante so wenig gewürdigt werden, als von dem ganzen erschreckten und getäuschten Geschlecht, zu dem er gehört. Diderot war mehr dazu veranlagt, den litterarisch vorurtheilsfreien Deutschen zu gefallen, als seinen damals so scheinsittsamen Landsleuten. Sogar Goethe übersetzt dessen „Rameaus Neffe" und Hegel behandelt denselben ausführlich in seiner „Phänomenologie des Geistes"; aber Barante, der Diderots unaufhörliche, alle Grenzen überschreitenden Angriffe auf die Religion leidenschaftlich tadelt, bringt seine Charakteristik in folgende Worte: „Er hatte ein feuriges und unordentliches Innere. Aber sein Geist war ein Feuer ohne Nahrung, und sein Talent, von dem er einige Strahlen gezeigt, hat keine allgemeine Anwendung gefunden."

Es war nur folgerichtig, daß der am meisten naturalistische Schriftsteller des 18. Jahrhunderts am schlechtesten von dem jetzt heranwachsenden Stabe der Idealisten gewürdigt wurde.

Rousseau, der letztauftretende jener vor die Schranken des 19. Jahrhunderts citirten Geister, hatte etwas in seinem Wesen, das Barante nothwendigerweise zusagen mußte. Er allein unter ihnen war sentimental, und das neue Jahrhundert hatte gleichfalls sentimental begonnen. Er war endlich der einsamste unter ihnen, und das neue Jahrhundert schätzte solch' einsame Persönlichkeiten. Er hatte der Gesellschaft der Philosophen wie der Encyclopädisten fern gestanden. Ein unglückliches und einsames Leben hatte seinen Charakter geformt, er stand in keinem Verhältniß zur Gesellschaft oder zur öffentlichen Meinung. Ohne Familie, ohne Freunde, ohne Stand, ohne Vaterland, war er in der Welt herumgestreift, und als er als Schriftsteller auftrat, verurtheilte er die Gesellschaft, statt ihr zu schmeicheln. Sein Streben ging nicht dahin, der herrschenden gesellschaftlichen Stimmung zu gefallen, sondern eine neue hervorzurufen; das glückte ihm, und während die Anderen nur gefielen, begeisterte er. All' dies mußte Barante günstig stimmen. Und doch braucht man nur seine Aussprüche über Rousseau mit dem, von seiner Freundin, Frau von Staël, 20 Jahre früher herausge-

gebenen Buche über Rousseaus Schriftstellerthätigkeit zu vergleichen, um zu sehen, wie manchen Schritt vorwärts die Reaktion gegen den Geist des vorigen Jahrhunderts gethan hatte. Daß er weitläufig bei dem Unreinen in Rousseaus Leben und bei den schlechten Seiten seines Charakters verweilt, ist an und für sich ganz berechtigt, und seine Schilderung bildet in dieser Hinsicht nur das natürliche Seitenstück zu Frau von Staëls warmer Vertheidigung. Sein strenges Urtheil über Rousseaus politische Theorien sind sogar ganz anders kritisch durchdacht und reif, als Frau von Staëls weiblich-beschränkter Versuch, diese Theorien gut zu heißen. Bei der Würdigung von Rousseaus religionsreformatorischer Wirksamkeit steht er jedoch weit hinter ihr zurück. Gegen Rousseaus berühmtes Glaubensbekenntniß, gegen seine Darstellung der sogenannten Naturreligion ist sein Haupteinwand der, daß es eine Religion ohne Kultus sei, und, sagt er, daß sie dies war, kann bei Rousseau nicht überraschen, denn einer derartigen Moral ohne Praxis muß naturgemäß eine Religion ohne Kultus entsprechen. Dergestalt führt eine konservative Folgerungssucht den in religiöser Hinsicht liberalen Kritiker dazu, sogar den bestehenden kirchlichen Ritus gegen Rousseau zu vertheidigen.

Der Grund zu all' diesem Beschränkten und Ungerechten bei Barante ist derselbe, der später unter der Restauration und dem Julikönigthum so viel Unwahres und Schiefes bei anderen liberalen Schriftstellern erzeugt: die spiritualistische Philosophie, welche jetzt Einlaß in Frankreich erhält, und nach manchen Kämpfen zur herrschenden Lehre, unter Cousin und seiner Schule sogar zur Staatsphilosophie erhoben wird. Hätte sich diese Philosophie damit begnügt, ihre Principien und Ansichten so klar und beweiskräftig als möglich zu entwickeln, so würde es eine Philosophie wie jede andere gewesen sein, und nur Widerspruch, aber nie Widerwillen oder Abscheu erregt haben. Es zeigten sich jedoch in dieser Philosophie und zwar fast in allen Landen, wo sie aufkam, von Anfang an Tendenzen unwissenschaftlichen und unheilverkündenden Charakters. Sie war weniger eifrig, ihre Behauptungen zu beweisen, als ihr moralisches und religiöses Wesen zu bekunden. Sie war weit weniger darauf

versessen, ihre Gegner zu widerlegen, als darauf, ihnen Sinn für das Edle, Aufschwung zum Höchsten, Pflichtgefühl und Begeisterung abzusprechen.

Bei Frau von Staël ist die Furcht vor dem Sensualismus eine abgeleitete. Diese hochherzige Frau, welche mit all' ihrer Wahrheitsliebe stets nur Dilettantin in der Philosophie bleiben wird, befürchtet naiv genug, daß die sensualistische Psychologie die Seelen zu passiver Unterwerfung unter Napoleons Despotie bringen möchte, und aus Liebe zur Freiheit sucht sie nach Waffen dagegen. Barante kann als Mann diese Entschuldigung nicht zugestanden werden. Auch für ihn sind Descartes und Leibniz nicht nur große Denker, sondern Vertreter des guten Princips in der Metaphysik, gerade als ob moralische Begriffe auf eine Metaphysik Anwendung finden könnten. „Möglicherweise“, sagt er, „verloren sie sich unterdessen in dunkle Regionen, aber sie folgten wenigstens einer erhabenen Richtung, deren Lehre mit den Gedanken übereinstimmen, die uns bewegen, wenn wir tief über uns selbst nachdenken, und diese Bahnen führten naturgemäß zu den edelsten Wissenschaften, zur Religion und Moral.“ Und nun erzählt er, wie man müde wurde, denselben zu folgen, wie man sich jetzt in die Bahnen Lockes und Humes begab, und er stellt dies nicht als eine entgegengesetzte, gleichberechtigte Einseitigkeit dar, sondern als eine Erniedrigung des Menschenthums, als eine Herabwürdigung der Wissenschaft. Er findet es natürlich, Spinoza zu bekämpfen (den er mit Hobbes zusammenstellt), und nicht nur mit Gründen, sondern mit Entrüstung. (Barante, de la littérature française pag. 213).

Gegen die Empiristen stellt er Kants bekannte Lehre von den Verstandesformen, als mit der Konstruktion unseres Geistes gegeben, auf, und entwickelt, daß sich ein Inbegriff von religiösen Anlagen gleichfalls zu allen Zeiten und bei allen Völkern angeboren vorfinde. Aller Orten meint er, findet man stets den Glauben an ein Leben nach dem Tode, Ehrfurcht vor den Gestorbenen und die Bestattung derselben in der Ueberzeugung, daß das Leben für dieselben nicht zu Ende sei, endlich auch einen Glauben, daß die Natur einmal erschaffen sei und einmal

auch zu Grunde gehen müsse. Dies sind für ihn, wie für Benjamin Constant, die ungefähren psychologischen Elemente, welche die feste Grundlage aller Religionen ausmachen. Daß diese sich auf noch einfachere Elemente, die sich auch außerhalb der Religiosität vorfinden, zurückführen lassen, dafür hat er kein Verständniß. Denn er kennt die freie Forschung nicht und nennt es eine Ehre, „das ruhmvolle Erbe der erhabenen Philosophie" (le glorieux héritage de la haute philosophie) zu übernehmen. Und auf ganz ähnliche Weise eifert er gegen die Versuche einer empirischen Begründung der Moral. Er sagt: „Statt von dem Gefühl der Gerechtigkeit und Sympathie auszugehen, welches im Herzen aller Menschen lebt, suchte man die Moral auf den Trieb der Selbsterhaltung und des Wohlbefindens zu gründen." Er hat augenscheinlich den tief philosophischen Trieb, welcher die Denker der entgegengesetzten Schule veranlaßt hat, die Gerechtigkeitsidee in ihre Grundelemente aufzulösen, und zu zeigen, wie sie entsteht und gebildet wird, gar nicht verstanden. Er eifert nur darüber, daß man auf diesem Wege zu keiner offenbarten Religion gelangen könne: „die göttlichen Beweise dafür hatte ja der Aberglaube verworfen."

Frau von Staël schrieb für eine damalige Zeitung, den Mercure de France, eine Rezension über Barantes Werk, welche von der Censur zu drucken verboten wurde, später jedoch in unveränderter Form abgedruckt ward. Es sind nur drei Blätter, aber ein Kritiker würde kein weiteres Zeugniß benöthigen, um zu erkennen, daß die Verfasserin ein Genie war. Zuerst hebt sie in warmen Ausdrücken die frühzeitige Reife und seltene Mäßigung Barantes hervor, und beklagt nur, daß er sich nicht öfters seinen Eindrücken ganz hingiebt, und erinnert ihn daran, daß Zurückhaltung nicht immer Stärke verräth. So sieht sie gleichsam durch eine Intuition das geistige Gepräge des werdenden Jahrhunderts hinter den zufälligen und individuellen Vorzügen und Mängeln seines Buches. In Folge dieser Schrift scheint sie mit plötzlicher Intensität gefühlt zu haben, wie tief sie selbst mit ihrem schaffensfrohen, reformatorischen Geist im vorigen, vom Fortschrittsglauben getragenen Jahrhundert wurzelte, erst mit diesem Buch scheint ihr die Uebergangszeit zum

neuen Jahrhundert beendet zu sein und sie erstaunt über die Resignation in das Gegebene, über den Fatalismus, den Respekt vor jedem „fait accompli“, die ihr aus dieser Schrift entgegen treten. Sie ahnt, daß Ergebung in den durch die Umstände hervorgerufenen Druck ein charakteristisches Merkmal des neuen Zeitalters sein wird, sie fühlt im voraus, daß dessen Philosophie zum großen Theil in dem Nachweis wird bestehen müssen, daß das Wirkliche vernünftig sei, sie scheint mit der Clairvoyance des Genies zu sehen, welche Zweideutigkeit dies Wort „das Wirkliche“ enthalten, und für welchen ideenlosen Konservatismus jener Satz die Losung abgeben wird. Sie schließt ihre Ankündigung mit folgenden, den Stempel prophetischer Weisheit tragenden Worten:

„Das 18. Jahrhundert verkündete die Principien auf eine allzu unbedingte Weise; vielleicht wird das 19. Jahrhundert die Thatsachen mit allzugroßer Unterthänigkeit erklären. Das erste glaubte an eine Natur der Dinge, das andere wird nur an die Umstände glauben. Das erste wollte über die Zukunft gebieten, das andere beschränkt sich darauf, die Menschen kennen zu lernen. Der Verfasser des Buches, von dem ich spreche, ist vielleicht der erste, der auf augenfällige Weise die Färbung des neuen Jahrhunderts angenommen hat.“

Diese Aeußerung ist ebenso treffend gemacht als sie inhaltsschwer ist. Keiner der übrigen Geister, welche dieser bedeutenden Frau nahestanden, hatte sich so entschieden von dem vorhergehenden Jahrhundert entfernt, als der zuletzt auftretende Barante. Einer nach dem Andern waren die Uebrigen vom Wrack des sinkenden 18. Jahrhunderts an Bord des Schiffes „Das neunzehnte Jahrhundert“ gestiegen, und hatten es allmählich mit den Stoffen und Saaten, welche es führen sollte, beladen. Noch aber lag es, fest vertaut, Bord an Bord mit dem Wrack. Barante war es, der das Schiffstau durchhieb und das Fahrzeug hinaus in den weiten Ozean führte.

XXI.
Europäische Reaktion.

Corinna, die kunstliebende Dichterin, nimmt dem protestantischen Oswald gegenüber beständig Partei für den Katholicismus. Dieser schleicht sich auf vielerlei Wegen in die Herzen hinein. Er ist so schlau, daß er Niemanden fortstößt, sondern Jedem gerade diejenige Seite seines Wesens entgegen kehrt, welche ihn ansprechen kann. Es war seine Schönheitsseite, sein nahes und warmes Verhältniß zum Phantasieleben und zur Kunst, was ihm zu Anfang dieses Jahrhunderts nach der Verstandesprosa der Aufklärungsperiode einen unerwarteten Aufschwung gab. Darum preist Frau von Staël, wie wir gesehen haben, den italienischen Katholicismus auch vorzugsweise um der Kunst und Phantasie willen. Indeß gefällt ihr ja zugleich, wie die Citate aus ihrem Roman uns gezeigt haben, ganz außerordentlich die moralische Nachsicht und Liberalität dieser Religion, und ihre ganze Stellung zu derselben ist versöhnlich, ja mehr als versöhnlich, sie gebraucht, wenn sie dieselbe vertheidigt, Ausdrücke, welche Anerkennung und Bewunderung verrathen. Man begreift, welche Opposition hierin versteckt liegt gegen das Frankreich des ganzen achtzehnten Jahrhunderts, das, mit Voltaire an der Spitze, den Katholicismus verfolgt und verhöhnt hatte, und das ohne sonderliche Liebe für die protestantische Orthodoxie; doch stets eine merkliche Vorliebe für den Protestantismus mit seiner Unabhängigkeit von der Papstgewalt, seinen verheiratheten Predigern und seiner Abneigung wider die Askese des Mönchslebens geäußert hatte.

Dies Wohlwollen gegen die Religion war in Frankreich etwas Neues. Es schrieb sich gleichfalls von Deutschland her. Die protestantischen Länder hatten keine Ursache zu der übertriebenen Heftigkeit gehabt, mit welcher man in Frankreich Religion und Kirche angriff.*) Man räumte dem Glauben und dem Aberglauben mindestens eine poetische Gültigkeit ein. Selbst Friedrich der Große, welcher sich zu Voltaire's Apostel in Deutschland macht, schreckt vor Holbach's Lehre zurück. In

*) Vgl. Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts.

England erhob die schottische Philosophie sich wider den französischen Sensualismus, der ursprünglich von England nach Frankreich gekommen war, und in Deutschland stellt Kant seine Pflichtenlehre dem Epikuräismus gegenüber und erweckt Fichte und Schiller.

Der amerikanische Freiheitskrieg und die erste Phase der Revolution üben sichtlich überall ihren Einfluß. In Italien besingt Alfieri die amerikanische Freiheit und den Fall der Bastille, in England werden Coleridge und Southey dadurch begeistert, in Schottland Burns, Campbell, Montgommery, in Deutschland endlich die ganze Schaar der Anhänger Klopstock's und Fichte, der sich selbst als Rousseau's Schüler bezeichnet. Ja, im Jahre 1795 gehen zwei junge Leute, deren Namen später weltberühmt werden sollten, auf ein einsames Feld hinaus und pflanzen in naiver Begeisterung für die Revolution einen Freiheitsbaum. Sie hießen Schelling und Hegel.

Aber als nun in Frankreich die religiösen und politischen Uebertreibungen eintraten, die man nach der theoretischen Ueberspannung der Litteratur bei den Encyklopädisten erwarten durfte, fiel zuerst in Italien Alfieri ab; er wird Franzosenhasser und gebraucht Voltaire's altes Schimpfwort gegen die Franzosen: „der Tigeraffe“.

In England und Schottland steht bald der ausgeprägt konservative Walter Scott im Mittelpunkte und an der Spitze der Litteratur. In Deutschland ziehen Klopstock und Schiller sich voll Abscheu vor den Gräueln des Schreckensregimentes zurück. Goethe giebt seine Thätigkeit als Staatsmann auf, und während Frankreich jetzt sein litterarisches Zeitalter mit einem politischen vertauscht, hat Deutschland nur Sinn für seine litterarischen Interessen.

Die ganze Litteraturgruppe, deren Entfaltung und Ausbildung wir verfolgt haben, entwickelt sich, obschon sie französisch ist, außerhalb Frankreichs. Zu ihrem Verständnisse ist es nöthig, sich stets den kurzen und gewaltsam durchschütterten Zeitraum vor Augen zu halten, in welchem die alte Staatsordnung aufgelöst, die Legitimität in die Luft gesprengt, die herrschenden Stände zu Boden geschlagen und die positive Re-

ligion von Männern bei Seite geräumt wurde, die öfter durch eine polemische Philosophie als durch eine rein wissenschaftliche Bildung sich von ihrem Joche befreit und deshalb durch einen nicht immer ehrlichen Angriffskrieg alle Diejenigen gereizt hatten, welche klarer oder dunkler eine Ungerechtigkeit in all' den Anschuldigungen empfanden, die wider den alten Zustand erhoben wurden, und deren geistiges und sittliches Bedürfniß, deren ganzes Gefühlsleben keine Befriedigung in dem neuen Zustande fand. Je abstrakter und unpraktischer die Humanitäts- und Fortschrittsidee sich gezeigt hatte, desto näher mußte ein Umschlag der Sympathien und Stimmungen liegen. Der Umschlag kam, die Reaktion begann. Ich habe geschildert, wie die Reaktion in ihrer ersten Gestalt nur eine bedingte war, wie revolutionäre Ideen unaufhörlich mit den Gedanken gemischt sind, die sich reagirend gegen Voltaire wenden. Sie gehen sozusagen alle von Rousseau aus. Der erste Zug ist nur der, daß man Rousseau's Waffen ergreift und sie wider seinen Gegner Voltaire richtet. Nur Barante, der jüngste von Allen, kann sich in Wahrheit von jedem Verwandtschaftsverhältniß mit Rousseau lossagen. Von Anfang an enthält die Litteratur, in welcher die Reaktion zu Worte kommt, sowohl gesunde wie ungesunde Tendenzen. Ich habe mich in meiner Schilderung bestrebt, so viel, wie möglich, die gesunden Elemente der Emigrantenlitteratur hervorzuheben, in welchen die Reaktion noch nicht eine blinde Unterwerfung unter Autoritäten, sondern das natürliche und berechtigte Sichgeltendmachen von Gefühl, Seele, Leidenschaft und Poesie im Gegensatze zu Verstandeskälte, exakter Berechnung und einer von Regeln und todten Ueberlieferungen umschnürten Litteratur ist, wie diejenige war, die unter dem Kaiserthume ihr mattes und blutloses Leben auf Frankreichs eigenem Boden führte. Chateaubriand durchbricht den Formalismus dieser stagnirenden Litteratur mit der bewegten Leidenschaftlichkeit und den kräftigen, farbenreichen Naturmalereien seiner Episoden, Sénancour schreibt ein Werk, in welchem die Romantiker der späteren Zeit die Gefühle, welche sie beseelen, gleichsam vorbildlich ausgesprochen finden, Constant giebt in seiner einzigen poetischen Leistung seinem Zeitalter ein Muster psychologischer Schilderung und

einen Wink, wie viele tüchtige Gefühle und Kräfte auf dem Altare der modernen Gesellschaft geopfert werden. So recht aber wird die französische Emigrantenlitteratur sich ihrer Bestrebungen und ihres tüchtigen Geistes doch erst durch Frau von Staël bewußt. Die Gestalt dieser Frau beherrscht die ganze Gruppe. In ihren Schriften ist Alles gesammelt, was in der Produktion der Emigranten berechtigt und edel war: die reaktionären und revolutionären Tendenzen, welche bei den übrigen Mitgliedern der Gruppe die verschiedenartige Thätigkeit und die schriftstellerischen Leistungen derselben zersplittern, vereinigen sich bei ihr zu einem Bestreben, das weder reaktionär noch revolutionär, sondern reformatorisch ist. Wie die Andern nimmt auch sie Rousseau zum Ausgangspunkt; wie die Andern, trauert auch sie über die Ausschreitungen der Revolution, doch höher als irgend einer der Anderen liebt sie die persönliche und politische Freiheit. Sie bekämpft die absolute Macht im Staate und die Scheinheiligkeit in der Gesellschaft, den nationalen Hochmuth und die religiösen Vorurtheile, sie überführt nach Frankreich die Kenntniß des Volksgeistes der Nachbarländer und ihrer Litteratur, und reißt mit ihren Händen jene Mauer von Selbstzufriedenheit nieder, mit welcher das siegreiche Frankreich sich umgeben hatte. Barante setzt mit seiner entfernenden Schilderung Frankreichs im 18. Jahrhundert nur ihr Werk fort und schließt es ab.

Die Litteratur, an welche sie sich lehnt und zu deren Schilderung ich jetzt übergehe, ist, wie ich angedeutet habe, die romantische Litteratur in Deutschland. Aber die ganze Gruppe von Schriften, welcher ich die gemeinsame Benennung „Emigrantenlitteratur" gab, kann als eine Art Romantik vor der Romantik bezeichnet werden, d. h. vor der romantischen Schule in Frankreich, welche sie ankündigt. Sie steht in naher Berührung mit dem germanischen Geiste, und daher kommt es, daß Frau von Staël in ihrem Buche „Ueber Deutschland" Rousseau, Bernardin de Saint-Pierre und Chateaubriand „Deutsche, ohne es zu wissen" nennt und deshalb trifft man, wie wir gesehen haben, bei den Schriftstellern der Emigrantenlitteratur an hundert verschiedenen Punkten auf Anläufe zum Romantischen und auf Beschäftigung mit diesem Wort und Begriff.

Sie prophezeien aber nicht nur die großen Geister, welche nach ihnen auf dem Schauplatz des Jahrhunderts auftreten sollen, sondern sie stellen dieselben auf eine höchst merkwürdige Weise auch dar. Chateaubriand entspricht als romantischer Kolorist Hugo, als lebensmüder Melancholiker Byron. Sénancour schlägt, lange bevor die romantische Schule auftritt, jene Saiten an, welche später von Sainte-Beuve gespielt werden. Nodier ist mit seiner philosophischen und archäologischen Gelehrsamkeit, seiner strengen und reinen Sprache, seinen phantastischen und ungeheuerlichen Stoffen ein Vorläufer Mérimées. Constant zeichnet Balzac's Heldin, lange bevor Frankreich seine große Romanlitteratur erhält; als Politiker hat er, obschon liberal, und antiklerikal, einige Aehnlichkeit mit dem ausgeprägt romantischen Politiker Fr. v. Gentz. Barante bereitet mit seiner spiritualistischen und doch fatalistischen Litteraturphilosophie die Kritik und Aesthetik vor, welche mit Victor Cousin ihren Hochsitz einnahm. Frau von Staël endlich scheint die größte Schriftstellerin des Jahrhunderts vorherzuverkünden, die weniger hochgestellte, aber weit genialere und fruchtbarere Dichterin und Denkerin George Sand.

Die Litteraturgeschichte eines ganzen Welttheils während eines halben Jahrhunderts beginnt selbstverständlich nicht an einem vereinzelten Punkte. Der Ausgangspunkt den der Darsteller erfaßt, kann stets als ein zufälliger und willkürlicher bezeichnet werden; er muß sich auf seinen Instinkt und kritischen Blick verlassen, sonst kommt er nie dazu, zu beginnen. Die Emigrantenlitteratur erschien mir der natürliche, der von der Geschichte selbst gegebene Ausgangspunkt. Die Gruppe einleitet, von einer Seite betrachtet, die spätere religiöse und politische Reaktion in der französischen Litteratur, von der anderen Seite hingegen bahnt sie der romantischen Schule in Frankreich den Weg. Auf jedem Punkte aber bereitet sie zum Studium und Verständniß der romantischen Schule in Deutschland vor; ja sie hat sogar einzelne Berührungspunkte mit so fernen Erscheinungen wie Byron und Balzac.

Aber wie seltsam mischen sich im Anfang unseres Jahrhunderts die Völker! Während diese romantischen Persönlich-

keiten mit einem gewissen Rechte als Deutsche bezeichnet werden, steht die ganze Litteratur, die sich mittlerweile in Deutschland entwickelt hat, in so schroffem Gegensatze zu Allem, was bisher als specifisches Kennzeichen des germanischen Geisteslebens galt, daß man sie mit Fug romantisch nennt, und „romantisch“ bedeutet in Wirklichkeit „romanisch“. Die Poesie des germanischen Stammes war bei Shakespeare, bei Milton und Schiller einem Berufe gefolgt, die Welt zu richten und zu bessern. Jetzt dagegen schlug sie in Deutschland unter den verzweiflungsvollen und erniedrigenden politischen Verhältnissen einen Weg ein, der von der Gegenwart, von dem öffentlichen und Volksleben ablenkte.

Ueberall, wo ein praktisches Verhältniß zur Gesellschaft unvermeidlich war: in der Geschichtsforschung, der Staatslehre, der Religion, griff man mit Vorliebe zu den Stoffen und Formen der Vergangenheit, besonders des Mittelalters, kehrte zu den Mystikern des vierzehnten Jahrhunderts, zur Ritterzeit und zum Katholicismus zurück. Alles nahm in der romantisch-romanischen Schule katholische und romanische Formen an. Man machte in Deutschland, nach dem Muster des spanischen Dramas namentlich Calderon's, Schnörkel und Formen nach, welche denen ganz gleichartig waren, die man unlängst bei dem französischen Drama verspottet und verworfen hatte. Man bekämpfte was bei den neueren Franzosen an das alte Rom erinnerte, aber nur um das phantastische Mittelalter der romanischen Volksstämme an die Stelle ihres Alterthums zu setzen. Daher kommt es, daß die Tendenzen dieser Schule so leicht in den romanischen Ländern Eingang finden. Im Uebrigen versteht es sich von selbst, daß bald mehr und mehr das specifisch Deutsche, die Innigkeit und Schwärmerei, Alles, was seinen Quell in den Tiefen des Gemüthes hat, im Verein mit dem Unheimlichen und der Gespensterfurcht, sich einmischte und das seinem Ursprunge nach Romanische beseelte.

Deutschlands große Geister theilten sich jetzt in zwei Schulen. Die eine, die fortschreitende, schloß sich an Fichte und Schiller; die andere, welche nach den großen politischen Revolutionen sich nach Frieden sehnte, die rein artistische, die nicht einräumen

wollte, daß die Kunst einen Zweck außerhalb ihrer selbst habe, die mittelalterlich gesinnte und darum halb katholische, schaarte sich um Schelling und die Brüder Schlegel und huldigte Goethe, dessen Poesie mit ihrem Hasse gegen die politische Wirklichkeit, mit ihrer Natursymbolik, mit ihrer Vorliebe für die bildende Kunst und mit ihrer schließlichen Apotheose der orientalischen müßigen Träumereien des „westöstlichen Divans“, als ihr natürlicher Vorgänger und Wegweiser erschien.

Die Emigrantenlitteratur bildet mit einem Worte die Ouverture zum großen litterarischen Schauspiel des Jahrhunderts.

Einleitung in die romantische Schule in Deutschland.

Nachdem ich die reformatorische und oppositionelle Seite der edlen und bedeutungsvollen Schriftstellerthätigkeit der Frau von Staël geschildert habe, habe ich in immer deutlicheren Zügen darunter vor allem in der Sympathie für den Katholicismus bei Necker's protestantischer Tochter, einen Einfluß auf sie von echt reaktionärer Art hervorgehoben, welcher von den bekannten Führern der romantischen Schule in Deutschland ausging, die Frau von Staël's nächsten Umgangskreis bildeten.

Ich schreite jetzt also zur Darstellung dieser neuen Gruppe. Doch das Wort Schule paßt noch besser als das Wort Gruppe. Denn eine Gruppe entsteht durch die natürliche, unfreiwillige Associirung von Schriftstellern, welche Ziel und Geistesrichtung mit einander gemein haben; aber eine Schule bildet sich, wenn solche Schriftsteller mit Bewußtsein sich unter der Leitung einer bestimmt formulirten Doktrin mit einander verbinden. Man hatte damals eine solche Doktrin, und es ist zum großen Theil der reaktionäre Charakter dieser Lehre, welcher diese Schule so unfruchtbar und das Studium derselben minder anziehend macht, als die Beschäftigung mit so vielen anderen Litteraturgruppen. Denn nur ein Umstand verleiht einer Gruppe litterarischer Werke und Bestrebungen sowohl wie den einzelnen Dichtern oder Schriftstellern die Eigenschaft, welche man Leben nennt und die andere, daraus hervorgehende Eigenschaft: Fruchtbarkeit, nämlich wenn diese Werke Kanäle und diese Geister Organe sind, durch welche der einzige lebenerweckende Gedanke, der große Freiheits- und Fortschrittsgedanke der Menschheit, strömt. Alle noch so talentvoll ausgearbeiteten

Werke, durch welche dieser Strom nicht fließt, verwelken rasch, wie Pflanzen, deren Arterien man so unterbunden hat, daß die Lebenssäfte nicht empor steigen können, und all' die biederen, begabten, ehrwürdigen und wohlehrwürdigen Geister, welche derlei Werke hervorbringen, vergeuden ihre Kräfte an das thörichte Unternehmen, jenen Strom zu seiner Quelle zurückfließen machen zu wollen.

Das war das Bestreben in Deutschland zu jener Zeit. Und aus diesem Grunde vermag ich für meinen Theil dieser deutschen Schule nicht denselben hohen geistigen und poetischen Werth beizulegen, welcher ihr im Allgemeinen hier in Dänemark beigelegt worden ist, wo all' unsere großen Dichter, Oehlenschläger, Grundtvig, Ingemann und Heiberg einem Nebenzweige derselben angehören, und wo der ausgezeichnete Mann, der so lange Jahre an der Kopenhagener Universität die Aesthetik vortrug, so tief von der Poesie dieser Schule ergriffen und so eng mit ihren hervorragendsten Männern verbunden war. Doch hatte dies freundliche Verhältniß Hauch's zu der deutschen Romantik seinen Grund viel weniger in einer Vorliebe für die rückwärtsschreitenden Tendenzen der Schule, als in der Sympathie für alles Neue und Gefühlvolle, was sie zum Vorschein brachte, und für die jugendfrische, poetische Begeisterung, mit welcher sie auf unsern heimathlichen Boden verpflanzt ward und die Jugend hinriß zu einer Zeit, wo es in Dänemark noch eine Tugend gab.

1.
Antike Renaissance.

Man kann die deutsch-romantische Schule einerseits als eine Art katholischer Renaissance bezeichnen, andrerseits ist sie verhältnißmäßig freisinnig. Aber als katholische Renaissance steht sie im schärfsten Gegensatze zur Renaissance der Antike. Die Renaissance der Antike vollzieht sich gleichsam in zwei Tempos, sie zerfällt in zwei Abschnitte, in die Renaissance bei den romanischen Völkern und der englischen Nation, und in die Renaissance bei den germanischen Völkern.

Die erste Wiedergeburt des freien Menschengeistes ist die, welche in Italien durch Namen wie Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Tizian, Corregio und Giordano Bruno, und in England durch die Namen Shakespeare und Bacon bezeichnet wird. Die italienische Begeisterung für das klassische Zeitalter verpflanzt sich nach Frankreich und ruft dort die Litteratur Ludwig's XIV. hervor; Racine lehnt sich an das griechische Theater, Molière bearbeitet Plautus und Terenz.

Wie alle großen geistigen Bewegungen, kommt auch diese heidnische Renaissance später zu den germanischen und gothischen Völkern. Sie wird, wie ich erörtert habe, durch die Namen Winckelmann, Lessing, Goethe, Schiller und Thorwaldsen bezeichnet. Durch ihre drei bedeutendsten Dichtergeister, Lessing, Goethe und Schiller, reißt die deutsche Poesie sich völlig von jedem Verhältnisse zu einer positiven Religion los. Hand in Hand mit dem Kampfe Lessing's, für die neue germanische Auffassung der Antike geht seine ganze glänzende Fehde wider die, von dem hochehrwürdigen und höchst komischen Hauptpastor Goeze repräsentirte Orthodoxie. Er giebt Reimarus Fragmente über die Bibel heraus, welche in Deutschland ganz dasselbe Werk

verrichten wie Voltaire's Kommentar zur Bibel in Frankreich, er beschließt seine antitheologische Thätigkeit mit dem kleinen Meisterwerke „Die Erziehung des Menschengeschlechts“, worin er die verschiedenen Offenbarungen als Stadien in der Erziehung der Menschheit zur Vernunftreligion schildert, und als er stirbt, und als sich aus dem Streite zwischen Mendelssohn und Jacobi die schreckliche Thatsache ergiebt, daß Lessing als Spinozist gelebt hat und gestorben ist, steht der deutschen Lesewelt gleichzeitig die Ueberraschung bevor, daß selbst Jacobi der Ansicht ist, jede konsequent durchgearbeitete Philosophie müsse mit Nothwendigkeit zum Spinozismus und Pantheismus führen. Er sucht sich selbst davor zu retten, indem er der Erkenntniß einen anderen Weg als die Demonstration anweist, nämlich die unmittelbare Gewißheit durch das Gefühl. Aber der Pantheismus lag von jetzt an in der Luft, und von dem Augenblicke an, wo Goethe nach seiner ersten Lektüre Spinoza's überwältigt und hingerissen, sich Spinozist nennt, um sein langes Leben hindurch nie mehr Spinoza untreu zu werden, von diesem Augenblicke an ist der Geist der neuen Zeit in der deutschen Litteratur auf den Thron gesetzt, und unter einem Chore der schönsten Poesien, unter einer Beleuchtung philosophischer Gedanken, wie man sie in der neueren Zeit nie zuvor so reich und so glänzend gesehen hatte, feiert jetzt dieser Geist der neuen Zeit seine Vermählung mit der aufs Neue ins Leben gerufenen Schönheit der Antike, gleich wie Faust in der berühmtesten Dichtung des Zeitalters seine Hochzeit mit Helena begeht, welche in dem Gedichte als das Symbol des griechischen Alterthums hingestellt ist.

Bei Schiller geht in ähnlicher Weise der revolutionäre moderne Geist, welcher sich schon in den „Räubern“ Luft macht, und welcher sich in dem Apostel der neuen Zeit, Marquis Posa, verkörpert, Hand in Hand mit der durch den Haß gegen das Mittelalter verstärkten Begeisterung für das griechisch-heidnische Alterthum. Was sind wohl all' jene antikisirenden lyrischen Gedichte, welche ich erwähnt habe, „Die Götter Griechenlands“ und die übrigen, oder die rein antik komponirten Balladen, wie „Die Kraniche des Ibykus“, anders als Produkte desselben Unmuthes gegen das Mittelalter, der Goethe zu seinen stolzesten

und herrlichsten Gedichten inspirirte, zu jenem „Prometheus“, welcher gerade Lessing veranlaßt hatte, sich für einen Spinozisten zu erklären, oder zu der „Diana der Epheser“ und der „Braut von Korinth“! Ja, soweit gehen sowohl Goethe wie Schiller in ihrem beständig erhöhten und strengeren Festhalten an dem antiken Kunstideale, daß Beide damit enden, aus Liebe zu der strengen, regelmäßigen Kunstform einen Schritt in der Richtung jener Schule zu thun, gegen welche sie früher stark opponirt hatten, nämlich gegen die klassische Litteratur des romanischen Frankreichs. Goethe übersetzt Voltaire's „Mahomed“, Schiller übersetzt Racine's „Phädra“, und so begegnet sich in den Bestrebungen dieser zwei größten deutschen Dichter die Auffassung des Klassischen in Frankreich und in Deutschland.

2.
Romantische Reaktion wider die Renaissance der Antike.

Allein, wie es zu erwarten stand: das so äußerliche und in Wirklichkeit für einen modernen Germanen so wenig natürliche Streben, antik und klassisch zu sein, welches so weit ging, daß man sogar Racine und Voltaire aufbot, um Kotzebue und Iffland in Schach zu halten, rief eine heftige Reaktion hervor. Die Antike war so streng, man sehnte sich nach etwas Farbigem und Buntem! die Antike war so plastisch, man sehnte sich nach etwas Innerlichem und Musikalischem; die Antike war so griechisch, so kalt, so fremd, wer hielt es aus, Goethe's „Achilleïs“ oder Schiller's „Braut von Messina“ mit ihren feierlich gemessenen, antiken Chören zu lesen! Hatte man denn nicht selber eine Vorzeit? Man sehnte sich nach etwas Heimathlichem, nach etwas Deutschem. Die Antike war so aristokratisch, und man hatte seine Schwärmerei für das Klassische so weit getrieben, daß man von Neuem die alte Hofpoesie aus Ludwig's XIV. Zeit zu Ehren gebracht hatte; aber sollte die Kunst nicht für alle Klassen sein, sollte sie nicht Hohe und Geringe mit einander verschmelzen? Man wollte etwas Einfältiges, etwas Volksthümliches. — Das klassische Streben war endlich so nüchtern. Lessing's helle Vernunftreligion war in

den Händen des Buchhändlers Nicolai zu demselben platten Verstandesrationalismus geworden, der am Ende des vorigen Jahrhunderts auch hier in Dänemark so gut anschlug, Goethe's Pantheismus vermochte nicht das Herz zu erwärmen, Schiller's Aufsatz über „die Sendung Mosis" mußte jedem Gläubigen ein Aergerniß sein, und „poetisch" war ja doch schließlich, wenn man es recht erwog, nicht gleichbedeutend mit „nüchtern"; man wollte schwärmen, man wollte sich berauschen und begeistern, man wollte wieder glauben wie ein Kind, die Schwärmerei eines Ritters und die Ekstase eines Mönches empfinden, man wollte poetisch rasen, melodisch träumen, man wollte sich in Mondschein baden und mystisch das Schweben der Geister in der Milchstraße vernehmen. Man wollte das Gras wachsen hören und die Vogelsprache verstehen. Tief in die Mondscheinnacht führt uns Tieck hinein mit der Beschwörungsformel:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht! —

tief in die Waldeinsamkeit mit den Koseworten:

Waldeinsamkeit,
Die mich erfreut,
So morgen wie heut,
In ewiger Zeit! —

in den Wald hinein, wo das Blaublümlein wuchs, die mystische Blume, welche das poetische Haupt der Schule, Novalis, in seinen Romanen und Gedichten besang.

Man wollte, sagte ich, etwas Einfältiges. Erinnern wir uns an das schöne Gedicht „Poesie" von Novalis:

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Kreaturen,
Wenn Die, so singen oder küssen,
Mehr als die Tiefgelehrten wissen
Wenn sich die Welt ins freie Leben
Und in die Welt wird zurück begeben,
Wenn dann sich wieder Licht und Schatten
Zu echter Klarheit werden gatten,
Und man in Märchen und in Gedichten
Erkennt die ew'gen Weltgeschichten:
Dann fliegt vor einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort.

Wir sehen hier leicht den Uebergang zu den erhabenen Aussprüchen der Bergpredigt. Was ist dies anders, als eine Rückkehr zu jenem Worte: „Selig sind die Armen im Geiste!“ „Das ganze verkehrte Wesen“, d. h. alles Das, was die französische Revolution mit ihren tollkühnen Gedanken durch gigantische und blutige Umwälzungen und Kriege hatte abschaffen wollen, das Alles wird wie im Traume, wie im Märchen entschwinden, so bald ein geheimes Wort ertönt, so bald wir wieder zu Kindern werden, so bald unsere Weisheit wieder einfältig und unschuldig wird, statt kalt und hart zu sein. — Ist Das aber auch ganz gewiß? Nützt es Etwas, uns die Kleider zu reichen, die wir trugen, als wir sechs Jahre alt waren? Können wir sie anziehen? werden sie nicht im Rücken, in den Aermellöchern, in allen Nähten platzen? Wird uns geholfen sein, wenn wir statt all' jener Ideen, die nach Blut und Pulver riechen, Ideen erhalten, die den Geruch der Ammenstube an sich tragen? Oder hat Heine Recht, wenn er in seinem Buche über die romantische Schule dieselbe mit der alten Kammerjungfer vergleicht, von welcher das Märchen erzählt, sie habe sich eines Tages in der Abwesenheit ihrer Herrin des Elixirs bemächtigt, das sie diese als Verjüngungsmittel hatte benutzen sehen, und sei, da sie, statt, wie diese, nur einige Tropfen zu nehmen, einen großen, langen Schluck gethan, nicht blos wieder jung, sondern zu einem ganz kleinen Kinde geworden?

Man wollte, sagte ich ferner, etwas Volksthümliches. Und wir sehen hier leicht im Keime den Ursprung des ganzen volksthümlichen Strebens in diesem Jahrhundert, das bei uns in Dänemark z. B. von Grundtvig ausgeht, auf welchem die Doktrinen der Schule einen so starken Eindruck gemacht hatten, als sie hier oben durch ihren nordischen Apostel, Henrik Steffens, verkündet wurden. Was ist beklagenswerther, als die tiefe Kluft, welche das allzu rasche Vorwärtsschreiten der Avantgarde und das Ausschließen der mindestbegünstigten Klassen von jeder höheren Bildung zwischen den Gebildeten und Ungebildeten aller Länder aufgerissen hat, und was ist natürlicher und besser, als daß der Mann der Wissenschaft und der Künstler sich aus allen Kräften bemühen, jede fachmäßige Vornehmheit abzuthun,

und, so weit es möglich ist, ihre Gefühle und Gedanken in die einfachste, allgemein verständlichste Form zu kleiden? Allein soll man darüber vergessen, daß der Weg empor, beständig empor geht, daß die Losung „excelsior" heißt, wie in Longfellow's schönem Gedichte, und liegt Vernunft in dem Bestreben, die Avantgarde, um die Nachzügler nicht anzustrengen, zurückrufen oder sie gar niedermetzeln zu wollen, damit das ganze Heer hübsch beisammen bleibe?

Man wollte, sagte ich schließlich, der Nachahmung der Alten ein Ende gemacht wissen. Man begann zu fühlen, daß man gerade durch die Nachahmung ihnen am wenigsten gleich komme. Schon in „Corinna" war mit ausdrücklichem Hinweise auf eine Abhandlung Friedrich Schlegel's in der Zeitschrift „Europa" die Anschauung ausgesprochen: da die religiösen Empfindungen der Griechen und Römer, da ihre ganze geistige Disposition nicht die unsrige sein könne, sei es uns auch unmöglich, Etwas in ihrem Geiste zu erschaffen, so zu sagen auf ihrem Terrain zu erfinden. „Man kann ihnen kraft des Studiums nachahmen, aber wie vermöchte der Genius seine ganze Schwungkraft bei einer Arbeit zu bewahren, wo er von Gedächtnißwust und Gelehrsamkeit belastet wird? So ist es nicht bei den Stoffen, die unserer eigenen Religion angehören. Die Künstler haben diesen Vorwürfen gegenüber eine persönliche Inspiration, sie fühlen, was sie malen, und sie malen, was sie gesehen haben. Das Leben selbst dient ihnen hier als Modell, wenn sie das Leben darstellen wollen, während sie bei dem Versuch, sich in die alte Zeit zu versetzen, ihre Werke nicht nach dem Leben, das sie um sich her erblicken, sondern nach Büchern und Statuen erzeugen müssen."

Das klingt freilich wieder sehr schön und ist bis zu einem gewissen Grade treffend richtig, aber der Sophismus birgt sich in den Worten: „unsere eigene Religion": denn welche ist unsere eigene Religion? Die Führer der Schule waren geborene Protestanten, und sie wußten, sie mußten wissen, oder hätten wissen sollen, daß die lutherische Reformation einen Erben: die Revolution, bekommen hatte, ihren echten Sohn, der das Sammetkäppchen seines Vaters weggeworfen und sich eine rothe Mütze

aufs Haupt gesetzt, und dessen Axt alle Dogmen gefällt hatte, an deren Wurzel nur von der Revolution die Axt gelegt worden war. Man hatte so große Angst vor dem Sohne, daß man sogar dem Vater aus dem Wege ging, obschon man recht gut wußte, daß er jetzt alt geworden war und nach Saturn's Vorgange gern seinen eigenen Sohn verschlungen hätte, wenn seine orthodoxen Zähne nicht zu schwach gewesen wären und der Sohn zu stark; man sah also den Protestantismus und die Revolution als ein eng verbundenes Paar an und wandte sich an das einzige, ganz zuverlässige Mitglied der Familie, an den Großvater, den alten Katholicismus, bei welchem man sich betreffs revolutionärer Anfechtungen durchaus sicher fühlte, welcher Religion im Ueberflusse, ja, ein ganzes Magazin voller Dogmen hatte, die so schön ekstatisch, so herrlich frei vom geringsten Grane Verstand und Vernunft waren, und welcher, wie Heine sagt, die allerschönste und idealste Dame du comptoir, die Madonna, besaß, die mit ihrem überirdischen Lächeln die Kunden herbeilockte.

Wir haben schon gesehen, welchen Eindruck die katholische Kunst der Renaissance auf Frau von Staël machte, sie machte keinen geringern auf die Romantiker. Wie sehr schwärmt z. B. Tieck für Correggio! Allein bald kam man dahinter, daß jene Renaissancekunst doch allzu heidnisch sei; man ahnte, wie Heine bemerkt, daß die stolzen Lenden der Tizian'schen Venus eben so gründlich gegen die Askese des Mönchsthumes protestirten, wie die bekannten Thesen an den Kirchenthüren zu Wittenberg. Man sah zu seinem Aergernisse, daß Correggio die Wände des Nonnenklosters von San Paolo in Parma mit den bezauberndsten nackten, jugendlichen Leibern erfüllt hatte, die einen Adonis, eine Juno darstellten, man nahm mit Bedauern wahr, daß Rafael sich kein einziges Mal darauf eingelassen, eine Kasteiung oder ein Martyrium zu malen, und daß keine einzige Geißelung oder Kreuzigung von seiner Hand existirt. Man ging also auf die vorrafaelischen Maler zurück, man wollte von Leonardo und allen Künstlern des fünfzehnten Jahrhunderts Nichts mehr wissen, und blieb erst tief unten im vierzehnten Jahrhundert stehen, wo man den Ausdruck Dessen, was man fühlte, in den spiritualist-

ischen Heiligengestalten jener Zeit wiederfand, in jenen Rittern von der traurigen Gestalt, deren fromme Häupter schief auf dem Rumpfe sitzen, und deren magere Arme und lange, dünne Beine eben so viele Proteste gegen Fleischlichkeit und Sinnlichkeit zu enthalten scheinen, deren weibliche Heilige endlich nur aus einer Glorie, einem verklärten Antlitz und einer weiten Kutte bestehen, die, bauschig wie ein Sack, keine Körperform unter ihren willkürlich gebrochenen Falten ahnen läßt. Für die besten der Romantiker wurde indessen doch ein wirklich großer Künstler, Fra Angelico da Fiesole, das Ideal. Wer möchte diesen über alle Beschreibung bewunderuswerthen Maler herabsetzen wollen, dessen künstlerisches Genie eben so groß und außerordentlich ist, wie seine Seele rein, tief und edel war! Er, der stille Mönch des San Marco-Klosters, lebte und athmete wirklich in der höchsten Ekstase des katholischen Glaubens. Mit der Reinheit eines Engels verbindet er die feurige Innigkeit einer glühenden Seele und die Gabe eines tief blickenden Geistes, zu charakterisiren. Für ihn war der Katholicismus Natur, für ihn war er Ernst. Aber Natur war er nicht für die ganze Schaar langhaariger und baarhalsiger prärafaelitischer Maler und Dichter, welche das Räthsel des Seins in seinen Bildern gelöst fanden.

Nach der Revolution von 1789 darf man nicht mehr auf Goldgrund malen wollen. Der Horizont ist offen.

Aber man blieb nicht hiebei stehen. Die italienische Kunst war noch zu klassisch, zu antik beseelt. Eine große, helle Kirche wie St. Peter war nicht mystisch genug, war, wie Lamartine in der Einleitung zu „Graziella“ sagt, allzu sehr dazu geeignet, wenn einmal alle positive Religion von der Erde verschwunden ist, immer noch ein Tempel der Menschheit zu sein. Man wandte sich daher zu seinen heimathlichen Denkmälern, zu dem Stil, welchen die nordischen Barbaren mit ihrer tiefen Gefühlsinnigkeit und mit ihrem größeren Hange zu Aberglauben und Grauen erzeugt hatten, und das ganze neue Streben wird gothisch. Der gothische Stil entstand zu einer Zeit, wo das Leben eine antecipirte Hölle schien. Im elften Jahrhundert hatte man unter siebenzig Jahren vierzig Jahre Hungersnoth.

Nachdem der eine rohe und wilde Völkerstamm nach dem andern die unglücklichen Staaten Europas verheert, geplündert, ausgesaugt und mit Feuer und Schwert durchtobt, nachdem man um das Jahr 1000 in der trügerischen Erwartung von Christi Wiederkehr alle Arbeit, allen Kauf und Verkauf eingestellt hatte, nachdem die letzten Ueberreste der edlen Kunst des Alterthums zerschlagen und zertrümmert worden, die letzten Spuren der edlen Wissenschaft des Alterthums in Vergessenheit gerathen waren, nachdem es den barbarischen Häuptlingen, die sich jetzt in Lehnsherren und Burggrafen umgewandelt hatten, durch Diebstahl, Raub und Mißhandlung gelungen war, die Erde zu einem wirklichen Jammerthal für die Menschen zu machen, die äußerlich von Pest, Aussatz und Epidemien heimgesucht wurden, welche die Unkenntniß der einfachsten Gesundheitsregeln beförderte, als man fast den Standpunkt der Kannibalen erreicht hatte und Vorkehrungsmaßregeln gegen den Genuß des Menschenfleisches treffen mußte, als mit Einem Worte die Menschheit so tief wie möglich in der schauerlichen Kloake des Mittelalters versunken war, da erhob sich die gothische Kunst.*)

Inmitten aller Schrecknisse und Verzagtheit offenbarte sich bei den Menschen, wie bei Kranken, die lange an ihr Schmerzenslager gefesselt, wie bei Gefangenen, die lange in ein dunkles und feuchtes Loch gesperrt waren, eine nervöse Exaltation, die in solcher Art nie zuvor in der Weltgeschichte erlebt worden war. Der männliche Charakter, den die Phantasie im griechischen Alterthume gehabt hatte, verschwand, man träumte, weinte, kniete, man fühlte sich unendlich weichmüthig und verzückt über alles Irdische hinaus, die Einbildungskraft wurde launenhaft und schwärmerisch, wie niemals zuvor.

Auf dieser Grundlage erhebt sich der neue Bau. Das Herz des Menschen, der in die neue Kirche tritt, ist voller Qualen, er weiß aus Erfahrung, daß das Erdenleben eitel Prüfung und Jammer ist, daß seine Kürze der einzige Trost sein würde, wenn nicht die ewige, unendliche Folterpein der Hölle Aller wartete, die nicht zu den Auserwählten gehören.

*) Vgl. H. Taine: Philosophie de l'art.

Es gilt also nur, ein Auserwählter zu werden, es gilt, seine Seele mit dem Bilde der Erlösung, des leidenden Christus, der sich an seinem Kreuze krümmt, zu erfüllen. Diese Vorstellungen passen nicht zu dem vollen und heiteren Licht der Sonne, deshalb ist das ganze Innere der Kirche wider die Sonnenstrahlen verbarrikadirt und, wie das Leben selbst, voll Schatten und Finsterniß. Das Licht fällt nur durch die kleinen rothen und grünen Scheiben wie Blutstropfen und Eiterflecke, die uns an die Passion mahnen, zugleich aber durch die Rose mit purpurfarbigem Schein, mit einer Pracht wie der Glanz von Amethysten und Topasen bei einer überirdischen Illumination, und Dies mahnt uns an das Paradies.

Schon die Kreuzform der Kirche ist symbolisch, man wandelt da in dem hohlen Werkzeuge des Martyrthums selbst*). Die gesunde, schlichte Säule ist dem riesigen Pfeiler gewichen, der so hoch in die Höhe strebt, daß er seinen irdischen Halt vergißt. Der Reichthum, die Seltsamkeit und Extravaganz aller Formen entspricht der Unnatur und Unruhe der krankhaften Phantasie. Die Absicht ist, überall zu verblüffen und zu blenden. Aber das Paradoxe des Gefühls verräth sich überall in dem Gebäude, seinem Ausdruck. Das Ganze droht einzustürzen. Ohne die Stützpfeiler, welche gegen die Wände drücken, würde der Bau zusammenbrechen. Er zerbröckelt unaufhörlich, und es ist ein ganzes Corps von Maurern erforderlich, um seinen ununterbrochenen Ruin zu hemmen. Der durchbrochene steinerne Spitzenschmuck, mit welchem einige der schönsten Kirchen verziert sind, und welcher symbolisch auf gespenstige Weise die geistige Beseelung, die Vergeistigung der schwerfälligen Materie ausdrückt, kann sich nicht durch seine eigene Kraft fest halten, sondern ist eine architektonische Lüge; denn er würde herabfallen, wenn er nicht an einen Eisenpanzer genietet wäre, dessen Verrosten eine stete Reparatur nöthig macht.

Sind nicht in dieser symbolischen Kunst all' jene künstlerischen Absurditäten — die Lüge und Baufälligkeit dieser von allen Seiten künstlich gestützten und aufgesteiften Architektur —

*) H. Heine's sämmtl. Werke, Bd. VI., S. 33.

selbst ein großes, lehrreiches Symbol? Nichtsdestoweniger wiesen die Romantiker auf diese, in einem ganz anderen Zeitalter entsprungene Kunst zurück; und war es nicht bezeichnend genug, daß der naive Oehlenschläger, als er zum ersten Male mit den Führern der Schule zusammen traf, in denen er eine Gesellschaft magerer und enthusiastischer Asketen zu finden erwartete, mit Verwunderung in dem Haupte derselben (nach seinen eigenen Worten) „ein ironisch fettes Gesicht sich sanguinisch entgegen glänzen sah?"

Nichtsdestoweniger war er, wie man sehen wird, besonders in seiner eigenen Einbildung, tief in die artistischen Sympathien der Schule eingeweiht. Aus einem Briefe jener Zeit, wenn ich nicht irre, an Mynster, ersieht man, daß Oehlenschläger und seine Schwester viel mehr in Albrecht Dürer zu finden behaupteten, als andere Menschen in seinen Werken finden konnten. Es versteht sich von selbst, daß Dürer mit seiner volksthümlichen und naiven Treuherzigkeit, besonders jedoch wegen seiner Mystik, seiner Hirsche mit Kreuzen zwischen dem Geweih und all' seines symbolischen Krimskrams, gründlich von den deutschen Romantikern kanonisirt wurde. Aber Oehlenschläger und Dürer! Der Dichter von Gulnare, von Ali und Gulhyndi und Dürer! Es ist noch eine Liebenswürdigkeit mehr von Oehlenschläger, daß er sich einbildet, er sympathisire mit Dürer.

Ich bemerkte vorhin, daß die Geister in Deutschland sich zu jener Zeit in zwei Schulen schieden. Die eine war vorwärtsschreitend und schloß sich an Fichte und Schiller an. Es war diese Schule, welcher die Jünglinge der Freiheitskriege entsproßten, und welcher Deutschland Kleist's, Körner's und Uhland's Gedichte verdankt. Die andere Schule, die romantische, begann hingegen, wie gesagt, damit, sich an Goethe anzuschließen.

Nichtsdestoweniger geht von ihren Vertretern, trotz dieses Anschlusses, eine erhebliche Opposition wider Goethe aus. Er war ihnen vor allem zu kalt. Novalis bezeichnet „Wilhelm Meister" als ein staatswirthschaftliches Evangelium und will in „Heinrich von Ofterdingen" ein Gegenstück dazu liefern. Goethe war ihnen ferner zu antik; wenn man Mignon und ein paar andere romantische Gestalten ausnahm, bedeutete bei

Goethe die Handlung meistens schlechthin Das, was sie war. und, wie Heine gesagt hat: „Was die Odyssee als ein nicht-romantisches Gedicht bezeichnet, ist, daß diese Irrfahrten des Helden in Wirklichkeit Nichts anders bedeuten, als die Irrfahrten eines Mannes, welcher Odysseus hieß, und z. B. durchaus nicht ein Sinnbild der Irrfahrten der Seele durch das Labyrinth der Sünde oder dergleichen sind." Von jetzt an sollte die Ahnung immer über das Wort hinaus deuten, die Idee über die Form hinaus greifen, wie bei Jakob Böhme, bei Dante und den gothischen Baumeistern.

Da man der Wirklichkeit und dem Leben entfloh, ward der Müßiggang ein Ideal. Es traf sich so glücklich, daß Friedrich Schlegel bei dem leidenschaftlichen Streben, sich von dem griechisch-römischen Alterthume zu entfernen, seine einzige wahre, aber diesmal auch große, wissenschaftliche That vollbrachte: er begründete das Sanskritstudium und eröffnete dadurch der europäischen Kultur eine ganz neue Bahn. Er legte den Grund erstlich zu einer ganz neuen Philologie, welche sich parallel mit der klassischen als indisch-orientalische entwickelte, sodann zu einer zweiten ganz neuen Philologie, welche die klassische mit umfaßte: zu der vergleichenden Sprachwissenschaft, der Philologie als Naturwissenschaft.

Aber vorläufig war es jetzt der indische Müßiggang, welcher zum Ideal wurde: das beschauliche, rein vegetative Leben. Es ist in Wirklichkeit dies Ideal, welches in Schlegel's „Lucinde" verherrlicht wird. Es ist dies selbe Ideal, welches später die romantische Schule in Frankreich sich aneignet, und welches Théophile Gautier in Romanen wie „Fortunio" verherrlicht. Es ist dies Ideal, welches beständig dem Aesthetiker in „Entweder — Oder" vorschwebt, diesem echten Produkt der romantischen Schule, das, wie Kierkegaard selbst, an der Lektüre von Deutschlands romantischen Dichtern groß gesäugt ist, und in welchem es heißt: Meine Zeit theile ich folgendermaßen ein: die Hälfte derselben verschlafe ich, die andere Hälfte verträume ich. Wenn ich schlafe, träume ich niemals, denn zu schlafen ist die höchste Genialität." Doch wir brauchen gar nicht so weit in der Litteraturgeschichte vorzugreifen. Für Den, welcher

die Geschichte der Litteratur im Zusammenhange studirt, ist kein so großer Sprung, wie man glauben sollte, von den Romantikern bis zu dem Verfasser des „Tagebuch des Verführers“, dieses Halbbruders von Tieck's „William Lovell“ und von dem alten großen Tagediebe, dem genialen morgenländischen Müßiggänger „Aladdin“.

Noch ein weiterer Zug: Der Haß gegen den Fortschritt und gegen die wirkliche Welt führte dahin, daß der Hang zum Phantastischen und Wunderbaren die Seele dieser Poesie und Aesthetik ward, und daß Mythus und Märchen von jetzt an die mustergültigen Arten wurden.*) Alle alten Volkssagen und Legenden werden gesammelt, neu aufgefrischt und oft so vortrefflich nachgedichtet wie von dem ersten Dichter der Schule, Ludwig Tieck, in „dem blonden Eckbert“ oder in der „Geschichte von der schönen Magelone und dem Grafen Peter von Provence.“

Da die Triebfeder der Handlung, der Glaube an den Fortschritt, aus dem Herzen des Menschen hinweggenommen ist, so entstehen im Drama die Schicksalstragödien mit ihren symbolischen Schattengestalten, ihren fatalistischen Albernheiten und ihrem thörichten Aberglauben, und die dramatischen Satiren nehmen durchgehends den Ton des Marionettenspieles an (in Dänemark bezeichnet sogar Heiberg seine ersten Stücke ausdrücklich als Marionettenspiele). Man wird immer kindlicher: aus Furcht vor dem Salon und Gesellschaftssaale, der im achtzehnten Jahrhundert die Litteratur beherrschte, flüchtet man sich in die Kinder- und Ammenstube. Hier wird die rechte romantische Dichtung geboren.

Man wird endlich mehr und mehr katholisch. In seiner Angst vor dem heidnischen Geiste hatte man damit begonnen, Shakespeare als den größten Dichter auszuposaunen, allein bald fand man einen viel größeren in Calderon, mit dessen mystischer Andacht Shakespeare's Freisinn und Realismus nicht verglichen werden konnte. Selbst Heiberg stellt Calderon über

*) Vergl. die Abhandlung über H. C. Andersen in den „Kritiken und Portraits, von G. Brandes“: deutsch in A. Strodtmann's „Bilder und Skizzen aus Dänemark.“

Shakespeare. Und hier fand man katholische Wunderlichkeiten und Bornirtheiten zu Tausenden. Zuletzt zog die Mehrzahl der Führer der romantischen Schule die einzige logische Konsequenz dieser Richtung. In Berlin war unter Friedrich Wilhelm II. eine frömmelnde Hofreaktion der französischen Bildung Friedrich's des Großen gefolgt, und an diese klammerte sich ein Theil der Romantiker. Andere, wie Stolberg, Zacharias Werner und Friedrich Schlegel, traten zur katholischen Religion über und nahmen Dienste im Solde Metternich's, des Papstes und der Jesuiten. Und in Wien treffen wir nun den Verfasser der „Lucinde", d. h. Deutschlands größten Libertin in der Litteratur, nebst seiner korpulenten Begleiterin, Dorothea Veit, damit beschäftigt, in der Religion und dem Kastenwesen der Inder das Vorbild für die katholischen Dogmen und die katholische Religion zu finden, und die absolute Monarchie als die einzige religiöse Staatsform zu verfechten, betend, predigend, Psalmen singend, bis ihn eines Tages ein Tod überraschte, der seiner würdig war, indem er an einer Hühnerpastete erstickte.

Bei dem Massenübertritte zum Katholicismus endete die Schule damit, ihre Tendenzen zu demaskiren. Das Schönheitsideal, welches man verfolgt hatte, war nicht die frische, ewig junge Schönheit, welche die Renaissancezeit zurück eroberte. Es war eine Schönheit, welche an der Schönheit der eingesperrten Nonne des Mittelalters erinnerte, von der die Sage erzählt, — geistig wie ihre religiöse Weihe, und doch so sinnlich, daß sie den Ritter verlockte, sie in verliebtem Wahnsinne zu verfolgen. Die Nonne floh vor dem Ritter in die Kirche hinein, und sie sah keinen Ausweg mehr, seiner Umarmung zu entrinnen. Da öffnete sie endlich ihr langes Gewand und zeigte ihm ihre entblößte Brust, die von einem grauenhaften Krebsschaden zerfleischt war. Die Romantiker sahen nicht die Wunde der Schönheit, welcher sie nachjagten; sie bemächtigten sich ihrer darum nicht minder. Aber wir, die wir diese Schönheit nicht mehr mit ihren befangenen und verliebten Blicken betrachten, wir sehen den Krebsschaden dieses Schönheitsideals.

3.
Deutschland und Hindustan. Der Pantheismus der Romantiker.

Es war kein Wunder, daß ein Augenblick in der Geschichte Deutschlands erschien, wo man mit Leib und Seele begann, den Geist und die Kultur des alten Indiens in sich aufzunehmen und sich zu eigen zu machen. Denn dies große, dunkle, traumreiche und gedankenvolle Deutschland ist in Wirklichkeit ein modernes Indien, gleichwie Frankreich — mit der großen Einschränkung, auf welche ich hingewiesen — ein modernes Hellas ist. Nirgends hat in der Weltgeschichte die beschauliche Betrachtung, die eigentliche, von aller empirischen Forschung sich losreißende Metaphysik, eine so hohe und so allseitige Entwicklung erreicht, wie in dem alten Indien und dem modernen Deutschland. Deshalb war den Franzosen der Neuzeit, als sie das vage und reiche deutsche Geistesleben entdeckten, schier zu Muthe, als seien sie in die formlose und gewaltige Natur, in die seltsame Geisteswelt und die zugleich reine und märchenhafte Poesie Hindustans entrückt worden. Indien zieht die deutschen Dichter wie mit einem geheimen Zauber an; Heine singt ja:

Am Ganges duftet's und leuchtet's,
Und Riesenbäume blühn,
Und schöne, stille Menschen,
Vor Lotosblumen knien.

Die Analogien zwischen Indien und Deutschland sind zahlreich und drängen sich einem von selber auf.

Der am tiefsten liegende gemeinsame Zug ist allerdings der Hang zur abstrakten Spekulation. Schelling's intellektuelle Anschauung, sein Erschauen aller Dinge in Gott, Hegel's Grundidee, daß es das Höchste im Leben sei, durch Versenkung des Selbst in die Abstraktion sich als eins mit der Gottheit zu fühlen, entsprechen altindischen Anschauungen und Systemen. Die intuitive Erkenntniß bei Schelling war schon das Ideal der Inder, und wenn Hegel sagt, daß die Erkenntniß des Menschen von Gott Gottes Erkenntniß seiner selbst sei, so ist dieser Glaube an die Gottwerdung jedes einzelnen Individuums durch den abstrakten Gedanken wie aus dem Herzen eines alten Inders

entnommen. Was den dritten großen Philosophen des Jahrhunderts, Arthur Schopenhauer, betrifft, so ist er mit vollem Bewußtsein rein indisch, gleichsam ein verspäteter und aus der Heimath verbannter Bewohner des alten Hindustans, wo die Philosophen, welche mit dem Namen Nastika (Atheisten) bezeichnet wurden, zweitausend Jahre vorher seinen Nihilismus antecipirt hatte.

Mit dem Hange zur Spekulation vereinigt sich der Hang zur Poesie. Wie Deutschland, so hat auch Indien nie eine klassische Prosa zu entwickeln vermocht. Selbst die philosophischen Systeme sind in Indien in Versen abgefaßt, und im Uebrigen: derselbe Mangel an dramatischer Begabung wie in Deutschland, dieselbe formlose Fülle, derselbe lyrische Reichthum, welcher eine plastische Form und eine aktive, kraftvoll bewegte Handlung unmöglich macht.

Mit der ausgedehnten Spekulation ist vornehmlich bei diesen beiden großen Völkerstämmen eine Eigenschaft verbunden, welche sich bei ihnen in gleichem Maße findet: die merkwürdige Universalität, die erstaunliche Fähigkeit, alles Fremde zu verstehen und sich anzueignen. Die Inder erhalten ihre Buchstabenschrift und ihre Sternkunde von den umwohnenden Völkern, den Phöniziern und Babyloniern, sie empfangen aller Wahrscheinlichkeit nach von den Griechen sowohl starke dramatische wie starke philosophische Impulse, und was die Deutschen betrifft so sind sie, wie bekannt, das größte Uebersetzervolk der Erde, und Deutschland ist der große Kessel, in welchem die Gedanken und Entdeckungen, die Moralsysteme und Dichtungen der ganzen Welt zusammengebraut werden.

Ein gemeinsamer Zug ist ferner die Auffassung des Sittlichen oder, um ein bestimmtes Beispiel zu nehmen, die Auffassung des Weiblichen, vor Allem des Begriffes Ehefrau, welcher in Indien urgermanisch ist.

Man lese ein paar indische Dramen, wie „Sakuntala“ oder „Der thönerne Wagen“, und man wird in der Auffassung des Weiblichen, in der Sanftheit und im Begriff der Abhängigkeit des Weibes vom Manne, welche in Indien sogar zu einem solchen Extrem wie dem Verbrennen der Gattin mit der

Leiche ihres Gatten führte, Analogien von schlagender Art mit Werken wie Tieck's „Genoveva" und Kleist's „Käthchen von Heilbronn" finden.

Die Hauptähnlichkeit jedoch besteht in der gleichartigen und so eigenthümlichen Form der Philosophie und Religiosität beider Länder. In beiden derselbe begeisterte Pantheismus. Wir wissen, als das alte Griechenland zu Grunde gegangen war, hörte jener Schiffer, der Nachts an der griechischen Küste entlang segelte, den Ruf aus den Uferwäldern erschallen: „Der alte Pan ist todt!" Aber nein, der alte Pan war nicht todt, er schlummerte nur. Und er erwachte in Italien zur Renaissancezeit, er wurde anerkannt und man huldigte ihm als dem lebendigen Gotte in Schelling's, in Goethe's, in Hegel's Deutschland.

So tief liegt der Pantheismus in der deutschen Natur, daß die romantische Schule in Wirklichkeit, trotz all' ihrer katholischen Tendenzen, ebenso pantheistisch wie Goethe und Hölderlin ist; ja, der Pantheismus wird das Band, welches diese Schule mit dem Geiste der Freiheit und des Fortschrittes vor ihr und nach ihr in Deutschland verknüpft. So sehen wir hier abermals, wie bei der vorhergehenden Gruppe, den Geist der neuen Zeit so mächtig einher rauschen, daß er sich unhemmbar seine Bahn durch alle reaktionären Deiche, allen Schlamm und alle Steine bricht, die man auf seinem Wege empor gethürmt. Ja, die neue Schule ist, von einer gewissen Seite betrachtet, noch pantheistischer, als die antikisirende. Denn der indische Geist hatte einen ganz anders pantheistischen Charakter als der griechische. Wenn der alte Grieche an einem herrlichen Wasserfalle stand, wie z. B. an dem von Tibur unweit Rom's, so gab er dem Gesehenen persönliche Gestalt. Sein Auge erblickte die Umrisse schöner, nackter Weiber, der Nymphen des Ortes, im fallenden Strom der Kaskade, der Schaum war ihr flatterndes Haar, er vernahm ihr muthwilliges Plätschern und Lachen im Wassergeriesel und im Aufspritzen des Schaumes gegen die Felsenwand.

Mit anderen Worten, der antike Beschauer verlieh der unpersönlichen Natur Persönlichkeit. Der antike Dichter verstand nicht die Natur, seine eigene Persönlichkeit stand ihm

überall zu stark im Wege, sie spiegelte sich überall vor seinen Auge ab. Er sah Nichts anders vor sich, als Personen. Just umgekehrt ein großer moderner Dichter, wie Goethe oder Tieck, bei denen das ganze Gefühlsleben pantheistisch ist. Er entkleidet sein eigenes Ich der Persönlichkeit, um die Natur zu verstehen. Dem Wasserfall gegenüber zersprengt er sein eigenes Selbst. Er fühlt sich gleiten, fallen, umherwirbeln mit diesen schäumenden Wassern. Sein Wesen entströmt aus den engen Schranken oder dem geschlossenen Kreise des Ich und fließt dahin mit diesem Strome. Sein elastisches Bewußtsein erweitert sich, er nimmt die unbewußte Natur in sein Wesen auf, er vergißt sich selbst über Dem, was er sieht, wie Der, welcher eine Symphonie anhört, in dem Gehörten aufgeht und verschwindet. Und so überall. Wie sein Wesen mit den Wellen dahin fließt, so fliegt und klagt er mit dem Winde, schwebt mit dem Monde durch den Himmelsraum, fühlt sich als eins mit dem formlosen Allleben.

„Je mehr er die Natur betrachtet“, sagt Taine in seiner Geschichte der englischen Litteratur, „desto göttlicher findet er sie, göttlich bis zu ihren Felsen und Pflanzen herab. Im Walde, der leblos scheint, athmet jedes Blatt und die Säfte steigen unmerklich durch die stämmigen Aeste bis zu den feinsten Zweigen hinauf. Sie erfüllen die Luft mit Düften und Wohlgeruch, und diese leuchtende Luft, diese grünen Kuppeln, diese lange Kolonnade von Stämmen, dieser stille Boden arbeiten und bilden sich um, vollbringen ein Werk, und das Herz des Dichters braucht nur zu lauschen, um die Stimme ihrer dunklen Instinkte zu hören. Sie sprechen zu seinem Herzen, ja noch mehr, sie singen, und die anderen Wesen machen es eben so, jedes mit seiner eigenen kurzen oder langen, zusammengesetzten oder einfachen Melodie, welche die innere Struktur des Körpers offenbart, der diesen Klang erzeugt. Diese Melodie respektirt der Dichter. Er hütet sich, sie zu verfälschen indem er seine Ideen oder seine Betonung in sie einmischt. All' seine Sorge ist darauf gerichtet, sie unangetastet und rein zu bewahren. So entsteht sein Werk als ein Echo der universellen Natur, ein gigantischer Chor, in welchem Götter und Menschen, die Vorzeit

die Zukunft, alle Epochen der Weltgeschichte, alle Stufen des Lebens, alle Töne in der Tonleiter des Lebens ohne Verwirrung einen Akkord, eine Symphonie bilden, in welcher der schmiegsame Geist des Musikers sich persönlich auf keine andere Weise offenbart, als dadurch, daß er hinter dieser gewaltigen Harmonie die Gruppe idealer Gesetze hervorschimmern läßt, welche dieselbe erzeugen, und die innere Allvernunft, welche die ganze Harmonie zusammen hält."

Es ist dieser Pantheismus, den Goethe in dem beißenden Epigramme vertrat:

> Was soll mir euer Hohn
> Ueber das All und Eine?
> Der Professor ist eine Person,
> Gott ist keine.

Es ist dieser Pantheismus, den er in „Faust" entwickelt, und den die Romantiker fortsetzten, sie, von denen ich sagte, daß sie das Gras wachsen hören, die Vogelsprache verstehen und sich im Mondenschein baden wollten.

Allein die Doktrin der Romantiker erhielt doch eigentlich erst ihre rechte philosophische Begründung durch Schelling. Während Fichte an der Spitze der Fortschrittspartei im Jahre 1808 mit seinen gluthvollen Reden an die deutsche Nation sich nach außen an die Wirklichkeit wendet, um das Volk dem französischen Joche zu entreißen, bezeichnet Schellings Philosophie das extremste Rückschreiten nach innen. Er nennt selbst sein ganzes System eine Reaktion gegen die Aufklärung und Abklärung des Verstandeszeitalters.*)

Wie Goethe sich in den fernen Orient flüchtete, so flüchtete Schelling sich aus der störenden Außenwelt in die fernste Vorzeit und fand dort die Quellen der Wahrheit und des Lebens. Im Gegensatze zu der Ansicht der Aufklärungsperiode, daß die Menschheit sich langsam von der Barbarei zur Kultur, vom Instinkte zur Vernunft vorwärts und hinan gearbeitet habe, erklärt er die Menschheit für gesunken, d. h. von einem höheren Bildungszustande herabgesunken, in welchem sie eine Erziehung genoß, die von höheren Wesen, von einem Geistergeschlechte ge-

*) Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts.

leitet ward. Dann erfolgte ein Sündenfall, und in der Periode der Gesunkenheit zeigten sich nur wenige solcher Lehrer, höheren Wesen, Propheten, Genies, wie Schelling selbst, die an der Wiederaufrichtung jenes vollkommenen Lebens arbeiteten. Wir Alle wissen, daß die Wissenschaft den Männern der Revolution Recht und Schelling Unrecht gegeben hat, und daß wir, die wir im Zeitalter Charles Darwin's leben, nicht mehr die Möglichkeit eines ursprünglich paradiesischen Zustandes und eines Sündenfalls annehmen können. Darwin's Lehre wird die orthodoxe Moral zu Boden schlagen, gerade wie Copernicus' Lehre die orthodoxe Dogmatik zu Boden schlug. Das System des Copernicus nahm dem orthodoxen Himmelreich seine physische Stelle, und so wird dereinst Darwin's Lehre dem orthodoxen Paradiese die seinige nehmen.

Aber zu dieser Erkenntniß war man damals noch nicht gelangt, und Schelling wies in eine Urwelt zurück, wo die Sagen von Göttern und Halbgöttern ihm historische Thatsachen dünkten, und so gelangte er dahin, die Mythologie als das größte aller Kunstwerke zu preisen, das einer unendlichen Deutung fähig war, und eine unendliche Deutung heißt eine willkürliche. Wir sehen hier im Keime die ganze Grundtvig'sche Mythenauslegung mit ihrer unwissenschaftlichen und unzuverlässigen Behandlung der Mythen. Sie geht aus von einer Schelling'schen Idee, die mit so vielen anderen Ideen in Dänemark von Steffens importirt wurde, dessen Vorträge bekanntlich einen so außerordentlichen Eindruck auf Grundtvig machten.

Aber die Abwendung von den Gesellschaftsinteressen findet einen noch bestimmteren Ausdruck in Schelling's Vertiefung in die Natur, eine Bewegung, die schon Goethe gemacht, aber die freilich ihn dahin geführt hatte, eine Reihe großartiger Entdeckungen zu machen, deren Gleichen Schelling nie gemacht hat. Wie nach der Vorstellung der Mystiker Gottes Imagination denkend die Welt erschuf, so sollte nach Schelling's Ansicht allein die entsprechende Kraft im Menschen im Stande sein, den geistigen Schöpfungen des Menschen ideale Wirklichkeit zu geben.

Es ist also diese wesentlich ästhetische Kraft, die soge-

nannte intellektuelle Anschauung, das heißt etwa die nach Vernunftgesetzen thätige vollständige Phantasie, von welcher Schelling, der hier augenscheinlich unter dem Einflusse der ästhetischen Kritik seiner Zeit steht, behauptet, sie allein bahne den Weg zur Philosophie, zur Einsicht in die Identität des Ideellen und des Realen. Ja, diese intellektuelle Anschauung war sogar nicht blos der Weg, sie war das Ziel. Und dies Verwechseln von Werkzeug und Werk bezeichnet den Eintritt einer gänzlichen, allgemeinen Verwirrung in der romantischen Poesie und Wissenschaft, indem die Wissenschaft bald mit den Mitteln der Kunst betrieben wird, so daß man in Hypothesen phantasirt, statt zu forschen, bald umgekehrt Poesie und Kunst mit den Mitteln der Philosophie und Religion betrieben werden, so daß die Dichterwerke sich zu einer gereimten Spekulation gestalten, deren Helden gestiefelte Ideen sind, und die Werke der Kunst den Mangel an leiblicher Gestalt vergebens mit dem Mantel katholischer Andacht und Liebe zu decken suchen. Man bildete sich ein, diese neue Naturphilosophie werde für immer jedes Erfahrungsstudium der Natur überflüssig machen; aber wir, die in einem Zeitalter leben, wo die empirische Naturforschung das Aussehen der Erde verwandelt und das Menschenleben durch Entdeckungen und Erfindungen sonder Gleichen bereichert hat, wir, die längst die unendliche Ohnmacht der Naturphilosophie erkannt haben, wir wissen, daß die reaktionären Tendenzen auch hier schließlich eine Niederlage erlitten, und daß das Leben selbst den Irrthum widerlegte. Was aber in dieser Theorie für uns ganz besonders Wichtigkeit und Interesse hat, ist das kräftige Betonen der göttlichen Phantasie als Urquell der Schöpfung und der menschlichen Phantasie als Urquell alles künstlerischen Schaffens; denn hier stehen wir bei dem Gedanken, aus dessen Schoße „Aladdin“ hervor ging, hier fühlen wir mit der Hand den Herzschlag, welcher das Blut bis in jenes äußerste Glied des großen germanischen Körpers trieb, das im Jahre 1803 mit dem Namen Kopenhagen bezeichnet ward.

Und hier stoßen wir endlich nochmals auf eine Analogie mit indischen Vorstellungen. Denn die Anschauung, daß Allem eine ununterbrochen schaffende, gleichsam gaukelnde Phantasie

zu Grunde liege, daß die wahre Welt eine Welt des Scheines sei, in welcher eine göttliche Ironie, dieselbe Ironie, mit der die Romantiker Tieck, Schlegel und Solger so viel zu schaffen hatten, beständig ihre eigenen Schöpfungen zu nichte mache, wie das Meer all' seine eigenen Wellen verschlinge, diese Anschauung ist ihrem Kerne nach verwandt mit der bekannten indischen Lehre, daß Alles Täuschung und Schein sei.

Erst mit Hegel tritt wieder die antike Anschauung ein. Hegel kehrt in seiner Phänomenologie des Geistes und in seiner Logik, wie ein moderner Aristoteles, zur Reflexion und Verstandespflege, zum methodischen Denken zurück. Seine griechische Geistesrichtung zeigt sich scharf und entscheidend zuerst in der Aesthetik, wo die klassische Kunst eigentlich die einzige schöne wird, während die symbolische noch nicht schön und die romantische nicht mehr schön ist, sodann in der Rechtsphilosophie, vielleicht dem am vorzüglichsten durchgearbeiteten Werke Hegel's, in welchem der harmonische Zusammenklang des Inneren und Aeußeren, die griechische Idee vom Staate als Träger der Sittlichkeit, Das, was Hegel als „die Moralität" bezeichnet, nämlich Kant's kategorischen Imperativ und das Gewissen, aufhebt und in sich aufnimmt.

Jedoch verschwindet deshalb bekanntlich bei Hegel nicht der Pantheismus; es ist nur wieder ein griechischer Pantheismus, wie bei Goethe, welcher den morgenländischen, es ist der Pantheismus des Gedankens, welcher den Pantheismus der Vorstellung ablöst. Wir finden daher, wie gesagt, den Pantheismus auch unter dem Katholicismus der romantischen Schule wieder. Aber damit nicht genug: auch all' die anderen heidnischen Strömungen setzen unter demselben ihren Lauf fort. Besonders hervortretend ist die Sinnlichkeit, jedoch nicht mehr stolz und frei wie bei Goethe, sondern gereizt und erhitzt wie in Friedrich Schlegel's „Lucinde", mit philosophischen Floskeln und mit einer erkünstelten Tiefsinnigkeit verbrämt. Sie tritt als eine Verherrlichung des Fleisches auf, ihre Frivolität ist eine solche, die man sich mit pedantischer Gründlichkeit anraisonnirt hat, und sie entsteht nothwendig als Gegensatz zu all' den frommen Gebärden, die man sonst zur Schau trägt. Man weiß, wie

selbst der fromme Schleiermacher nicht umhin konnte, seine Sympathie für die freie Sinnlichkeit in den „vertrauten Briefen über die Lucinde“ zu verrathen.

Und überhaupt schaffte man sich erst spät das griechische Wesen vom Halse. Jeder der beiden Schlegel schrieb sein Drama, das antik sein sollte, und selbst die abgeschmacktesten Schicksalstragödien, wie z. B. Werners „Vierundzwanzigster Februar“ sind nur unechte Kinder von Sophokles' „Oedipus“: nur daß der griechische Schicksalsgedanke hier bis zur reinen Karikatur übertrieben ist. Im Stücke wird dargestellt, wie Alles die Heldin an Fluch und früher verübte Frevelthat erinnert, wenn es nur an dem unglückseligen vierundzwanzigsten Februar geschieht. Es geht so weit, daß sie, als an diesem Tage ein Huhn geschlachtet wird, ausruft:

> Entgegen krisch es mir, das Huhn,
> Wie Fluch, wie Vater, als er röchelnd nun
> Im Sterben lag!

Aehnliche Albernheiten findet man in Müllner's „Neunundzwanzigster Februar“ und in Grillparzer's „Ahnfrau“. Spuren dieses Schicksalsglaubens, die im Uebrigen von Tieck ausgehen, treffen wir auch bei einem so extravaganten Mitgliede der Schule wie dem Dänen Ingemann. Man denke nur an seinen Bauer mit dem Schicksalsbuche in „Waldemar, der Sieger“. Aber im Uebrigen ist, wie sich von selbst versteht, Ingemann dem Pantheismus der romantischen Schule sehr feindlich gesinnt, und sein ganzes langes, unlesbares Gedicht „Die schwarzen Ritter“ ist gegen denselben gerichtet.

Eine gesunde, verdienstliche Richtung in den Bestrebungen der Schule war die, welche darauf ausging, den engen Kreis der Vorwürfe zu erweitern, die in den antiken Stoffen enthalten waren, und den Blick sowohl für das Eigenthümliche bei den fremden modernen Nationen wie für das Charakteristische bei der eigenen Nation zu erschließen. So wurde die Schule patriotisch, und zwar patriotisch in allen Ländern. Im Uebrigen freilich entstand schon jetzt in Deutschland dieselbe Liebhaberei für Exkursionen in fremde Länder, welche später die französische Romantik unter Victor Hugo ergriff. Der Vorgänger dieser Richtung war Herder mit seinem bewunderswerthen Sinne

für die Erzeugnisse des Volksgeistes in den verschiedensten Ländern. Für ihn war die Weltpoesie eine große Harfe, auf welcher jedes Volk seine Saite hatte. A. W. Schlegel's kritische und Uebersetzer-Thätigkeit folgte. Seine berühmten Vorlesungen über die dramatische Litteratur, welche unmittelbar vor dem Einmarsche der Alliirten in Paris erschienen, erklären nach Lessing's Muster die antike Poesie und Shakespeare's Dramen, enthalten aber zugleich nach Lessing's Beispiel die bittersten und gewaltsamsten Angriffe auf den französischen Geschmack und das französische Theater. Es ist interessant, dies Werk mit seinem zeitgenössischen Gegenstücke, mit Frau von Staël's Buch „Ueber Deutschland", zu vergleichen. Schlegel zeigt sich Frankreich gegenüber eben so voll Mißverständniß und Gehässigkeit, wie Frau von Staël sich Deutschland gegenüber verständnißvoll und sympathisch erweist. Er hat nicht genug Worte des Hohns für Corneille und Racine, und er behandelt den unsterblichen Dichter des „Tartuffe" mit einer Geringschätzung, die allzu thöricht ist, um nicht auf Den zurück zu fallen, welcher sie äußert. Dagegen erklärte er seinen Landsleuten mit feinfühlender Sympathie sowohl Shakespeare's wie namentlich Calderon's bisher gänzlich unbekannte Poesie. Seine Auffassung dieser Dichter hat indeß, neben einem großen Vorzuge, einen großen Fehler.

Der Vorzug ist, daß Alles, jede geringste Eigenthümlichkeit, zu seinem Rechte gelangt. Als er später seine meisterhaften, nie genug zu bewundernden Uebersetzungen Shakespeare's und einiger Dramen Calderon's ausführt, wird es klar, welchen Fortschritt das Verständniß moderner Poesie gemacht hat, seit Schiller in seiner Uebersetzung „Macbeth's" dies Stück nach antikisirenden Vorurtheilen zustutzte und alles Realistische und Kühne ausschied. Der Fehler dagegen ist bei Schlegel derselbe wie bei der ganzen romantischen Schule, derselbe, welcher bei uns in Dänemark sich von dieser Schule her über die ganze Folgezeit erstreckt, nämlich der, daß die Auffassung der Poesie beständig das Gepräge der germanischen Einseitigkeit trägt, d. h. bis zu dem Grade ästhetisch-metaphysisch ist, daß die empirisch-historische Auffassung gänzlich verdrängt wird und nicht zu ihrem Rechte gelangen kann.

Man hat das eine absolute Muster nach dem andern. Wie die Griechen und Aristoteles in Frankreich unter Ludwig XIV. als die absoluten Muster betrachtet wurden, so ward jetzt z. B. Shakespeare das absolute Muster in der Poesie, oder (wie bei uns in Kierkegaard's „Entweder — Oder") Mozart das absolute Muster in der Musik. Die historisch-zuverlässige Auffassung, die in ihrer empirischen Nüchternheit keine absoluten Muster kennt, wird gänzlich bei Seite geschoben. Jedes Werk wird Typus, Typus einer Dichtungsart, eine eingefleischte Kategorie. So ist z. B. in Dänemark für Heiberg Oehlenschläger's „Sankt Johannisabendspiel" „die vollkommenste Realisation des unmittelbaren Dramas in lyrischer Form." Man wähnt, die Dichtungsarten und Dichterwerke entwüchsen aus einander wie die Zweige auf einem Baume, statt sie in ihrem Zusammenhange mit der Kultur, mit dem ganzen Leben zu studiren. Man glaubt z. B., die Tragödie habe eine ununterbrochen zusammenhängende Geschichte, d. h. die griechische Tragödie stehe in einer Art direktem Verwandtschaftsverhältnisse zu der englischen, statt zu begreifen, daß die Tragödie nicht von den Tragödien anderer Völkerstämme erzeugt wird, sondern aus den Umgebungen, aus der Kultur und der ganzen psychologischen Sphäre hervorgeht, inmitten welcher sie entsteht.

Indessen: alle Schlagbäume wurden gefällt, die ganze Welt lag offen vor den Augen des Dichters, er hatte die Erlaubniß, seine Stoffe zu wählen, wo es ihm beliebte. Wir haben dies begeisterte Glaubensbekenntniß in unserer eigenen Litteratur in Oehlenschläger's schönem Gedichte „Des Dichters Heimath":

Ihr Freunde, wünscht ihr zu erfahren
Des Dichters Heimath, sein Gebiet?
Dann will ich kühn es offenbaren:
Es streckt sich hin von Norden bis nach Süd.
Es reicht von Spitzberg's kaltem Eise,
Da, wo der Urwelt große Mumie ruht,
Bis wo die letzte Insel leise,
Unmerklich sich verliert in Südens Fluth.
Gen Osten glänzt es an den lichten Morgen,
An Eden's jugendliche Pracht;
Gen Westen, wo das Licht verborgen
Unmerklich sich getaucht in Meeresnacht.
Dort klares Eis, hier blaue Wellen wieder;
Und rund um das erhabne Vaterland
Schlingt sich die Sonne Mittags wieder
Als diamantnes Ordensband.

In welchem Grade all' die neuen Anschauungen diesen größten Dichter unseres eigenen Landes blitzartig durchzucken mußten, begreift sich leicht.

Die Romantiker priesen die Phantasie über Alles in der Welt, sie war die höchste, die eigentlich göttliche Gabe. Wen konnte diese Lehre so tief ergreifen, wie ihn, dem gerade die reiche, sprudelnde Phantasie verliehen war, welche Baggesen's und des achtzehnten Jahrhunderts Konversationstalent ablöste. Die Romantiker priesen die Mythenwelt als die höchste, die echte. Da verfügte nun gerade er über eine ganz neue Mythenwelt, wie über einen Schatz, der nur gehoben zu werden brauchte. Die Romantiker riefen: „Wir müssen eine neue Mythologie finden, die für uns Dasselbe sein kann, was die antike für die Griechen und Römer war." Es sind Worte von Friedrich Schlegel und Novalis, die ich citire. Aber sie suchten vergebens, oder fanden nur die alten Mythen des Katholicismus. Er allein brauchte nicht zu suchen, er allein besaß schon den Schatz, ihm fiel die Apfelsine in seinen Turban herab, er fand die helle Lampe ohne Mühe, während die Andern sich die Köpfe zerbrachen, um ein stetiges Licht zu erzeugen, indem sie einen Schwefelfaden nach dem andern abbrannten. Die Romantiker glaubten an einen höheren Vorzeitszustand, von welchem die Menschheit herab gesunken sei, und vor seinen Augen stand gerade ein Volk, dessen Vorzeit bei Weitem seine Gegenwart überstrahlte, das diese dunkle Gegenwart zu vergessen wünschte, und das eine lebhafte Sehnsucht empfand, durch die Verherrlichung seiner Kindheitsträume und der Heldenthaten seiner Jugendzeit sich selbst verherrlicht zu sehen.

So geschah es, daß die Doktrinen der Schule in ihm, dem Nichtdeutschen, eine frischere, eine reichere und inhaltsvollere Poesie erweckten, als bei irgend einem poetisch begabten Geiste in Deutschland selbst, und so erklärt sich's, wie es nur eines Wortes von Steffens bedurfte, um zu seiner und aller Andern Ueberraschung den Zauber zu lösen, der ihm die Zunge band.

Hiermit schließe ich die Einleitung in die Geschichte der deutschen Romantik.

Druck von G. Reichardt, Groitzsch.